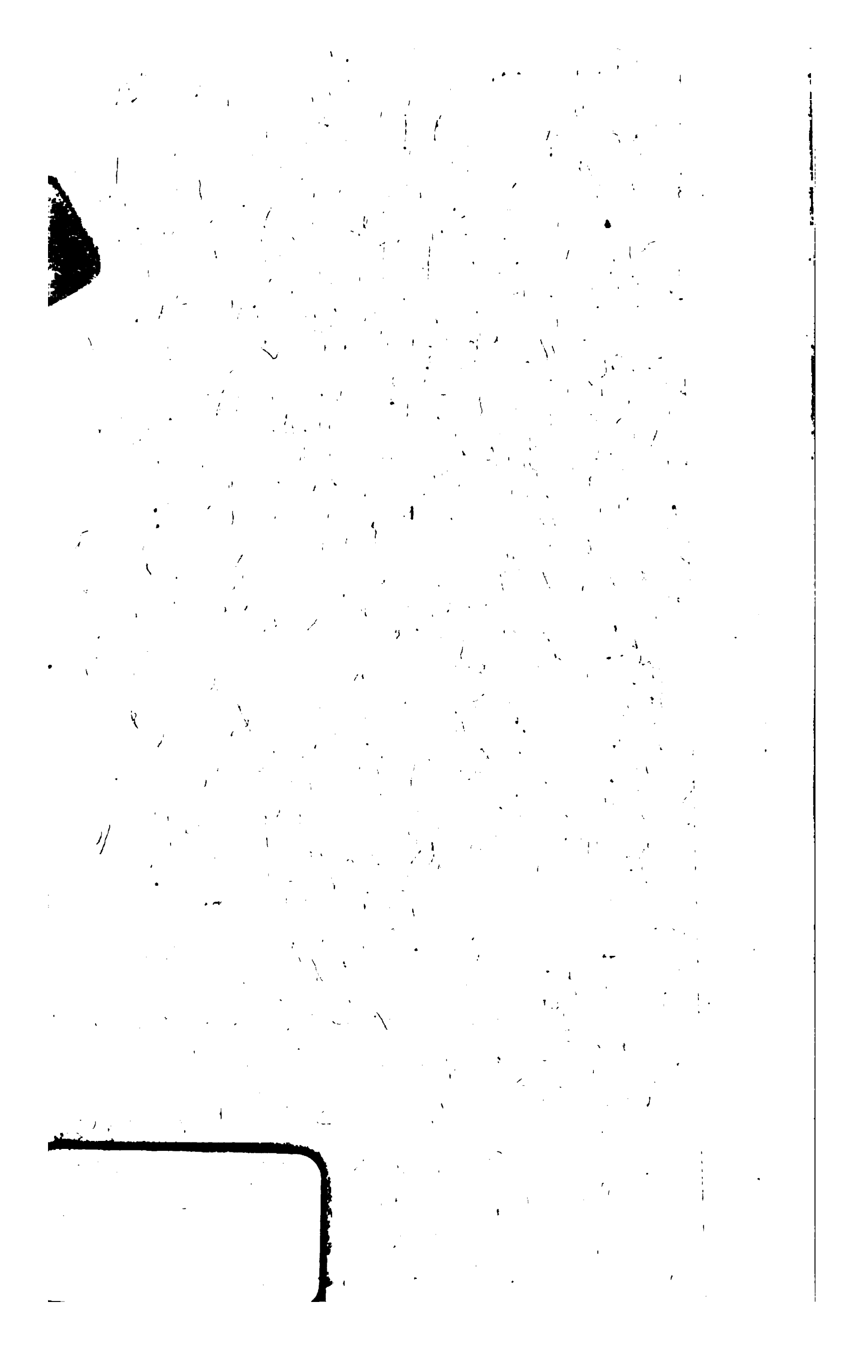

Google


3 3433 07583767 8





# Der Zusammenbruch.

(Der Krieg von 1870/71.)

---

Zweiter Band.

# Der Zusammenbruch.

(Der Krieg von 1870/71.)

Roman

von

Emile Zola.

---

Zweiter Band.



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
1893.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

# Zweiter Teil.

## Erstes Kapitel.

In der kleinen finstern Stube in Bazeilles veranlaßte eine jähe Erschütterung Weiß, aus seinem Bette zu springen. Er horchte, es war Kanonendonner. Mit tappender Hand mußte er eine Kerze anzünden, um nach der Uhr zu sehen. Es war vier. Der Tag brach kaum an. Rasch setzte er seinen Nasenkneifer auf, durchspähte mit einem Blick die Hauptstraße, den Fahrweg von Douzy, der das Dorf durchschneidet; aber eine Art dichter Staub erfüllte die Straße, man konnte nichts wahrnehmen. Er trat in die andere Stube, deren Fenster auf die Wiesen nach der Maas hinaus ging, und da begriff er, daß die Morgennebel aus dem Flusse emporstiegen und den Horizont verhüllten. Drüben, hinter dem Nebelschleier, auf der andern Seite des Wassers, donnerten die Kanonen noch stärker. Plötzlich erwiderte eine französische Batterie das Feuer so nahe und mit solchem Lärm, daß die Mauern des Häuschens zitterten.

Das Haus befand sich in der Mitte von Bazeilles, rechts, bevor man zum Kirchenplatz kam; die Vorder-

seite, die ein wenig zurücktrat, sah auf die Straße. Es war ein einziges Stockwerk mit drei Fenstern und darüber ein Bodenraum; dahinter lag ein ziemlich großer Garten, der gegen die Wiesen hinabstieg und von wo aus man gleich einem ungeheuren Rundbild die Hügel von Remilly bis Frénois erblicken konnte. Weiß, in seinem Eifer als neuer Hausbesitzer, hatte sich erst gegen zwei Uhr morgens niedergelegt, nachdem er alle Vorräte in den Keller hineingestopft und allen Scharfsinn aufgewendet hatte, um seine Möbel so gut als möglich gegen die Kugeln zu schützen, indem er die Fenster mit Matratzen verdeckte. Zorn erfaßte ihn bei dem Gedanken, daß die Preußen kommen und dieses Haus plündern könnten, das er so ersehnt, so schwer erworben und noch so wenig genossen hatte. Doch eine Stimme auf der Straße rief ihn:

„He, Weiß, hören Sie einmal!“

Unten fand er Delaherche, der gleichfalls in seiner Färberei hatte schlafen wollen, einem großen Ziegelbau, der mit dem Weißschen Hause eine gemeinschaftliche Mauer hatte. Die Arbeiter hatten sich übrigens alle quer durch die Wälder nach Belgien geflüchtet, und es war als Hüterin der Fabrik nur die Pförtnerin, eine Maurerwitwe Namens Françoise Quittard, zurückgeblieben. Auch sie, die zitterte und ganz verstört war, hätte sich mit den anderen davongemacht, wenn sie nicht ihren Knaben, den kleinen Charles, einen zehnjährigen Jungen, gehabt hätte, der so schwer am Typhus niederlag, daß man ihn nicht fortschaffen konnte.

„Hören Sie," wiederholte Delaherche, „das fängt gut an ... Das gescheiteste wäre, sofort nach Sedan zurückzukehren."

Weiß hatte seiner Frau ganz bestimmt versprochen, Bazeilles bei der ersten ernsthaften Gefahr zu verlassen, und er war durchaus entschlossen, sein Versprechen zu halten. Aber das war erst ein Artilleriekampf auf große Schußweite und in dem Nebel der Morgendämmerung ein wenig aufs Geratewohl.

„Warten wir, zum Teufel," erwiderte er, „es eilt nicht so."

Uebrigens war die Neugierde Delaherches so lebhaft, so stark erregt, daß er dabei ganz tapfer wurde. Er hatte kein Auge geschlossen, da ihn die Vorbereitungen zur Verteidigung sehr interessirt hatten. General Lebrun, der Kommandant des zwölften Corps, war verständigt worden, daß er bei Tagesanbruch angegriffen würde, und er hatte die Nacht dazu verwendet, sich in Bazeilles zu verschanzen, dessen Einnahme er seinem Befehle gemäß um jeden Preis verhindern sollte. Barrikaden verrammelten die Fahrstraße und die Gassen. Jedes Haus hatte eine Besatzung von einigen Mann, jedes Gäßchen, jeder Garten war in eine Festung umgewandelt. Und schon von drei Uhr an, in rabenschwarzer Nacht, waren die Truppen, die man ohne jedes Geräusch geweckt hatte, in ihren Kampfstellungen mit frisch geölten Chassepots und den vorschriftsmäßigen neunzig Patronen in den Patrontaschen. So hatte denn auch der erste feindliche Kanonenschuß niemand

überrascht, und die französischen Batterien, die dahinter, zwischen Balan und Bazeilles, aufgepflanzt waren, machten sich alsbald daran, die Schüsse zu erwidern, um zu zeigen, daß sie da seien, und sie schossen aufs ungefähr in den Nebel hinein.

„Wissen Sie," nahm Delaherche wieder das Wort, „die Färberei wird kräftig verteidigt werden ... Ich habe eine ganze Abteilung, sehen Sie sich das einmal an."

In der That hatte man da einige vierzig Mann Marine-Infanterie postirt, an deren Spitze ein Lieutenant stand, ein großer, blonder, blutjunger Mensch mit entschlossener, starrköpfiger Miene. Schon hatten seine Leute von dem Gebäude Besitz ergriffen; die einen schnitten Schießscharten in die Läden der Straßenfenster im ersten Stock, die anderen zackten die niedrige Hofmauer aus, die die Wiesen dahinter beherrschte.

In der Mitte dieses Hofes fanden Delaherche und Weiß den Lieutenant, der umherspähend sich bemühte, in der Ferne, im Morgendunst, etwas zu sehen.

„Der verdammte Nebel," murmelte er; „man wird sich doch nicht im Finstern tappend schlagen können;" dann fuhr er nach einer Pause, ohne scheinbaren Zusammenhang fort:

„Was für einen Tag haben wir denn heute?"

„Donnerstag," erwiderte Weiß.

„Donnerstag! Es ist wahr ... Hol mich der Teufel! Man lebt, ohne zu wissen wie, gerade als ob die Welt gar nicht mehr bestünde."

Aber in diesem Augenblicke erscholl mitten in dem unaufhörlichen Grollen der Kanonen das Geknatter eines lebhaften Gewehrfeuers am Rande der Wiesen, etwa zwei bis dreihundert Meter entfernt. Und jetzt, mit einer geradezu theatralischen Wirkung, erhob sich die Sonne, die Dünste der Maas flogen gleich Fetzen feinen Musselins davon, der blaue Himmel erschien in fleckenloser Klarheit; es war der herrliche Morgen eines wundervollen Sommertages.

„Ah!", rief Delaherche aus, „sie gehen über die Eisenbahnbrücke, sehen Sie, wie sie längs des Bahndammes vorzurücken suchen ... Aber das war dumm, daß man die Brücke nicht sprengen ließ!"

Der Lieutenant machte eine Geberde stummen Zornes. „Die Minenkammern waren geladen," erzählte er, „nur hatte man tags zuvor, nachdem man sich vier Stunden geschlagen hatte, um die Brücke wieder zu bekommen, vergessen, sie zu entzünden. Das ist unser Glück," sagte er in seiner kurzen Art.

Weiß hielt schweigend Umschau und versuchte, sich zu orientiren. Die Franzosen hatten in Bazeilles eine sehr feste Stellung inne. Das Dorf, zu beiden Seiten der Straße von Douzy gelegen, beherrschte die Fläche; es gab nur diese eine Straße, die sich nach links wandte und vor dem Schlosse vorbeizog, während eine andere Straße rechts, die zur Eisenbahnbrücke führte, sich auf dem Kirchenplatze abzweigte. Die Deutschen mußten also die Wiesen und Ackerfelder überschreiten, deren ausgedehnte, ungedeckte Flächen von der Maas und dem Bahndamme begrenzt

waren. In Anbetracht ihrer wohlbekannten Vorsicht schien es wenig wahrscheinlich, daß der wirkliche Angriff von dieser Seite her stattfinden werde. Indessen kamen immer dichte Massen über die Brücke daher, trotz des Blutbades, das die am Eingang von Bazeilles aufgestellten Mitrailleusen in ihren Reihen anrichteten. Und sofort warfen sich jene, die bereits die Brücke überschritten hatten, als Plänkler zwischen die Weiden; von neuem bildeten sich Kolonnen und rückten vor. Von dorther kam das wachsende Kleingewehrfeuer.

„Ah," bemerkte Weiß, „das sind Bayern, ich sehe ganz deutlich ihre Raupenhelme."

Er war aber der Ansicht, daß andere Kolonnen halb versteckt hinter der Bahnlinie nach rechts rückten, indem sie sich bemühten die entfernteren Baumgruppen zu erreichen, um sich so mittelst einer schrägen Bewegung auf Bazeilles zu werfen. Wenn es ihnen auf diese Weise gelänge, in dem Park von Montivilliers Deckung zu finden, könnte das Dorf genommen werden. Eine rasche und unbestimmte Empfindung sagte ihm das, doch verschwand sie wieder, als der Angriff von der Front her heftiger wurde.

Plötzlich wandte er seine Blicke nach den Höhen von Floing, die man nördlich oberhalb Sedans wahrnahm. Eine Batterie hatte dort gerade ihr Feuer eröffnet, Rauchwolken stiegen zur hellen Sonne empor, und der Knall drang deutlich zu ihnen. Es mochte fünf Uhr sein.

„Das wird ein ordentlicher Tanz," murmelte er. Der Lieutenant von der Marine-Infanterie, der gleich-

falls Umschau hielt, sagte, indem er seine Worte mit einer Geberde vollster Gewißheit begleitete:

„Ja, Bazeilles ist ein wichtiger Punkt, hier wird sich das Schicksal der Schlacht entscheiden.“

„Glauben Sie?“ rief Weiß.

„Es ist kein Zweifel. Das ist auch sicherlich die Idee des Marschalls, der nachts hieher kam und sagte, daß wir uns eher bis auf den letzten Mann töten, als das Dorf einnehmen lassen sollen.“

Weiß schüttelte den Kopf und warf einen Blick ringsum auf den Horizont. Dann sagte er mit stockender Stimme, als ob er zu sich selbst spräche:

„Nein, nein, das ist's nicht, ich habe vor etwas anderem Furcht ... Ja wohl, ich wage nur nicht recht, es zu sagen.“

Und er schwieg. Er hatte nur die Arme weit geöffnet gleich den Gliedern eines Schraubstockes. Und gegen Norden gewendet, schlug er die Hände zusammen, als ob sich die Schnäbel des Schraubstockes jäh wieder geschlossen hätten.

Seit gestern hatte er diese Furcht, er, der die Gegend kannte und sich über den Marsch der beiden Armeen klar geworden war. Und zur Stunde noch, jetzt, da die weite Ebene in dem strahlenden Lichte sich ausbreitete, trugen ihn seine Blicke wieder auf die Höhen des linken Ufers, wo während eines ganzen Tages und einer ganzen Nacht das schwarze Ameisengewimmel der deutschen Truppen vorübergezogen war. Links von Remilly schoß eine Batterie. Aber jene, deren Geschosse einzuschlagen begannen, hatte bei

Pont-Maugis, am Ufer des Flusses Stellung genommen. Er legte die Gläser seines Nasenkneifers über einander, um die bewaldeten Abhänge besser durchforschen zu können. Und er sah nur noch die kleinen weißen Rauchwolken der Geschütze, die auf den Höhen einen von Minute zu Minute wachsenden Kranz bildeten. Wo sammelte sich jetzt die Menschenflut, die da drüben geflossen war? Oberhalb Noyers und Frénois vermochte er schließlich auf der Marfée an der Ecke eines Kiefernwaldes eine Gruppe von Uniformen und Pferden wahrzunehmen, zweifellos Offiziere irgend eines Generalstabs. Und weiterhin erblickte er die Maaswindung, die den Westen absperrte; auf dieser Seite gab es keinen andern Rückzugsweg auf Mézières als eine schmale Straße, die sich in der Thalschlucht von Saint-Albert zwischen dem Fluß und dem Ardennenwalde dahinzog. Er hatte denn auch gestern gewagt, von dieser einzigen Rückzugslinie zu einem General zu sprechen, den er zufällig in dem Hohlwege des Givonnethales getroffen, und der, wie er hinterdrein erfahren hatte, General Ducrot, der Kommandant des ersten Corps, gewesen war. — Wenn die Armee sich nicht sofort auf dieser Straße zurückzöge, wenn sie wartete, bis die Preußen ihnen nach Ueberschreitung der Maas bei Donchery den Weg abschnitten, würde sie gewiß festgenagelt und an die Grenze gedrängt werden. Schon am Abend war es zu spät; es bestätigte sich, daß Ulanen die Brücke besetzt hatten, wieder eine Brücke, die man nicht gesprengt hatte, diesmal, weil man nicht daran

gedacht hatte, Pulver herbeizuschaffen. Und verzweifelt sagte sich Weiß, daß der Menschenstrom, das schwarze Ameisengewimmel in der Ebene von Donchery sein müsse, auf dem Marsch gegen den Engpaß von Saint-Albert und seine Vorhut bereits auf Saint-Menges und Floing geworfen habe, wohin er abends zuvor Jean und Maurice geführt hatte. Im glänzenden Sonnenschein sah er den Turm von Floing gleich einer feinen weißen Nadel.

Dann im Osten war der andere Arm des Schraubstockes. Wenn er auch im Norden von der Hochebene von Illy bis zu der von Floing die Schlachtlinie des siebenten Corps wahrnahm, das von dem als Reserve unter den Wällen postirten fünften Corps schlecht gestützt wurde, so war es ihm dagegen unmöglich, zu wissen, was im Osten vorgehe, längs des Givonnethales, wo das erste Corps vom Garennewalde bis zum Dorfe Daigny aufgestellt war. Aber schon donnerten die Kanonen auch aus jener Richtung. Der Kampf mußte im Chevalierwalde vor dem Dorfe begonnen haben. Seine Unruhe kam daher, daß Landleute bereits tags zuvor die Ankunft der Preußen in Francheval gemeldet hatten, so daß die Bewegung, die sich im Westen über Donchery vollzog, gleichzeitig im Osten über Francheval stattgefunden hatte, und daß es den Schnäbeln des Schraubstocks gelungen war, sich drüben im Norden auf dem Calvarienberg von Illy zu vereinigen, wenn der doppelte Umzingelungsmarsch nicht aufgehalten worden war. Er verstand nichts von Kriegswissenschaft, er hatte nur seinen

gesunden Menschenverstand, und er zitterte, wenn er dieses ungeheure Dreieck ansah, dessen eine Seite die Maas bildete, und dessen beide anderen Seiten im Norden vom siebenten Corps, im Osten vom ersten Corps dargestellt wurden, während das zwölfte Corps im Süden in Bazeilles den äußersten Winkel innehatte, alle drei einander den Rücken zuwendend und, ohne zu wissen, wie und warum, einen Feind erwartend, der von allen Seiten daherkam. In der Mitte, wie in einer Fallgrube, war die Stadt Sedan, die mit außer Gebrauch gesetzten Kanonen ausgerüstet und ohne Munition und ohne Lebensmittel war.

„Sie verstehen doch," sagte Weiß, indem er seine Geberde wiederholend, seine beiden Arme ausbreitete und seine beiden Hände zusammenschlug; „so wird's kommen, wenn Ihre Generäle sich da nicht in acht nehmen . . . Man foppt Sie in Bazeilles . . ."

Aber er erklärte sich schlecht und verworren, und der Lieutenant, der die Gegend nicht kannte, vermochte ihn nicht zu verstehen. Er zuckte auch ungeduldig die Achseln, voll Verachtung für diesen bebrillten Zivilisten im Ueberzieher, der es besser verstehen wollte als der Marschall. Aergerlich darüber, ihn immer wieder sagen zu hören, daß der Angriff auf Bazeilles vielleicht keinen andern Zweck habe, als sie abzulenken und den eigentlichen Plan zu verbergen, rief er schließlich:

„Lassen Sie uns ungeschoren! Wir werden sie schon in die Maas schmeißen, Ihre Bayern, und sie sollen dann sehen, ob wir uns foppen lassen."

Seit einem Augenblick schienen die feindlichen Plänkler näher gerückt zu sein; Kugeln drangen mit mattem Geräusch in die Ziegelsteine der Färberei ein; und hinter der niedrigen Hofmauer gedeckt erwiderten jetzt die Soldaten das Feuer. Jede Sekunde hörte man den kurzen, scharfen Knall der Chassepotgewehre.

„Sie in die Maas schmeißen,“ murmelte Weiß, „ja, gewiß, und über ihre Bäuche hinübergehen, um den Weg nach Carignan einzuschlagen, das wäre sehr gut.“

Dann wandte er sich an Delaherche, der sich hinter dem Pumpbrunnen versteckt hatte, um den Kugeln zu entgehen:

„Wie dem auch sei, der richtige Plan war, gestern nach Mézières zu ziehen, und an ihrer Stelle wäre ich lieber dort. Nun muß man sich eben hier schlagen, da jetzt der Rückzug unmöglich ist.“

„Gehen Sie?“ fragte Delaherche, der trotz seiner brennenden Neugierde zu erblassen begann. „Wenn wir noch zögern, können wir nicht mehr nach Sedan zurück.“

„Nur noch eine Minute, und ich folge Ihnen.“

Trotz der Gefahr richtete er sich in die Höhe; er hatte sich's in den Kopf gesetzt, sich über die Lage klar werden zu wollen. Rechts beschützten die auf Befehl des Gouverneurs unter Wasser gesetzten Wiesen die Stadt; es war ein weiter See, der sich von Torcy bis Balan ausdehnte, eine in der Morgensonne unbeweglich daliegende Wasserfläche von zartem Blau. Doch das Wasser hörte beim Eingang von

Bazeilles auf, und die Bayern waren in der That quer durch die Wiesen vorgerückt, indem sie sich die seichtesten Gräben, die kleinsten Weidenbäume zu nutze machten. Sie konnten etwa fünfhundert Meter weit sein, und was Weiß stutzig machte, war die Langsamkeit ihrer Bewegungen, die Geduld, mit der sie, sich möglichst wenig Blöße gebend, an Terrain gewannen. Uebrigens unterstützte sie eine mächtige Artillerie, und die Granaten pfiffen durch die frische reine Luft. Er hob die Augen empor und sah, daß die Batterie von Pont-Maugis nicht die einzige war, die Bazeilles beschoß; zwei andere, die in der halben Höhe des Liryberges aufgepflanzt waren, hatten ihr Feuer eröffnet und zielten auf das Dorf, sogar darüber hinaus, die kahlen Gefilde von Moncelle bestreichend, wo die Reserven des zwölften Corps sich befanden, bis zu den bewaldeten Abhängen von Daigny, die von einer Division des ersten Corps besetzt waren. Bald flammte es auch von allen andern Gipfeln des linken Ufers auf. Die Kanonen schienen aus der Erde zu wachsen, es war wie ein ohne Unterlaß in die Länge gezogener Gürtel: eine Batterie in Noyers, die auf Balan schoß, eine Batterie in Wadelincourt, die auf Sedan zielte, eine Batterie in Frénois, unterhalb der Marfée, eine furchtbare Batterie, deren Geschosse über die Stadt dahinstrichen, um unter den Truppen des siebenten Corps auf der Hochebene von Floing einzuschlagen. Diese Abhänge, die er liebte, die Hügelkette, die er immer nur für eine Augenweide gehalten hatte, und die das Thal in der Ferne mit

so fröhlichem Grün abschloß — Weiß betrachtete sie nur noch mit schreckensvoller Beklommenheit; sie waren mit einem Schlage eine entsetzliche, riesenhafte Festung geworden, bereit, die nutzlosen Befestigungen von Sedan zu zertrümmern.

Niederrieselnder Mörtel veranlaßte ihn, den Kopf nach Oben zu wenden. Eine Kugel hatte eine Ecke von seinem Hause abgeschlagen, dessen Vorderseite er über die gemeinsame Zwischenmauer hinweg wahrnahm. Er war darüber sehr ergrimmt und grollte:

„Wollen sie mir denn mein Haus demoliren, diese Räuber?"

Jetzt machte ihn ein kurzes, mattes Geräusch hinter ihm stutzig; als er sich umwandte, sah er einen Soldaten, der, mitten ins Herz geschossen, auf den Rücken fiel; durch die Beine lief eine rasche Zuckung, das Gesicht jedoch blieb jugendlich und ruhig, wie vom Blitz getroffen. Es war der erste Tote; vor allem aber wurde er durch den Lärm des auf das Hofpflaster aufschlagenden Chassepotgewehres außer Fassung gebracht.

„Ach nein, ich drücke mich," stammelte Delaherche; „wenn Sie nicht mitkommen, gehe ich allein."

Der Lieutenant, den sie nervös machten, mischte sich drein:

„Gewiß, meine Herren, Sie thäten besser, wegzugehen; — wir können jeden Augenblick angegriffen werden."

Da, nachdem er einen Blick auf die Wiesen geworfen hatte, wo die Bayern vorrückten, entschied sich

Weiß, Delaherche zu folgen; aber einmal auf der Straße, auf der andern Seite, wollte er sein Haus noch doppelt absperren; endlich schloß er sich seinem Gefährten an, als ein neuer Anblick alle beide festbannte.

Am Ende der Straße, etwa dreihundert Meter von ihnen, wurde der Kirchenplatz in diesem Augenblicke von einer starken Abteilung Bayern angegriffen, die aus dem Wege von Douzy hervorgebrochen war. Das mit der Verteidigung des Platzes betraute Marine-Infanterie-Regiment schien einen Augenblick das Feuer etwas einzustellen, wie um die Bayern vorrücken zu lassen. Dann plötzlich, als diese gerade gegenüber dicht zusammengedrängt waren, fand ein außerordentliches und unvorhergesehenes Manöver statt: die Soldaten hatten sich zu beiden Seiten der Straße niedergeworfen, viele lagen auf dem Boden; und in den freien Raum, der sich also jählings aufthat, spieen die am andern Ende als Batterie formirten Mitrailleusen einen Hagel von Kugeln aus. Die feindliche Kolonne wurde dadurch rein weggefegt. Die Soldaten hatten sich mit einem Satz erhoben und stürzten mit gefälltem Bajonett auf die auseinandergestobenen Bayern, trieben sie zurück und warfen sie schließlich über den Haufen. Zweimal wurde das Manöver mit demselben Erfolg ausgeführt. An der Ecke eines Gäßchens, in einem kleinen Hause waren drei Frauen zurückgeblieben, und ruhig an einem der Fenster stehend, lachten sie und klatschten sie Beifall mit lustigem Gesicht, gerade als ob sie im Theater wären.

„Teufel," sagte Weiß plötzlich, „ich habe vergessen, die Kellerthür abzusperren und den Schlüssel abzuziehen ... Warten Sie auf mich, es ist in einer Minute geschehen."

Der erste Angriff schien zurückgeschlagen, und Delaherche, den wiederum die Schaulust erfaßte, hatte weniger Eile. Er stand bei seiner Färberei und plauderte mit der Pförtnerin, die für einen Augenblick auf die Schwelle des Zimmers getreten war, das sie im Erdgeschoß bewohnte.

„Meine arme Françoise, Sie sollten mit uns kommen; eine Frau allein inmitten dieser Greuel, es ist furchtbar."

Sie streckte ihre zitternden Hände empor:

„Ach, Herr, gewiß hätte ich mich davongemacht, wenn mein kleiner Charles nicht krank wäre. Treten Sie näher, Herr, schauen Sie ihn an."

Er trat nicht ein, sondern reckte den Hals und schüttelte den Kopf, als er den Jungen sah, der in einem weißen Bett mit vom Fieber gerötetem Gesicht lag und seine Mutter starr mit flammenden Augen anblickte.

„Nun gut," sagte Delaherche, „aber warum tragen Sie ihn nicht fort von hier? Ich werde euch in Sedan unterbringen. Wickeln Sie ihn in eine warme Decke und kommen Sie mit uns."

„O nein, Herr, das ist nicht möglich. Der Arzt hat zu bestimmt gesagt, daß ich ihm damit den Tod geben könnte. Ja, wenn sein armer Vater noch leben würde, aber wir sind nur noch zu zweien, und

wir müssen uns für einander erhalten. Und dann, diese Preußen werden doch wohl nicht einer alleinstehenden Frau mit einem kranken Kind Böses thun."

Weiß erschien in diesem Augenblick wieder, befriedigt davon, in seinem Haus alles versperrt zu haben.

„Um dort hinein zu kommen, müßte alles zusammengeschlagen werden. Und jetzt vorwärts, es wird nicht mehr bequem sein. Wir müssen uns die Häuser entlang drücken, wenn wir nichts erwischen wollen."

In der That, der Feind mußte einen neuen Angriff vorbereitet haben, denn das Gewehrfeuer verdoppelte sich, und das Pfeifen der Granaten hörte nicht mehr auf. Schon hatten zwei auf der Straße eingeschlagen, etwa hundert Meter von ihnen; eine andere hatte sich ins weiche Erdreich des Nachbargartens eingebohrt, ohne zu platzen.

„Ach, hören Sie Françoise," fuhr Weiß wieder fort, „ich will noch Ihren kleinen Charles küssen ... Aber es steht mit ihm ja gar nicht so schlimm, noch ein paar Tage, und er ist außer Gefahr ... Seien Sie guten Muts, und vor allem gehen Sie rasch hinein und strecken Sie Ihre Nase nicht mehr heraus."

Endlich gingen die beiden Männer davon.

„Auf Wiedersehen, Françoise!"

„Auf Wiedersehen, meine Herren."

In diesem Augenblicke erfolgte ein furchtbares Getöse. Eine Granate war, nachdem sie einen Rauchfang des Weißschen Hauses zertrümmert hatte, auf den Gehweg niedergefallen, wo sie mit einem solchen

Krach platzte, daß alle Fensterscheiben ringsum zersprangen. Ein dichter Staub, ein schwerer Rauch machten zuerst das Sehen unmöglich, dann erblickte man die Vorderseite der Fabrik, sie war aufgerissen; und quer über der Schwelle lag Françoise tot, mit zerschmetterten Gliedern und zermalmtem Kopf, ein menschlicher Fetzen, über und über blutig rot, entsetzlich anzuschauen.

Außer sich lief Weiß hinzu. Er stammelte und fand nichts mehr als Flüche:

„Himmel, Herrgott, Donnerwetter!"

Ja, sie war wirklich tot. Er hatte sich gebückt, ihre Hände betastet, und als er sich erhob, begegnete sein Blick dem purpurroten Gesicht des kleinen Charles, der den Kopf emporgerichtet hatte, um seine Mutter anzusehen. Er sagte nichts, er schrie nicht, er starrte nur mit seinen großen, im Fieber weit aufgerissenen Augen diesen furchtbaren Körper an, den er nicht wiedererkannte.

„Herrgott," konnte Weiß endlich schreien, „da bringen sie jetzt sogar die Frauen um!"

Er war wieder aufgestanden und streckte die Faust gegen die Bayern aus, deren Helme sich wieder bei der Kirche zu zeigen begannen. Und der Anblick des Daches seines Hauses, das durch den Einsturz des Kamins halb geborsten war, versetzte ihn vollends in wahnsinnige Wut.

„Gemeine Schufte! Ihr tötet die Frauen, ihr zerstört mein Haus ... Nein, nein, es ist nicht möglich, ich kann nicht so weggehen, ich bleibe!"

Er machte einen Satz und kam mit dem Gewehr und den Patronen des toten Soldaten zurück. Für besondere Gelegenheiten, wenn er recht deutlich sehen wollte, hatte er immer eine Brille bei sich, die er gewöhnlich nicht trug, aus Rücksicht auf seine junge Frau, aus einer verschämten, rührenden Scheu. Mit rascher Hand riß er den Nasenkneifer ab und ersetzte ihn durch die Brille; und dieser dicke Bürgersmann im Ueberzieher, mit dem gutmütigen runden Gesicht, den der Zorn ganz verwandelt hatte, der beinahe komisch und doch zugleich erhaben aussah in seinem Heroismus, feuerte ab, indem er in den Haufen Bayern unten an der Straße hineinschoß. Es lag ihm das im Blute, sagte er, es kitzelte ihn, ein paar von ihnen niederzustrecken, seit den Geschichten von 1814, mit denen man ihn dort im Elsaß in den Schlaf gewiegt hatte.

„Ah, gemeine Schufte, gemeine Schufte!“

Und er schoß immer zu, so schnell, daß der Lauf seines Chassepots ihm schließlich die Finger verbrannte.

Der Angriff mußte furchtbar werden. In der Richtung der Wiesen hatte das Gewehrfeuer aufgehört. Die Bayern, die ein schmales, von Pappeln und Weiden umsäumtes Rinnsal in ihre Hände bekommen hatten, schickten sich an, die Häuser, die den Platz vor der Kirche verteidigten, zu stürmen; ihre Plänkler hatten sich vorsichtig zurückgezogen; nur der Sonnenschein lag wie ein goldener Teppich auf den unermeßlich sich ausbreitenden Wiesen, die einige dunkle Massen, die Leiber der gefallenen Bayern,

sprenkelten. Der Lieutenant verließ denn auch den Hof der Färberei, nachdem er dort nur eine Wache zurückgelassen hatte; er sah ein, daß nunmehr die Gefahr von der Straße her drohe. Rasch stellte er seine Leute längs des Trottoirs auf mit dem Befehl, sich, falls der Feind den Platz in die Hände bekäme, im ersten Stockwerk des Gebäudes zu verbarrikadiren und sich dort bis zur letzten Patrone zu verteidigen. Auf der Erde liegend, gedeckt von Prellsteinen, den geringsten Vorsprung benützend, schossen die Leute nach Belieben; und das war nun längs dieses breiten, sonnigen, verödeten Weges ein Orkan von Bleikugeln und Rauchstreifen gleich einem vom Sturm gejagten Hagelschauer. Man sah ein junges Mädchen in bestürztem Laufe die Fahrstraße überschreiten, ohne getroffen zu werden, dann einen alten, mit einer Bluse bekleideten Bauer, der sich's in den Kopf setzte, sein Pferd in den Stall zurückzuführen, und den eine Kugel so heftig in die Stirn traf, daß er mitten auf die Straße geschleudert wurde. Das Dach der Kirche war durch eine Granate zertrümmert worden, zwei andere hatten Häuser in Brand gesteckt, die unter grellem Lichtschein und unter dem Krachen des Gebälkes flammten. Und diese arme Françoise, die neben ihrem kranken Kinde zerschmettert lag, dieser Bauer mit der Kugel in seinem Schädel, diese Zerstörung und diese Feuersbrünste fachten die Erbitterung der Dorfbewohner aufs höchste an, die lieber hier sterben wollten, als sich durch die Flucht nach Belgien zu retten. Bürger und Arbeiter, Leute

im Ueberzieher und in der Jacke schossen wütend aus den Fenstern.

„Ah, die Banditen,“ rief Weiß, „sie haben eine Schwenkung gemacht. Ich sah sie gut, wie sie längs der Eisenbahn zogen. Da, hören Sie sie, dort links?“

In der That begann hinter dem Park von Montivilliers, dessen Bäume die Straße begrenzten, Gewehrfeuer zu knattern, doch die Heftigkeit des Feuers selbst bewies, daß der Kommandant des zwölften Corps diese Bewegung vorausgesehen hatte, und daß der Park verteidigt wurde.

„Geben Sie doch acht, Sie Ungeschickter!“ rief der Lieutenant, indem er Weiß zwang, sich gegen die Mauer zu drücken. „Sie werden noch in Stücke gerissen werden!“

Dieser dicke, so tapfere Mensch mit seiner Brille hatte schließlich sein Interesse geweckt, wiewohl er ihn zu einem Lächeln zwang. Und als er eine Granate daherkommen hörte, hatte er ihn brüderlich beiseite geschoben. Das Geschoß fiel etwa zehn Schritte von ihnen nieder und platzte, sie alle beide mit Kartätschensplittern überschüttend. Der Zivilist blieb aufrecht stehen, ohne einen Ritz, während dem Lieutenant beide Beine zerschmettert wurden.

„Auch recht,“ murmelte er, „jetzt hab' ich mein Teil bekommen.“

Er war auf das Trottoir geschleudert worden und ließ sich mit dem Rücken gegen die Thüre anlehnen, neben der Frau, die schon quer über der Schwelle

dalag. Und sein junges Gesicht bewahrte seinen entschlossenen, starrköpfigen Ausdruck.

„Das macht nichts, Kinder, beachtet wohl, was ich euch sage ... Schießt nach Belieben, nur beeilt euch nicht. Ich werde euch sagen, wann ihr mit dem Bajonett über sie herfallen müßt."

Und er fuhr fort, ihnen Befehle zu erteilen, den Kopf aufrecht und den Feind in der Ferne überwachend. Ein anderes Haus gegenüber hatte Feuer gefangen. Das Knattern der Gewehre, der Knall der Geschosse zerriß die Luft, die sich mit Staub und Rauch füllte. Leute stürzten an jeder Straßenecke nieder. Tote, die einen vereinzelt, die anderen in Haufen, lagen als schwarze, blutbespritzte Flecken da. Und oberhalb des Dorfes wuchs das schreckliche Geschrei, die Drohung der tausende von Soldaten, die sich auf die etlichen hundert zum Sterben bereiten Wackeren stürzten.

Da fragte Delaherche, der nicht aufgehört hatte, Weiß zu rufen, ein letztesmal:

„Sie kommen nicht mit? ... Desto schlimmer! Ich verlasse Sie. Adieu!"

Es war ungefähr sieben Uhr, und er hatte zu sehr gezögert. Solange er längs der Häuser marschiren konnte, benützte er die Thüren, jedes Stückchen Mauer, indem er sich bei jeder Salve in das kleinste Winkelchen drückte. Nie hätte er sich für so jung, für so behende gehalten, so streckte und bog er sich mit der Geschmeidigkeit einer Natter. Aber am Ende von Bazeilles, als er an dreihundert Meter weit

die verlassene kahle Straße passiren sollte, die die Batterien des Liryberges bestrichen, fühlte er, wie er klapperte, obwohl er in Schweiß gebadet war. Einen Augenblick noch, und er kroch ganz zusammengekrümmt in einem Graben vorwärts, dann nahm er seinen Lauf wie toll wieder auf, galoppirte geradeaus vor sich hin, die Ohren vom Knall der Kanonen wie von Donnerschlägen erfüllt. Seine Augen brannten, er glaubte durch Flammen zu schreiten; das dauerte eine Ewigkeit. Plötzlich nahm er links ein kleines Haus wahr. Er stürzte hin und deckte sich, und wie Zentnerlast fiel's ihm von der Brust. Leute umgaben ihn, Soldaten und Pferde. Zuerst erkannte er niemand, dann verblüffte ihn das, was er sah.

War das nicht der Kaiser mit seinem ganzen Generalstab? Er schwankte, wiewohl er sich rühmte, ihn zu kennen, seit er in Baybel beinahe mit ihm gesprochen hatte. Dann blieb er verdutzt stehen. Das war in der That Napoleon III., der ihm zu Pferde viel größer vorkam, dessen Schnurrbart so stark gewichst, dessen Wangen so gefärbt waren, daß er sofort überzeugt war, der Kaiser habe sich jünger machen und wie ein Schauspieler schminken lassen. Sicherlich, er hatte Rot aufgelegt, um nicht das Grauen seiner bleichen, durch die Schmerzen verzerrten Larve mit der spitz gewordenen Nase und den trüben Augen in seiner Armee umherzuführen. Um fünf Uhr benachrichtigt, daß man sich in Bazeilles schlage, war er gekommen mit seiner stillen, düstern Gespenstermiene, mit seinem von Zinnober wiederbelebten Gesicht.

Eine Ziegelei war da, die eine Zuflucht bot. Auf der andern Seite durchlöcherte ein Kugelregen die Mauern und schlugen die Granaten jede Sekunde auf der Straße ein. Der ganze Zug war stehen geblieben.

„Sire," murmelte eine Stimme, „es ist wirklich Gefahr da."

Aber der Kaiser wandte sich um und befahl seinem Generalstab mit einer Geberde, sich in dem schmalen Gäßchen längs der Ziegelei aufzustellen. Dort wären Menschen und Tiere vollständig geborgen.

„Wahrhaftig, Sire, es ist Wahnsinn ... Sire, wir flehen Sie an ..."

Er wiederholte einfach seine Geberde, wie um zu sagen, daß das Erscheinen einer Gruppe von Uniformen auf dieser kahlen Straße sicher die Aufmerksamkeit der Batterien am linken Ufer auf sich lenken würde. Und er ritt ganz allein inmitten der Kugeln und Granaten vor, ohne Hast, in derselben düstern und gleichgiltigen Haltung, seinem Geschicke entgegen. Zweifellos, er hörte hinter sich die unerbittliche Stimme, die ihn vorwärts jagte. Die Stimme, die von Paris her rief: Marsch, marsch! Stirb als Held über den Leichnamen Deines Volkes, zwinge die ganze Welt zur Rührung und Bewunderung, damit Dein Sohn regiere! Er ritt weiter und trieb sein Pferd zu kurzem Trabe an. Noch hundert Meter legte er so zurück. Dann hielt er an und wartete auf das Ende, das zu suchen er gekommen war. Die Kugeln pfiffen wie ein Märzsturm, eine Granate zersprang und über-

schüttete ihn mit Erde. Er wartete weiter. Die Mähne seines Pferdes sträubte sich, und dessen ganze Haut zitterte in instinktiver Scheu vor dem Tode, der in jedem Augenblicke vorüberzog, ohne das Tier, ohne den Mann zu wollen. Dann, nach diesem endlosen Warten sah der Kaiser in seinem entsagungsvollen Fatalismus, daß sein Geschick sich nicht hier erfülle, und er kehrte ruhig zurück, als ob er nur die Stellung der deutschen Batterien hätte genau rekognoszieren wollen.

„Sire, welch ein Mut ... Um des Himmels willen, setzen Sie sich nicht weiter so der Gefahr aus!“

Doch wiederum mit einer Geberde forderte der Kaiser seinen Generalstab auf, ihm zu folgen, ohne denselben diesmal mehr zu schonen, als er sich geschont hatte; und er ritt gegen La Moncelle hinauf, quer durch die Felder, durch das kahle Gelände von La Rapeille. Ein Hauptmann wurde getötet, zwei Pferde stürzten. Die Regimenter des zwölften Corps, an denen er vorbeiritt, sahen ihn kommen und verschwinden wie eine Spukgestalt, ohne Gruß, ohne Zuruf.

Delaherche hatte all das mitangesehen. Und er schauderte, besonders bei dem Gedanken, daß auch er, sobald er die Ziegelei verlassen hätte, sich wiederum mitten im Kugelregen befinden würde. Er wartete und hörte zwei Offizieren zu, die vom Pferde gestiegen und dageblieben waren:

„Ich sage Ihnen, daß er mausetot ist; eine Granate hat ihn entzwei gerissen.“

„Aber nein, ich sah, wie man ihn davontrug... Eine einfache Wunde . . . ein Splitter im Gesäß."

„Um welche Zeit?"

„Gegen halb sieben, vor einer Stunde; dort oben war's, bei Moncelle, in einem Hohlweg."

„Er ist wohl nach Sedan zurückgekehrt?"

„Gewiß, er ist in Sedan."

Von wem sprachen sie nur? Plötzlich begriff Delaherche, daß sie vom Marschall Mac Mahon sprachen, der auf einem Ritt zu den Vorposten verwundet worden war. Der Marschall verwundet! Das war unser Glück, wie der Lieutenant von der Marine-Infanterie gesagt hatte.

Und er erwog gerade die Folgen dieses Unfalles, als eine Estafette mit verhängten Zügeln vorüberflog und einem Kameraden, den sie erkannt hatte, zurief:

„General Ducrot ist Oberbefehlshaber! Die ganze Armee wird sich in Illy konzentriren, um sich auf Mézières zurückzuziehen!"

Schon galoppirte die Estafette in der Ferne und ritt unter dem verdoppelten Feuer in Bazeilles ein; Delaherche jedoch, von den außerordentlichen Neuigkeiten, die er so Schlag auf Schlag erfahren, entsetzt und in Gefahr, von dem Rückzug der Truppen mitgerissen zu werden, faßte einen raschen Entschluß und lief bis nach Balan, von wo er endlich ohne allzu große Schwierigkeiten Sedan erreichte.

In Bazeilles flog die Estafette immerzu dahin und suchte die Kommandanten, um ihnen die Befehle

zu überbringen. Und auch die Nachrichten flogen wie ein Lauffeuer: Marschall Mac Mahon verwundet, General Ducrot zum Oberbefehlshaber ernannt, die ganze Armee auf dem Rückzug nach Illy!

„Wie? Was sagt man?“ rief Weiß, schon geschwärzt vom Pulverrauch. „Sich auf Mézières zurückziehen, zu dieser Stunde! Aber das ist unsinnig, niemals kommt man dahin!“

Er wurde ganz verzweifelt, von Gewissensbissen gepackt, dies tags zuvor eben jenem General Ducrot geraten zu haben, der jetzt den Oberbefehl innehatte. Gewiß, gestern gab es keinen andern Plan zu befolgen als den Rückzug, den sofortigen Rückzug durch die Thalschlucht von Saint-Albert. Aber gegenwärtig mußte die Straße versperrt sein, das ganze schwarze Gewimmel der Preußen war dort hinuntergezogen in die Ebene von Donchery. Und — Tollheit um Tollheit — jetzt gab es nur noch den einen, verzweifelten und tapfern Ausweg, den nämlich, die Bayern in die Maas zu werfen und über sie hinweg zu schreiten, um den Weg nach Carignan wieder einzuschlagen.

Weiß, der jede Sekunde mit einem kurzen Ruck seine Brille zurechtschob, erklärte die Lage dem Lieutenant; dieser saß leichenblaß, mit seinen zerschmetterten Beinen, noch immer gegen die Thüre gelehnt und rang infolge des Blutverlustes mit dem Tode.

„Herr Lieutenant, ich versichere Sie, ich habe recht... Sagen Sie Ihren Leuten, daß sie nicht locker lassen sollen ... Sie sehen ja, daß wir siegreich sind.

Noch eine Anstrengung, und wir schmeißen sie in die Maas!"

In der That, der zweite Angriff der Bayern war eben zurückgeschlagen worden. Die Mitrailleusen hatten abermals den Kirchenplatz gesäubert; Haufen von Leichen richteten sich gleich Barrikaden empor; und aus allen Gäßchen warf man mit gefälltem Bajonett den Feind in die Wiesen zurück; es war eine ungeordnete Flucht gegen den Fluß zu, die sicherlich in eine vollständige Niederlage verwandelt worden wäre, wenn frische Truppen die bereits erschöpften und stark gelichteten Marinesoldaten unterstützt hätten. Und auch von der andern Seite, im Park von Montivilliers kam das Gewehrfeuer nicht mehr näher, ein Zeichen dafür, daß auch hier Verstärkungen das Gehölz freigemacht hatten.

„Herr Lieutenant, sagen Sie ihren Leuten ... Fällt das Bajonett, fällt das Bajonett!"

Wachsbleich hatte der Lieutenant noch die Kraft, mit sterbender Stimme zu murmeln:

„Ihr hört's, Kinder, fällt das Bajonett!"

Und das war sein letzter Atemzug; er verschied, mit aufrechtem, starrköpfigem Antlitz, mit offenen Augen, immerzu die Schlacht betrachtend. Fliegen schwirrten schon umher und setzten sich auf den zermalmten Kopf der Françoise, indes der kleine Charles, vom Fieberwahn erfaßt, mit leiser, flehender Stimme rief und zu trinken verlangte:

„Mutter, wach auf, steh auf ... Ich habe Durst, ich habe so großen Durst."

Aber die Befehle waren unzweideutig, die Offiziere mußten, trostlos darüber, aus dem Vorteil, den sie errungen, keinen Nutzen ziehen zu können, den Rückzug anordnen. Offenbar opferte General Ducrot, von der Furcht vor dem Umgehungsmarsch des Feindes besessen, alles diesem tollen Versuch, seiner Umschlingung zu entgehen. Der Kirchenplatz wurde geräumt, die Truppen zogen sich von Gäßchen zu Gäßchen zurück, bald leerte sich die Fahrstraße. Das Geschrei und das Schluchzen von Frauen wurde laut. Männer fluchten und ballten die Fäuste vor Zorn, sich so im Stiche gelassen zu sehen. Viele sperrten sich in ihre Häuser ein, entschlossen, sich drinnen zu verteidigen und zu sterben.

„Gut denn! Ich für meinen Teil, ich reiße nicht aus,“ schrie Weiß außer sich. „Nein, da will ich lieber meine Haut hier lassen ... Mögen sie nur kommen, meine Möbel zerschlagen und meinen Wein trinken!“

Nichts war für ihn mehr da als sein Grimm, als eine unauslöschliche Kampfwut bei dem Gedanken daran, daß ein Fremder bei ihm eindringen, sich auf seinen Stuhl niederlassen und aus seinem Glase trinken würde. Das wühlte sein ganzes Wesen auf, tilgte jeden Gedanken an sein gewohntes Leben, sein Weib, seine Geschäfte, seine kleinbürgerlich vernünftige Vorsicht aus. Und er schloß sich in sein Haus ein, verbarrikadirte sich drinnen, ging wie ein Tier im Käfig umher, von einem Gelaß ins andere, und vergewisserte sich, daß alle Oeffnungen wohl zugestopft

seien. Er zählte seine Patronen, er hatte ihrer noch etliche vierzig. Dann, als er noch einen letzten Blick gegen die Maas zu warf, um sich zu versichern, daß von den Wiesen her kein Angriff mehr zu fürchten sei, blieb sein Auge noch einen Moment an den Hügeln des linken Ufers haften. Auffliegende Rauchwölkchen zeigten deutlich die Stellung der preußischen Batterien an. Und oberhalb der furchtbaren Batterie von Frénois, an einer Waldecke des Marféeberges, sah er die Gruppe von Uniformen wieder, noch zahlreicher und so glänzend in dem hellen Sonnenschein, daß er, seinen Nasenkneifer vor die Brille haltend, den Goldglanz der Epauletten und der Helme wahrnahm.

„Gemeine Schufte, gemeine Schufte!“ wiederholte er, die Faust ausstreckend.

Dort oben, auf der Marfée, war König Wilhelm und sein Generalstab. Um sieben Uhr war er von Vendresse gekommen, wo er genächtigt hatte, und er befand sich nun dort oben, geschützt vor jeder Gefahr, und vor ihm lag das Maasthal, das grenzenlos den Blicken sich entrollende Schlachtfeld. Die unermeßliche Reliefkarte ging von einem Ende des Himmels zum andern, indes er, auf dem Hügel stehend, wie von einem in dieser riesenhaften Galaloge für ihn bereit gehaltenen Throne herniederschaute.

In der Mitte hob sich von dem dunklen Grunde des Ardennenwaldes, der gleich einem Vorhang von verblaßtem Grün am Horizont aufgezogen war, Sedan ab, mit den geometrischen Linien seiner Festungs-

werke, die von den überschwemmten Wiesen und dem Fluß im Süden und im Westen bespült wurden. In Bazeilles flammten schon Häuser auf, und der Staub der Schlacht umhüllte das Dorf. Dann im Osten von La Moncelle bis Givonne sah man, Reihen von Insekten gleich, nur etliche Regimenter des zwölften und des ersten Corps, durch die Stoppelfelder ziehen, die von Zeit zu Zeit in dem engen Thal verschwanden, wo die Weiler hervorlugten. Und gegenüber zeigte sich der andere Abhang, kreidige Felder, die der Chevalierwald mit seinem massigen Grün sprenkelte. Im Norden aber war besonders das siebente Corps deutlich in Sicht, das mit seinen beweglichen schwarzen Punkten das Plateau von Floing einnahm, ein breites Band von rötlichen Aeckern, das vom Garennewäldchen bis zu den Wiesen am Ufer des Flusses hinabstieg. Darüber hinaus lagen noch Floing, Saint-Menges, Fleigneux, Illy — Dörfer, die sich inmitten des welligen Geländes verloren, eine unruhige, von steilen Böschungen durchschnittene Landschaft. Und da war auch links die Maaswindung, ein langsam fließendes, in der hellen Sonne wie blankes Silber schimmerndes Gewässer, das, die Halbinsel Iges mit einer weiten und trägen Krümmung umfließend, den Weg nach Mézières vollständig versperrte und zwischen seiner Uferwand und den undurchdringlichen Wäldern nur das Thor der Thalschlucht von Saint-Albert offen ließ.

Die hunderttausend Mann und die fünfhundert Kanonen der französischen Armee waren da in diesem Dreieck eingepferchet und umstellt; und als der König

von Preußen sich gegen Westen umwandte, erblickte er eine zweite Ebene, die von Donchery, kahle Felder, die sich gegen Briancourt, Marancourt und Vrignes-aux-Bois zu verbreiterten, endloses, graues und unter dem blauen Himmel staubig daliegendes Gelände; und als er sich gegen Osten wandte, war auch da, gegenüber den dichtgedrängten französischen Linien unermeßliches offenes Land, ein Gewimmel von Dörfern: Douzy und Carignan zuerst, dann aufsteigend Rubécourt, Pourru-aux-Bois, Francheval, Villers-Cernay, bis nach Chapelle an der Grenze. Alles Land ringsum gehörte ihm, er schob nach seinem Gutdünken die zweimalhundertundsechzigtausend Mann und die achthundert Kanonen seiner Armee vorwärts und umfaßte mit einem einzigen Blicke ihren alles überflutenden Marsch. Schon rückte von der einen Seite das elfte Corps auf Saint-Menges vor, indes das fünfte Corps in Vrignes-aux-Bois war und die württembergische Division bei Donchery wartete. Und auf der andern Seite, wo die Bäume und die Hügel ihn hinderten, erriet er die Bewegungen; eben sah er das zwölfte Corps in den Chevalierwald eindringen, und er wußte, daß die Garde Villers-Cernay erreicht haben mußte. Das waren die Schnäbel des Schraubstocks, die Armee des Kronprinzen von Preußen links, die Armee des Kronprinzen von Sachsen rechts, die sich öffneten und mit einer unwiderstehlichen Bewegung sich bereit machten, zuzuklappen, während die beiden bayrischen Corps sich auf Bazeilles stürzten.

Zu Füßen des Königs Wilhelm, von Remilly bis

Frénois, donnerte die fast ununterbrochene Reihe der Batterien ohne Unterlaß, Moncelle und Daigny mit Granaten überschüttend, und bald auch über die Stadt Sedan hinweg die Hochfläche im Norden bestreichend. Es war noch nicht mehr als acht Uhr, und er erwartete den unvermeidlichen Ausgang der Schlacht, die Augen auf das ungeheure Schachbrett gerichtet und beflissen, dieses Menschengewimmel, diese wuterfüllten, inmitten der ewigen und lächelnden Natur sich verlierenden schwarzen Häuflein zu lenken.



## Zweites Kapitel.

---

Auf der Hochebene von Floing blies der Hornist Gaude bei Tagesanbruch inmitten des dichten Nebels aus voller Lungenkraft zur Reveille.

Aber die Luft war von solcher Feuchtigkeit durchtränkt, daß die fröhliche Fanfare ganz gedämpft ward. Und die Leute der Compagnie, die nicht einmal den Mut gehabt hatten, die Zelte aufzuschlagen, und die, in Leinwand eingewickelt, im Schmutz lagen, wachten nicht auf, mit ihren blassen, von Müdigkeit und Schlaf starren Gesichtern bereits Leichnamen gleichend.

Man mußte sie, einen nach dem andern, rütteln, sie aus diesem Zustand der Vernichtung reißen; und sie erhoben sich wie Auferstandene, fahl und mit Augen, aus denen der Schreck darüber blickte, daß sie noch lebten.

Jean hatte Maurice geweckt.

„Was gibt's denn? Wo sind wir?"

Verstört blickte er um sich und sah nichts als dieses graue Meer, in dem die Schatten seiner Ka-

meraden schwammen. Man konnte auf zwanzig Meter weit nichts mehr unterscheiden.

Ein Zurechtfinden war undenkbar; er wäre nicht im stande gewesen, zu sagen, wo Sedan liege. In diesem Augenblick jedoch schlug irgendwoher aus weiter Ferne der Knall von Kanonen an sein Ohr.

„Ah, richtig, heute geht's ja los; man schlägt sich . . . Desto besser; es hat doch 'mal ein Ende."

Stimmen rings um ihn sagten dasselbe, es war wie eine düstere Befriedigung, wie die Begierde, diesem Alpdruck zu entfliehen, sie endlich zu sehen, diese Preußen, die aufzusuchen sie gekommen waren und vor denen man seit so vielen tödlich langen Stunden floh! Man würde ihnen doch ein paar Flintenkugeln in den Leib jagen und um diese Patronen leichter werden, die man von so weit hertrug, ohne eine einzige abzufeuern! Diesmal, alle fühlten es, war die Schlacht unvermeidlich.

Die Kanonen von Bazeilles donnerten lauter, und Jean stand da und horchte.

„Wo schießt man?"

„Meiner Treu," erwiderte Maurice, „das sieht mir so aus, als ob es gegen die Maas zu wäre . . . Nur, hol mich der Teufel, wenn ich weiß, wo ich bin."

„Höre, mein Junge," sagte der Korporal darauf. „Du wirst mir nicht von der Seite gehen, weil man, verstehst Du, die Sache kennen muß, wenn man nicht schlimme Hiebe erwischen will . . . Ich — ich hab' das schon gesehen, ich werde die Augen für Dich und für mich offen halten."

Der Zug begann inzwischen zu murren, darüber aufgebracht, daß man nichts Warmes für den Magen abholen konnte. Nicht möglich, ein Feuer anzuzünden ohne trockenes Holz und bei einem solchen Schandwetter! Selbst in diesem Augenblick, da sich die Schlacht entspann, kehrte die Magenfrage gebieterisch, entscheidend wieder. Helden, sie waren's vielleicht, aber in erster Reihe Mägen. Essen, das war die einzige Sorge, und mit welcher Liebe wurde der Topf abgeschäumt an den Tagen, da es gute Suppe gab; und welche Zornesausbrüche, wie von Kindern und Wilden, wenn das Brot fehlte.

„Wenn man nichts zu essen bekommt, schlägt man sich auch nicht," erklärte Chouteau. „Straf mich Gott, wenn ich heute meine Haut riskire!"

Der Revolutionär fuhr wieder in diesen langen Kerl von Zimmermaler, in diesen Phrasendrescher von Montmartre mit seiner Wirtshausweisheit, der die paar hier und dort erhaschten richtigen Ideen in dem schauderhaftesten Gemisch von Eseleien und Lügen versalbaderte.

„Uebrigens," fuhr er fort, „hat man uns nicht zum Narren gehalten und uns erzählt, daß die Preußen vor Hunger und Krankheit draufgehen, daß sie nicht einmal mehr Hemden hätten und daß man sie auf den Straßen treffe, schmutzig und zerlumpt gleich Bettlern?"

Loubet lachte mit seiner Miene des richtigen Pariser Gassenjungen, der sich durch all die kleinen Geschäftchen der Markthallen durchgeschlagen hatte.

„Ja, prost die Mahlzeit! Wir sind's, die vor Elend klappern, und denen man einen Sou geben möchte, wenn man uns mit unseren aufgerissenen Schuhen und unseren dreckigen Fetzen vorbeiziehen sieht. Und ihre großen Siege! Auch nette Spaßvögel, das, die uns erzählten, daß man Bismarck gefangen und eine ganze Armee in einem Steinbruch über den Haufen geschmissen habe . . . Nein, haben die uns zum Narren gehalten!"

Pache und Lapoulle, die zuhörten, nickten wütend mit dem Kopfe und ballten die Fäuste.

Auch andere wurden zornig, denn die Wirkung der beständigen Lügen der Zeitungen war schließlich unheilvoll geworden. Alles Vertrauen war erstorben, man glaubte an nichts mehr. Die Phantasie dieser großen Kinder, die zuerst so fruchtbar an außerordentlichen Hoffnungen war, gab sich jetzt tollen Schreckbildern hin.

„Teuxel, dazu gehört keine Schlauheit," nahm Chouteau wieder das Wort, „das ist leicht zu erklären, wir sind eben verkauft . . . Ihr wisset es alle recht gut."

Lapoulle in seiner bäuerlichen Einfalt geriet bei diesem Worte jedesmal in höchste Aufregung:

„O! Verkauft! Müssen das Hundsfötter sein!"

„Verkauft, wie Judas seinen Herrn und Meister verkauft hat," murmelte Pache, dem seine Erinnerungen an die Bibel durch den Kopf gingen.

Chouteau triumphirte.

„Mein Gott, das ist ganz einfach! Man kennt

ja die Ziffern. Mac Mahon hat drei Millionen bekommen und von den anderen Generalen jeder eine Million, um uns hieher zu führen . . . das ist in Paris abgemacht worden, letztes Frühjahr; und heute Nacht haben sie eine Rakete abgebrannt, eine abgekartete Geschichte, um anzuzeigen, daß die Sache fertig sei und daß man uns nun holen könne."

Maurice war über die Albernheit der Erfindung empört. Früher hatte ihn Chouteau belustigt, beinahe eingenommen durch seinen Schwung und seine drolligen Einfälle. Aber jetzt wurde ihm dieser Hetzer unerträglich, dieser schlechte Arbeiter, der alle Beschäftigungen begeiferte, um sie den anderen zu verleiden.

„Warum sprechen Sie so ungereimtes Zeug?" rief er aus. „Sie wissen ganz gut, daß es nicht wahr ist."

„Wie, nicht wahr . . . Ah, jetzt ist es also nicht wahr, daß wir verkauft sind? Sag doch, Aristokrat, gehörst Du auch zu ihnen, zu dieser Bande, zu diesen elenden Hunden von Verrätern?"

Er machte drohend ein paar Schritte vorwärts.

„Weißt, brauchst's nur zu sagen, mein Herr Bourgeois, man wird Dir dann, ohne auf Deinen Freund Bismarck zu warten, sofort den Standpunkt klar machen."

Die anderen begannen gleichfalls zu murren, und Jean glaubte einschreiten zu müssen.

„Ruhig da! Ich setze den ersten, der sich noch rührt, auf den Rapport."

Aber Chouteau lachte höhnisch, er schere sich den Teufel um den Rapport, er werde sich schlagen oder

sich nicht schlagen, wie es ihm passe, und man solle ihn nur nicht weiter giftig machen, denn er habe die Patronen nicht nur für die Preußen. Jetzt, da die Schlacht begann, verschwand das bißchen Disziplin, das durch die Furcht erhalten worden war: was könnte man ihm thun? Er werde abfahren, sobald er's genug habe. Und er wurde grob und hetzte die anderen gegen den Korporal auf, der sie vor Hunger sterben ließ. Ja, das war seine Schuld, wenn der Zug seit drei Tagen nichts zu essen hatte, während die Kameraden Suppe und Fleisch gehabt hatten. Aber der Herr habe sich mit den Aristokraten bei Frauenzimmern unterhalten. Man habe sie ganz gut in Sedan gesehen.

„Du hast das Zugsgeld verputzt, wag's zu leugnen, Lump von einem Schmarotzer!"

Mit einem Schlage stand die Sache schief. Lapoulle ballte die Fäuste, und Pache, trotz seiner Sanftmut vor Hunger außer sich, verlangte, daß man sich auseinandersetze. Der Vernünftigste war noch Loubet, der mit seiner gescheiten Miene lachend sagte, es wäre dumm, wenn die Franzosen sich unter einander herumbissen, während doch die Preußen da seien. Er sei nicht für Raufereien, weder für die mit Faustschlägen noch für die mit Flintenschüssen; und indem er auf die paar hundert Franken anspielte, die er als Ersatzmann erhalten hatte, fügte er hinzu:

„Na, wenn die glauben, daß meine Haut nicht mehr wert ist, als das . . . Ich werde ihnen schon 'was für ihr Geld geben."

Maurice und Jean, aufgebracht über diesen dummen Angriff, erwiderten heftig und rechtfertigten sich, als eine starke Stimme aus dem Nebel hervordrang:

„Was gibt's, was sind das für schäbige Hanswürste, die sich da herumstreiten?"

Und der Lieutenant Rochas erschien mit seinem unter dem Regen gelb gewordenen Käppi, seinem Mantel, an dem die Knöpfe fehlten, und seiner ganzen mageren, schlotterigen Erscheinung in einem jammervollen Zustand der Vernachlässigung und des Elends. Nichtsdestoweniger war er von siegesbewußter Schneidigkeit erfüllt, seine Augen funkelten, und sein Schnurrbart war stramm emporgerichtet.

„Herr Lieutenant," erwiderte Jean außer sich, „diese Leute da schreien herum, daß wir verkauft seien . . . ja, daß unsere Generale uns verkauft hätten."

Dem engen Schädel Rochas' schien dieser Gedanke an Verrat nicht gerade unnatürlich, denn er erklärte die Niederlage, die er nicht zugeben konnte.

„Na, und wenn auch! Was kümmert sie das, wenn sie verkauft sind . . . Geht sie das etwas an? . . . Das hindert nicht, daß die Preußen da sind, und daß wir ihnen Haue aufmessen werden, die sie nicht so rasch vergessen sollen."

In der Ferne hinter einem dichten Nebelvorhang donnerten unaufhörlich die Kanonen von Bazeilles, und mit einer mächtigen Geberde streckte er den Arm aus:

„He, diesmal klappt's . . . Wir werden sie schon mit Kolbenstößen nach Hause schicken!"

Seitdem er die Kanonenschüsse hörte, war für ihn alles ausgewetzt: die Langsamkeit, die Unsicherheit des Marsches, die Zuchtlosigkeit und Entmutigung der Truppen, das Unglück von Beaumont und das letzte verzweifelte Ringen in diesem gezwungenen Rückzug auf Sedan.

Da man sich schlug, war der Sieg da nicht gewiß?

Er hatte nichts gelernt und nichts vergessen, er bewahrte seine prahlerische Verachtung des Feindes, seine vollständige Unwissenheit in Bezug auf die neuen Grundlagen des Krieges, seine hartnäckige Gewißheit, daß ein alter Soldat aus Afrika, aus der Krim und aus Italien nicht geschlagen werden könne. Das wäre wahrhaftig zu drollig, wenn er damit in seinem Alter anfangen wollte!

Ein jähes Lachen riß ihm den Mund auf.

Eine jener gutmütig-liebevollen Anwandlungen kam über ihn, derentwegen seine Soldaten ihn anbeteten trotz der Püffe, die er manchmal unter ihnen austeilte.

„Hört, Kinder, anstatt euch zu zanken, ist's besser, einen guten Tropfen zu trinken ... Ja, ich will euch den Tropfen verabreichen, ihr sollt ihn auf meine Gesundheit trinken."

Und aus einer tiefen Tasche seines Mantels zog er eine Flasche Branntwein hervor, indem er mit triumphirender Miene beifügte, daß es ein Geschenk von einer Dame sei. In der That hatte man ihn abends zuvor im Hintergrunde einer Schenke von Floing gesehen, wie er die Kellnerin sehr unterneh-

mend auf seinen Knieen hielt. Die Soldaten lachten jetzt herzlich und reichten ihre Feldschalen hin, in die er ihnen selbst fröhlich einschenkte.

„Kinder, ihr sollt auf eure Herzliebsten, wenn ihr welche habt, und auf den Ruhm Frankreichs trinken ... Ich kenne nur das ... Es lebe die Fröhlichkeit!"

„Recht, Herr Lieutenant, auf Ihre Gesundheit und auf die Gesundheit aller anderen."

Alle tranken wieder versöhnt und wieder erwärmt. Er war sehr nett, dieser Tropfen in der Morgenkühle, im Augenblick, da man gegen den Feind marschiren sollte, und Maurice fühlte, wie der Trunk in seine Adern hinabrieselte und ihm Lebenswärme und den Rausch der Illusion wiedergab. Warum sollte man die Preußen nicht schlagen? Behielten sich die Schlachten nicht ihre Ueberraschungen vor? Bewahrte nicht die Geschichte das Staunen über manchen unerwarteten Umschwung auf?

Dieser Teufelsmensch erzählte noch, daß Bazaine auf dem Marsche sei, und daß man ihn vor Abend erwarte. O, das war eine verläßliche Auskunft, die er vom Adjutanten eines Generals hatte, und wiewohl er gegen Belgien zuwies, um die Straße anzuzeigen, auf der Bazaine herankommen sollte, überließ sich Maurice doch willig einem jener Anfälle von Hoffnungsfreudigkeit, ohne die er nicht leben konnte. Vielleicht schlug jetzt doch die Stunde der Rache.

„Wozu warten wir denn, Herr Lieutenant?" erlaubte er sich zu fragen. „Warum marschirt man denn nicht ab?"

Rochas machte eine Geberde, wie um zu sagen, daß er keinen Befehl habe. Dann fragte er nach einer Pause:

„Hat jemand den Hauptmann gesehen?“

Niemand antwortete. Jean erinnerte sich, ihn in der Nacht gesehen zu haben, wie er sich gegen Sedan zu entfernte.

Aber ein kluger Soldat darf niemals einen Vorgesetzten außerhalb des Dienstes sehen; er schwieg daher, als er, sich umwendend, einen Schatten bemerkte, der die Hecke entlang zurückkam.

„Da ist er,“ sagte er.

Es war in der That der Hauptmann Beaudoin. Er setzte sie alle durch die Tadellosigkeit seiner Erscheinung in Erstaunen. Seine wohlgebürstete Uniform, seine gewichsten Stiefel stachen grell gegen den jammervollen Zustand des Lieutenants ab. Und außerdem lag eine gewisse, wie von galanter Sorgfalt herrührende Koketterie auf ihm, in seinen weißen Händen, in seinem zierlich gedrehten Schnurrbart; ein schwaches Parfüm von persischem Flieder duftete nach dem wohleingerichteten Ankleidezimmer einer hübschen Frau.

„Schau, schau,“ grinste Loubet, „der Hauptmann hat also sein Gepäck wiedergefunden!“

Aber niemand lachte, denn man wußte, daß er kein angenehmer Herr sei. Er war verhaßt, denn er hielt sich seine Leute immer möglichst weit vom Leibe. „Ein hochnäsiger Patron“, wie Rochas sagte. Seit den ersten Niederlagen hatte er eine ganz verstörte Miene. Und das Unheil, das alle voraussahen,

schien ihm vor allen ungelegen. Bonapartist aus Ueberzeugung, dem schönsten Avancement entgegensehend, von mehreren Salons gestützt, fühlte er nun, wie sein Glück in diesem Schmutz versank. Man erzählte, daß er eine sehr hübsche Tenorstimme habe, der er bereits viel verdankte. Er war übrigens nicht unintelligent, wiewohl er nichts von seinem Beruf verstand, lediglich erpicht darauf, zu gefallen, und, wenn es sein mußte, sehr tapfer, aber ohne Uebermaß von Eifer.

„Welch ein Nebel!“ sagte er einfach, froh, seine Compagnie wiederzufinden, die er in der Furcht, sich verirrt zu haben, bereits seit einer halben Stunde suchte.

Gleich darauf, da der Befehl endlich eingetroffen war, zog das Bataillon vorwärts. Neue Nebelschwaden mußten aus der Maas emporgestiegen sein, denn man marschirte, fast im Finstern tappend, inmitten eines weißlichen Taues, der in einem feinen Regen niederfiel. Da hatte Maurice einen Anblick, der ihn fesselte. Es war der Oberst von Vineuil, der plötzlich unbeweglich auf seinem Pferde sitzend, an einer Straßenkreuzung auftauchte, groß und bleich wie die Statue der Hoffnungslosigkeit; das Tier erschauerte in der Morgenkälte und stand mit weit geöffneten Nüstern, dem Kanonendonner zugewendet. Zehn Schritte dahinter ragte die Regimentsfahne empor, die, ihres Futterals entledigt, vom dienstthuenden Unterlieutenant getragen wurde und in dem weichen weißen Dunst dieser traumhaften Atmosphäre einem Bilde

des Ruhms glich, das zitternd zu entschwinden droht. Der vergoldete Adler troff von Wasser, und die dreifarbige rauchgeschwärzte und von alten Wunden durchlöcherte Seide, auf der Siegesnamen gestickt waren, erschien fahl und verblaßt; und nur das Kreuz der Ehrenlegion, das am Fahnenbande hing, glänzte mit seinen Emailarmen hell und lebendig in diesem ganzen verwischten Schimmer.

Die Fahne, der Oberst verschwanden, von einem neuen Nebelschwaden eingehüllt, und das Bataillon ging immer vor, ohne zu wissen, wohin, wie in einer feuchten Masse. Man war einen Abhang hinabgestiegen und marschirte jetzt wiederum auf einem schmalen Weg aufwärts. Eben erscholl der Haltruf. Man blieb da, Gewehr bei Fuß, stehen, die Schultern vom Tornister beschwert, und es war verboten, sich zu rühren. Man mußte sich auf einer Hochfläche befinden, aber es war noch immer unmöglich, zwanzig Schritte weit zu sehen; man konnte nicht das Geringste unterscheiden.

Es war sieben Uhr, der Kanonendonner schien sich genähert zu haben, neue, immer näher und näher gerückte Batterien schossen auf der andern Seite von Sedan.

„Ah,“ sagte plötzlich der Sergeant Sapin zu Jean und Maurice, „ich werde heute fallen.“

Er hatte seit der Reveille den Mund nicht aufgethan und schien mit seinem hagern Gesicht mit den großen, schönen Augen und der kleinen, spitzen Nase völlig in Träumerei versunken.

„So eine Idee!“ rief Jean aus; „kann man

sagen, was einem passiren wird? ... Verstehen Sie, es ist für alle und für niemand was da."

Aber der Sergeant schüttelte mit einer Geberde vollständiger Gewißheit den Kopf.

„O, bei mir ist's, wie wenn's schon geschehen wäre ... Ich werde heute fallen."

Köpfe wendeten sich um, man fragte ihn, ob er das im Traume gesehen habe. Nein, er hatte nichts geträumt, allein er fühlte es, es war nun da.

„Und das verdrießt mich trotz alledem, denn ich wollte mich, sobald ich nach Hause zurückkehrte, verheiraten."

Wiederum flimmerten seine Augen, er sah sein Leben vor sich. Der Sohn eines kleinen Gewürzkrämers in Lyon, von seiner Mutter, die er verloren hatte, verhätschelt, war er, da er sich mit seinem Vater nicht vertragen konnte, beim Militär geblieben, ohne sich, von allem angewidert, loskaufen zu wollen; und dann während eines Urlaubs hatte er sich mit einem seiner Bäschen versprochen und in neuerwachter Lebensfreude gemeinsam mit ihr den beglückenden Plan gefaßt, ein Geschäft zu gründen mit Hilfe der paar Groschen, die sie mitbringen sollte. Er hatte etwas gelernt, schrieb schön, fehlerlos und konnte gut rechnen. Seit einem Jahre lebte er nur noch für diese freudige Zukunft.

Ein Schauer überlief ihn, er schüttelte sich, um seine fixe Idee los zu werden, indem er mit seiner ruhigen Stimme wiederholte:

„Ja, das ist verdrießlich, ich werde heute fallen."

Niemand sprach mehr, und das Warten dauerte weiter.

Man wußte nicht einmal, ob man dem Feind den Rücken oder das Gesicht zukehre. Unbestimmte Geräusche drangen zeitweise aus dem Nebel, aus dem Unbekannten hervor. Rollen von Rädern, das Stampfen von Haufen Menschen und fernes Pferdegetrabe. Es waren die Marschbewegungen der Truppen, die der Nebel verbarg, die Entwicklung des siebenten Corps, das im Begriffe war, seine Kampfstellungen einzunehmen.

Aber seit einem Augenblick schienen die Dünste leichter zu werden. Fetzen flogen davon wie Musselin, Streifen des Horizonts enthüllten sich, zwar noch trübe und von dem düstern Blau tiefen Wassers. Und in einer dieser Lichtungen sah man, gleich einer gespenstischen Reiterschar, die Chasseurs d'Afrique-Regimenter vorbeiziehen, die der Division Margueritte angehörten.

Steif in den Sätteln sitzend, mit ihren Campagnejacken, ihren breiten roten Gürteln, trieben sie ihre Pferde an, magere, unter dem Kunterbunt des Gepäcks halb verschwindende Tiere. Nach einer Eskadron kam eine zweite, und alle, aus dem Ungewissen auftauchend, verschwanden wieder im Ungewissen, es war, als ob sie unter dem feinen Regen zerflössen. Sie waren offenbar im Wege, man führte sie an einen entlegenen Platz, da man nichts mit ihnen anzufangen wußte, wie dies ja seit Beginn des Feldzugs der Fall war. Kaum, daß man sie als Plänkler benützt

hatte; sobald der Kampf sich entspann, führte man diese unnütze Paradetruppe von einer Thalschlucht zur andern.

Maurice betrachtete sie und dachte dabei an Prosper.

„Schau,“ murmelte er, „er ist vielleicht dabei.“

„Wer denn?“ fragte Jean.

„Der Bursche aus Remilly, Du weißt ja, der, dessen Bruder wir in Oches getroffen haben.“

Die Chasseurs waren vorübergezogen, und es erscholl noch ein kurzer Galopp, ein Generalstab, der den Abhang hinabritt. Diesmal hatte Jean ihren Brigadegeneral Bourgain-Desfeuilles erkannt, der unter heftiger Geberde mit dem Arm fuchtelte. Er hatte also doch geruht, endlich den Gasthof „zum goldenen Kreuz“ zu verlassen, und seine üble Stimmung drückte hinlänglich seinen Aerger darüber aus, daß er so früh hatte aufstehen müssen, bei so jämmerlicher Unterkunft und bei so elendem Essen.

Seine Donnerstimme drang deutlich zu ihnen:

„Himmel Herrgott, Mosel oder Maas, kurz, das Wasser, das da unten ist.“

Doch der Nebel erhob sich, es war wie in Bazeilles, als ob plötzlich eine Theaterdekoration hinter dem wallenden Vorhang sich den Blicken entrollte und langsam emporstiege. Ein heller Strom von Sonnenschein floß vom blauen Himmel hernieder, und Maurice erkannte sofort den Platz, wo sie warteten.

„Aha,“ sagte er zu Jean, „wir sind auf der Hochfläche von Algérie . . . Schau, das Dorf uns

gegenüber auf der andern Seite des Thales ist Floing, und weiter drüben, das ist Saint-Menges, und noch weiter ist Fleigneux... dann ganz hinten im Ardennenwald, diese mageren Bäume dort am Horizont, das ist die Grenze."

Und mit ausgestreckter Hand fuhr er so fort.

Das Plateau von Algérie, ein drei Kilometer langer Streifen rötlicher Erde, stieg sanft abfallend vom Garennewalde bis zur Maas hinab, die von dem Gehölze durch ihre Wiesen getrennt war. Dort hatte der General Douay das siebente Corps aufgestellt, verzweifelt darüber, daß er nicht genug Leute habe, um eine so ausgedehnte Linie zu verteidigen und sich fest an das erste Corps anschließen zu können, das senkrecht zu ihm das Givonnethal, vom Garennewalde bis Daigny besetzte.

„Was? Ist das groß! Ist das groß!"

Und Maurice wandte sich um und beschrieb mit der Hand einen Bogen den Horizont entlang. Von der Hochfläche von Algérie entrollte sich das ganze Schlachtfeld unermeßlich gegen Süden und Westen.

Zuerst Sedan, dessen Citadelle man über die Dächer hervorragen sah; dann Balan und Bazeilles in einem beständigen trüben Rauch; dann im Hintergrunde die Anhöhen des linken Ufers der Liry, die Marsée und die Croix-Piau. Aber besonders nach Westen zu gegen Donchery dehnte sich der Blick aus. Die Maasschleife umschloß die Halbinsel von Iges mit einem blassen Band, und da wurde man sich

vollständig klar über die schmale Straße von Saint-Albert, die zwischen der Uferböschung und einem steilen Abhang dahinzog, den weiter hinten das Seugnonwäldchen, ein Ausläufer des Falizettewaldes, krönte. Oben auf der Hügelkette, an dem Kreuzweg von Maison-Rouge kam die Straße von Vrignes-aux-Bois und Donchery hervor.

„Siehst Du, von dort aus könnten wir uns auf Mézières zurückziehen."

Doch gerade in diesem Augenblick wurde der erste Kanonenschuß von Saint-Menges abgefeuert. Im Thalgrunde strichen noch Nebelfetzen dahin, und man sah nichts als eine wirre durch den Engpaß von Saint-Albert marschirende Menge.

„Ah, sie sind hier," fuhr Maurice fort, indem er instinktiv die Stimme senkte, ohne die Preußen zu nennen. „Wir sind abgeschnitten; schlimme Geschichte das!"

Es war noch nicht acht Uhr. Der Kanonendonner, der in der Richtung von Bazeilles mit verdoppelter Stärke grollte, ließ sich auch im Osten hören, im Givonnethal, das man nicht sehen konnte: es war der Augenblick, da die Armee des Kronprinzen von Sachsen aus dem Chevalierwalde hervorbrach und auf das erste Corps vor Daigny stieß. Und jetzt, da das elfte preußische Corps auf dem Marsch gegen Floing das Feuer auf die Truppen des Generals Douay eröffnete, hatte sich die Schlacht auf allen Seiten vom Süden bis zum Norden in diesem ungeheuren Umkreis von mehreren Meilen entsponnen.

Maurice war sich des unverbesserlichen Fehlers bewußt, der dadurch begangen worden war, daß man sich nachts nicht auf Mézières zurückgezogen hatte. Aber die Folgen blieben ihm unklar. Nur eine dumpfe, instinktive Ahnung der Gefahr veranlaßte ihn, mit Unruhe die benachbarten Höhen zu betrachten, die die Hochebene von Algérie beherrschten. Wenn man nicht die Zeit gehabt hatte, sich zurückzuziehen, warum hatte man sich nicht entschieden, diese Höhen zu besetzen und sich an die Grenze anzulehnen, bereit, nach Belgien hinüberzugehen, falls man über den Haufen geworfen würde? Zwei Punkte schienen besonders bedrohlich; der Hügel von Hattoy oberhalb Floing links, und der Calvarienberg von Illy, von dessen Gipfel ein Steinkreuz zwischen zwei Linden niedersah. Tags zuvor hatte General Douay den Hattoygipfel von einem Regiment besetzen lassen, das sich, zu sehr ohne Halt, am frühesten Morgen zurückgezogen hatte. Was den Calvarienberg von Illy anlangte, so sollte er vom linken Flügel des ersten Corps verteidigt werden. Das Gelände dehnte sich zwischen Sedan und dem Ardennenwald weit und kahl und von tiefen Thaleinschnitten unterbrochen aus; und der Schlüssel der Stellung war augenscheinlich da, zu Füßen jenes Kreuzes und der beiden Linden, von wo aus man die ganze umliegende Gegend bestreichen konnte.

Zwei andere Kanonenschüsse erdröhnten; dann krachte eine ganze Salve. Diesmal hatte man eine Rauchwolke von einem kleinen Abhang, links von Saint-Menges, aufsteigen sehen.

„Aha," sagte Jean, „jetzt kommen wir dran."

Doch es geschah nichts. Die Leute, immer unbeweglich und Gewehr bei Fuß, hatten kein anderes Vergnügen, als die schöne Ordnung der zweiten Division zu betrachten, die vor Floing aufgestellt war und deren linker Flügel, in Hakenstellung postirt, sich der Maas zuwandte, um einem Angriff von dieser Seite her zu begegnen. Nach Osten zu entfaltete sich die dritte Division bis zum Garennewalde, unterhalb Illy, während die in Beaumont stark mitgenommene erste Division sich im zweiten Treffen befand. Im Laufe der letzten Nacht hatten die Geniesoldaten an Verteidigungswerken gearbeitet. Sogar unter dem beginnenden Feuer der Preußen warf man noch Schützengräben und Schulterwehren auf.

Aber im unteren Teile von Floing begann Gewehrfeuer zu knattern, das allerdings sofort verstummte, und die Compagnie des Hauptmanns Beaudoin erhielt den Befehl, sich dreihundert Meter weiter rückwärts zu postiren. Man war eben in einem weiten Kohlacker, als der Hauptmann mit seiner dünnen Stimme rief:

„Nieder!"

Man mußte sich niederlegen. Die Kohlköpfe troffen von dem reichlich gefallenen Tau, und auf ihren dicken goldiggrünen Blättern lagen Tropfen von der Reinheit und dem Glanze großer Brillanten.

„Visir vierhundert Meter!" rief der Hauptmann wieder.

Maurice stützte den Lauf seines Chassepots auf

einen Kohlkopf, den er vor sich hatte. Aber so knapp am Boden sah man nichts mehr: das Gelände dehnte sich verworren und von grünem Laub unterbrochen aus. Und er stieß Jean, der rechts von ihm ausgestreckt lag, mit dem Ellenbogen an und fragte ihn, wozu man hier lungere. Jean, erfahren wie er war, zeigte ihm auf einem benachbarten Erdhügel eine Batterie, die eben aufgepflanzt wurde. Offenbar hatte man sie auf diesem Platze postirt, um die Batterie zu unterstützen. Von Neugierde getrieben, erhob sich Maurice, um zu sehen, ob Honoré nicht mit seinem Geschütz da wäre; aber die Reserveartillerie befand sich hinten, von einem Baumgebüsch gedeckt.

„Herr Gott!“ brüllte Rochas, „wollen Sie sich wohl gleich niederlegen!“

Und Maurice hatte sich noch nicht ausgestreckt, als eine Granate pfeifend vorüberflog. Von diesem Augenblick an hörten sie nicht mehr auf. Das Zielen ging nur langsam von statten; die ersten Geschosse fielen jenseits der Batterie nieder, die gleichfalls zu schießen begann. Außerdem explodirten viele Granaten gar nicht, da sie von dem weichen Erdreich gedämpft wurden; und da gab's zuerst unaufhörliches Gespött über die Ungeschicklichkeit dieser verdammten Sauerkrautfresser.

„Da schaut,“ sagte Loubet, „ihr Feuerwerk hat versagt.“

„Die haben gewiß darauf gepißt!“ fügte Chouteau grinsend hinzu.

Auch Lieutenant Rochas mischte sich drein:

„Ich hab's euch doch gesagt, daß diese Hansnarren nicht einmal im stande sind, ein Geschütz zu richten!"

Aber da platzte eine Granate zehn Meter von ihnen und überschüttete die Compagnie mit Erdreich. Und wiewohl Loubet sich den Spaß machte, den Kameraden zuzurufen, sie sollten ihre Bürsten aus dem Tornister nehmen, verstummte Chouteau erblassend. Er war nie im Feuer gewesen, ebensowenig Pache und Lapoulle, noch auch sonst jemand aus dem Zuge, Jean ausgenommen. Ueber ihren etwas trüben Augen zuckten die Lider zusammen, die Stimmen wurden dünn, als ob sie in der Kehle eingeschnürt worden wären. Maurice, so ziemlich Herr seiner selbst, bemühte sich, sie zu beobachten. Er hatte noch keine Furcht, denn er glaubte sich nicht in Gefahr; und er empfand nur in der Magengrube ein Gefühl des Unbehagens; sein Kopf wurde leer und unfähig, zwei Gedanken miteinander zu verbinden. Und doch nahm seine Hoffnung eher zu, wie ein Rausch, seitdem ihn die schöne Ordnung der Truppen in Bewunderung versetzt hatte. An dem Siege war nicht mehr zu zweifeln, wenn man an den Feind mit dem Bajonett heran könnte.

„Hör nur," murmelte er, „'s ist hier voller Fliegen."

Schon dreimal hatte er etwas wie einen vorüberfliegenden Bienenschwarm gehört.

„Nein, nein," sagte Jean lachend, „das sind Kugeln."

Und wiederum strich es wie summendes Flügelrauschen vorüber. Der ganze Zug wandte neugierig den Kopf um. Wie unter einem unwiderstehlichen Zwange warfen die Leute den Hals nach rückwärts, sie konnten nicht auf dem Platze bleiben.

„Hör 'mal," empfahl Loubet Lapoulle, indem er sich über dessen Einfalt lustig machte, „wenn Du eine Kugel herankommen siehst, hast Du nur einen Finger so vor Deine Nase zu legen, das teilt die Luft, und die Kugel geht dann rechts oder links vorüber."

„Aber ich sehe sie ja nicht," sagte Lapoulle.

Rings um ihn platzte ein furchtbares Gelächter los.

„O, der Schlaukopf, er sieht sie nicht! Mach doch Deine Gucker auf, Dummerjahn! Da schau, hier ist eine, dort eine andere ... hast Du die da nicht gesehen? Sie war grün!"

Und Lapoulle riß die Augen auf, legte einen Finger vor seine Nase, während Pache das Skapulier, das er trug, mit tastender Hand auszubreiten suchte, um daraus einen über die ganze Brust reichenden Panzer zu machen.

Rochas, der aufrecht stehen geblieben war, rief in spaßhaftem Tone:

„Kinder, es ist euch nicht verboten, vor den Granaten zu salutiren; bei den Gewehrkugeln ist das überflüssig, es sind ihrer zu viele."

In diesem Augenblicke zerschmetterte ein Granatsplitter den Kopf eines Soldaten im ersten Gliede. Nicht einmal ein Schrei ward gehört, aufspritzendes Blut und Gehirn, das war alles.

„Armer Kerl,“ sagte einfach der Sergeant Sapin sehr ruhig und sehr bleich. „'s kommt bald ein anderer dran.“

Aber man verstand einander nicht mehr, und Maurice litt vor allem unter dem furchtbaren Lärm. Die benachbarte Batterie schoß ohne Unterlaß, mit einem unaufhörlichen Dröhnen, unter dem die Erde bebte, und die Mitrailleusen, die die Luft zerrissen, waren noch unerträglicher. Sollte man noch lange so im Kohl liegen bleiben? Man sah noch immer nichts, man wußte nichts. Es war unmöglich, die geringste Vorstellung von der Schlacht zu bekommen; war's nur auch eine richtige große Schlacht? Ueber der flachen Linie der Felder erkannte Maurice nur den runden, bewaldeten Gipfel des Hattoy sehr fern und noch öde. Sonst am Horizont zeigte sich nicht ein einziger Preuße. Nur Rauchwolken erhoben sich und schwebten einen Augenblick im Sonnenschein. Und als er den Kopf wandte, war er sehr überrascht, unten in einer kleinen, von steilen Abhängen beschützten Thalschlucht einen Landmann zu sehen, der seinen Acker ohne Hast bestellte und seinen mit einem großen Schimmel bespannten Pflug lenkte. Warum einen Tag verlieren? Weil man sich schlug, konnte doch das Getreide nicht aufhören, zu wachsen und die Welt nicht aufhören, zu leben.

Von Ungeduld verzehrt stand Maurice auf, mit einem Blicke sah er die mit rötlichem Dunst gekrönten Batterien von Saint-Menges wieder, die sie beschossen, und er sah namentlich die von Saint-Albert kom-

mende Straße schwarz von Preußen; es war das verworrene Gewimmel einer hereindringenden Horde. Doch schon ergriff ihn Jean bei den Beinen und zog ihn heftig zur Erde nieder.

„Bist Du toll? Du wirst ja auf dem Platze bleiben!“

Und auch Rochas schimpfte:

„Wollen Sie sich wohl niederlegen? Wer hat mir nur solche Kerle zugeschanzt, die sich umbringen lassen, wenn sie keinen Befehl dazu haben?“

„Herr Lieutenant,“ sagte Maurice, „Sie selbst liegen ja auch nicht.“

„Das ist bei mir etwas anderes ich muß wissen, was vorgeht.“

Auch Hauptmann Beaudoin stand tapfer aufrecht da. Aber er that die Lippen nicht auf, ihn verknüpfte kein Band mit seinen Leuten; er schien nicht auf einem Fleck bleiben zu können und trabte beständig von einem Ende des Feldes zum andern.

Man wartete immerzu und nichts geschah. Maurice erstickte unter dem Gewicht seines Tornisters, der ihm in dieser liegenden, auf die Länge so peinlichen Stellung den Rücken und die Brust zerquetschte. Man hatte den Leuten eindringlich empfohlen, ihre Tornister erst im äußersten Notfall wegzuwerfen.

„Sag 'mal, werden wir den ganzen Tag so verbringen?“ fragte er Jean schließlich.

„Möglich. Bei Solferino — es war in einem Möhrenfeld — haben wir fünf Stunden mit dem Bauch auf dem Boden liegen müssen.“

Dann fügte er als praktischer Bursche hinzu:

„Weshalb beklagst Du Dich? Man ist hier nicht schlecht daran. Es wird noch immer Zeit sein, sich der Gefahr mehr auszusetzen. Eines nach dem andern. Wenn sich alle gleich im Anfang totschießen ließen, wäre ja zum Schluß niemand mehr da."

„Ah," unterbrach ihn Maurice plötzlich, „sieh doch diese Rauchwolke auf dem Hatton. Sie haben den Hatton genommen, jetzt wird's einen hübschen Tanz für uns absetzen."

Und eine Weile fand seine beklommene Neugierde, in die sich der Schauder seiner ersten Furcht mischte, neue Nahrung. Er ließ kein Auge mehr von dem runden Gipfel des Hügels, der einzigen Erderhebung, die, wie er, knapp am Boden hinblickend, wahrnahm, die verschwimmende Linie der weiten Felder beherrschte. Der Hatton war zu weit entfernt, als daß er die Bedienungsmannschaft der Batterie hätte unterscheiden können, die die Preußen dort soeben aufgefahren hatten; und er sah in der That bei jedem Schusse nur Rauchwolken, oberhalb eines Gebüsches, das die Geschütze verstecken mochte. Er hatte die Empfindung, daß die Wegnahme dieser Position durch den Feind, deren Verteidigung General Douay hatte aufgeben müssen, eine sehr schwerwiegende Sache sei. In dieser Stellung beherrschte man die umliegenden Hochflächen. Die Batterien dezimirten sofort die zweite Division des siebenten Corps, auf die sie ihr Feuer eröffneten. Jetzt wurde auch das Zielen geregelt und von der französischen Batterie, in deren Nähe die Compagnie Beaudoin lag, wurden Schlag auf

Schlag zwei Bedienungssoldaten getötet. Die Granatsplitter verwundeten einen Mann von dieser Compagnie, einen Fourier, dem die linke Ferse abgerissen wurde, und der wie in einem plötzlichen Anfall von Wahnsinn vor Schmerz brüllte.

„Schweig doch, Vieh,“ rief ihm Rochas wiederholt zu. „Ist's denn vernünftig, so zu heulen wegen eines Weh-Weh am Fuße?“

Der Mann schwieg mit einemmale beruhigt und verfiel, seinen Fuß in der Hand haltend, in einen starren Stumpfsinn.

Das furchtbare Artillerieduell dauerte fort und verschärfte sich über den Köpfen der Regimenter, die in dem glühenden, traurigen Gefilde lagen, wo keine Seele sich im Sonnenbrande zeigte. Nichts war da als dieser rollende Donner, dieser Orkan der Zerstörung, der durch die Einöde dahinbrauste. Stunden dürften so vergehen, ohne daß dies aufhören würde. Aber schon gab sich die Ueberlegenheit der deutschen Artillerie kund; die Sprenggeschosse explodirten fast alle in ungeheuren Entfernungen, während die französischen Kugeln mit Zeitzündern, von viel kürzerer Flugweite, sich häufig in der Luft entzündeten, bevor sie das Ziel erreicht hatten. Und es gab kein anderes Zufluchtsmittel, als sich in der Furche, in der man sich eingegraben hatte, ganz klein zu machen! Und dabei nicht einmal die Erleichterung, nicht einmal der betäubende Rausch, ein paar Flintenschüsse abzugeben. Denn auf wen sollte man schießen? Sah man doch immer noch niemand an dem leeren Horizont!

„Werden wir endlich schießen?“ wiederholte Maurice außer sich. „Ich gäbe fünf Franken drum, einen zu sehen. Es ist zum Verzweifeln, so kartätscht zu werden, ohne erwidern zu können!“

„Wart, das kommt vielleicht,“ antwortete Jean ruhig.

Aber Pferdegalopp links von ihnen veranlaßte sie, die Köpfe umzudrehen. Sie erkannten General Douay mit seinem Generalstab, der herbeigeeilt war, um sich von der festen Haltung seiner Truppen unter dem furchtbaren Feuer des Hattoyberges mit eigenen Augen zu überzeugen. Er schien befriedigt und gab einige Befehle, als General Bourgain-Desfeuilles, aus einem Hohlweg hervorstürmend, sichtbar wurde. General Bourgain, so sehr er auch Hofsoldat war, trabte sorglos inmitten der Geschosse umher, in seine afrikanische Routine verbissen, ohne aus den bitteren Lektionen irgend welchen Nutzen gezogen zu haben. Er schrie und gestikulirte wie Rochas:

„Sollen nur kommen! Ich warte auf sie, gleich jetzt, Mann gegen Mann.“

Dann bemerkte er General Douay und ritt an ihn heran:

„General, ist's richtig mit der Verwundung des Marschalls?“

„Ja, leider ... habe ich eben ein Billet von Ducrot bekommen, in dem er mir anzeigt, daß der Marschall ihn zum Armeekommandanten bestimmt habe.“

„Ah! Ducrot ist's ... Und welches sind seine Befehle?“

Der General machte eine Geberde der Verzweiflung. Seit gestern hatte er gefühlt, daß die Armee verloren sei, hatte er umsonst darauf beharrt, daß man die Stellungen von Saint-Menges und Illy besetze, um den Rückzug auf Mézières zu sichern.

„Ducrot nimmt unsern Plan wieder auf, die gesamten Truppen werden sich auf der Hochfläche von Illy versammeln."

Und er wiederholte seine Geberde, wie um zu sagen, daß es zu spät sei.

Der Kanonenlärm trug seine Worte davon, aber ihr Sinn drang Maurice deutlich zu den Ohren und er war entsetzt darüber. Wie? Der Marschall verwundet, General Ducrot an seiner Stelle Oberbefehlshaber, die ganze Armee auf dem Rückzug nach dem Norden von Sedan! Und diese so schwerwiegenden Thatsachen den armen Teufeln von Soldaten unbekannt, die im Begriffe waren, sich totschießen zu lassen! Und dieses furchtbare Spiel dem Ungefähr eines Unfalls, der Laune einer neuen Leitung preisgegeben! Er empfand, wie die Armee der Verwirrung und rettungslosen Unordnung anheimfiel, ohne Führer, ohne Plan, nach allen Richtungen gezerrt, während die Deutschen geradewegs auf ihr Ziel losgingen mit ihrer Unentwegtheit, mit der Pünktlichkeit einer Maschine.

Schon war General Bourgain-Desfeuilles davongeritten, als General Douay, der eben durch einen über und über mit Staub bedeckten Husaren eine neue Botschaft erhalten hatte, ihn heftig zurückrief:

„General! General!“

Seine Stimme war so laut und so donnernd vor Ueberraschung und Erregung, daß sie den Artillerielärm übertönte:

„General! Nicht Ducrot kommandirt mehr, Wimpffen ist's ... Ja, er ist gestern eingetroffen, mitten in der Niederlage von Beaumont, um Failly an der Spitze des fünften Corps zu ersetzen ... Er schreibt mir, daß er einen dienstlichen Brief vom Kriegsminister habe, der ihn an die Spitze der Armee stellt für den Fall, daß das Kommando frei werde. ... Und wir ziehen uns nicht mehr zurück, die Befehle gehen dahin, die ersten Stellungen wieder zu gewinnen und zu verteidigen.“

Mit großen Augen horchte General Bourgain-Desfeuilles auf.

„Herr Gott,“ sagte er endlich, „das müßte man doch wissen... Mir für meinen Teil ist das übrigens Wurst.“

Und er galoppirte von dannen, wirklich sorglos im innersten Herzen, wie er ja in dem Kriege nur ein rasches Mittel sah, um Divisionsgeneral zu werden, und nur den Wunsch hatte, daß dieser dumme Feldzug so rasch als möglich beendet werde, da er aller Welt so wenig Befriedigung gewährte.

Da gab es nun unter den Soldaten der Compagnie Beaudoin ein Gelächter. Maurice sagte nichts, aber er war der Ansicht Chouteaus und Loubets, die spotteten und von Verachtung überflossen. „Hü, hott, geh's wie's geht. Das sind doch Führer, die

sich vertragen und nicht alles für sich haben wollen. Wär's nicht das beste, sich schlafen zu legen, wenn man solche Führer hat? Drei Kommandanten in zwei Stunden, drei Mordskerle, die nicht einmal recht wußten, was sie thun sollten, und die verschiedene Befehle gaben! Nein, wahrhaftig, das wäre genug, um den lieben Herrgott in eigener Person gallig zu machen und zu demoralisiren." Und die verhängnisvollen Anschuldigungen des Verrats kamen wieder, Ducrot und Wimpffen wollten die drei Millionen bei Bismarck gewinnen wie Mac Mahon.

General Douay war dageblieben, vor seinem Generalstab, allein und die Blicke in die Ferne, auf die preußischen Batterien gerichtet, in eine Träumerei von unendlicher Traurigkeit versunken. Lange musterte er den Hattoy, dessen Geschosse zu seinen Füßen niederfielen. Dann, nachdem er sich der Hochebene von Illy zugewendet hatte, rief er einen Offizier, um der Brigade des fünften Corps, die er gestern von General Wimpffen verlangt hatte und die ihn mit dem linken Flügel des Generals Ducrot verband, einen Befehl zu übermitteln. Und man hörte ihn noch deutlich sagen:

„Wenn die Preußen sich des Calvarienberges bemächtigen sollten, können wir keine Stunde hier bleiben, wir würden nach Sedan zurückgeworfen."

Er ritt davon, verschwand mit seinem Gefolge an der Biegung des Hohlweges, und das Feuer verdoppelte sich. Man hatte ihn offenbar bemerkt. Die Granaten, die bisher nur von vorne kamen, begannen

nun auch der Quere nach von links her zu regnen. Es waren dies die Batterien von Frénois und eine andere auf der Halbinsel von Iges aufgeprotzte Batterie, die ihre Schüsse mit denen vom Hattoyberge kreuzten. Die ganze Hochfläche von Algérie wurde von ihnen bestrichen. Die Stellung der Compagnie wurde jetzt fürchterlich. Die Leute, beschäftigt, darauf zu achten, was ihnen gegenüber vorgehe, hatten nun diese zweite Beunruhigung im Rücken, ohne zu wissen, gegen welche Gefahr sie sich schützen sollten. Schlag auf Schlag wurden drei Mann getötet, zwei Verwundete heulten.

Und so geschah's, daß der Sergeant Sapin die Todeswunde empfing, die er erwartete. Er hatte sich umgedreht und sah die Granate kommen, als er nicht mehr ausweichen konnte.

„Ah, da ist sie!" sagte er einfach.

Sein kleines Gesicht mit den großen schönen Augen war nur tieftraurig, ohne jeden Ausdruck des Schreckens. Sein Unterleib war aufgerissen und er jammerte:

„O, laßt mich nicht hier, tragt mich zur Ambulanz, ich flehe euch an . . . Tragt mich weg."

Rochas wollte ihn zum Schweigen bringen. Barsch schickte er sich an, ihm zu sagen, daß man mit einer solchen Wunde nicht unnützerweise zwei Kameraden behellige; dann sprach er mitleidig:

„Armer Junge, warten Sie ein wenig, bis die Träger Sie holen."

Aber der Unglückliche fuhr fort zu jammern und

weinte jetzt, inbrünstig des erträumten Glückes gedenkend, das mit seinem Blute entfloh.

„Tragt mich weg, tragt mich weg.“

Und Hauptmann Beaudoin, dessen aufgeregte Nerven dieser klägliche Ruf offenbar zur Verzweiflung brachte, fordert zwei Leute von gutem Willen auf, den Sergeanten nach einem nahen Wäldchen zu tragen, wo eine fliegende Ambulanz sein mochte. Mit einem Satz, den andern zuvorkommend, hatten sich Chouteau und Loubet erhoben und den Sergeanten ergriffen, der eine bei den Schultern, der andere bei den Füßen. Und sie trugen ihn in raschem Trab davon. Aber auf dem Wege merkten sie, daß er steif wurde und in einer letzten Zuckung verschied.

„Sieh nur, er ist tot,“ erklärte Loubet. „Lassen wir ihn.“

Chouteau aber beharrte wütend darauf.

„Willst Du wohl laufen, Faulenzer! Fällt mir nicht ein, ihn hier zu lassen! Damit man uns zurückruft, was?“

Und sie setzten ihren Lauf mit dem Leichnam bis zu dem Wäldchen fort, warfen ihn dann unter einen Baum hin und entfernten sich. Man sah sie erst abends wieder.

Das Feuer verdoppelte sich. Die benachbarte Batterie war eben durch zwei Geschütze verstärkt worden, und in dem wachsenden Lärm bemächtigte sich Maurices Furcht, wahnsinnige Furcht. Anfangs hatte er nicht diesen kalten Schweiß, dieses schmerzhafte Schwächegefühl in der Magengrube, dieses unwider-

stehliche Bedürfnis verspürt, aufzustehen und heulend im Galopp davonzulaufen. Offenbar war das jetzt nur eine Reflexwirkung, wie das bei überfeinerten und nervösen Naturen vorkommt. Aber Jean, der ihn überwachte, faßte ihn mit seiner starken Hand und zwang ihn barsch, neben ihm zu bleiben, da er in dem trüben Zittern seiner Augen diesen Feigheitsanfall las. Er schalt ihn ganz leise und väterlich und bemühte sich, sein Schamgefühl wachzurufen, da er wohl wußte, daß man den Leuten gerade mit Fußtritten Mut machte. Auch andere zitterten; Pache, der die Augen voller Thränen hatte, jammerte in unwillkürlicher, sanfter Klage mit dem Schrei eines kleinen Kindes, den er nicht unterdrücken konnte. Und Lapoulle widerfuhr ein Unfall, ein solcher Aufruhr der Eingeweide, daß er die Hosen herunterzog, ohne Zeit zu haben, die nächste Hecke zu erreichen. Man verhöhnte ihn und bewarf seine dermaßen den Kugeln und Granaten sich darbietende Blöße mit Stücken Erde. Gar viele hatten solche Anfälle, und sie erleichterten sich inmitten ungeheuerlicher Späße, die allen wieder Mut machten.

„Feiger Kerl,“ wiederholte Jean zu Maurice, „Dir wird doch nicht wie diesen da schlecht werden . . . Du kriegst meine Hand im Gesicht zu spüren, wenn Du Dich nicht gut aufführst.“

Er feuerte ihn mit diesen Grobheiten an, als sie plötzlich, an vierhundert Meter vor sich, etwa zehn mit dunklen Uniformen bekleidete Soldaten wahrnahmen, die aus einem Wäldchen heraustraten. Das

waren endlich die Preußen, deren Pickelhauben sie erkannten, die ersten Preußen, die sie seit Beginn des Feldzuges auf Schußweite sahen. Andere Züge folgten diesem ersten; und vor ihnen sah man die kleinen Staubwolken, die die Granaten auf dem Boden aufwirbelten. All das war so fein und genau, die Umrisse der Preußen von einer so zierlichen Deutlichkeit, daß sie wohlgeordneten kleinen Bleisoldaten glichen. Dann, als der Granatenregen stärker wurde, wichen sie zurück und verschwanden wieder hinter den Bäumen.

Aber die Compagnie Beaudoin hatte sie gesehen, und sah sie noch immer da. Die Chassepots waren von selbst losgegangen. Maurice war der erste, der sein Gewehr entlud; Jean, Pache, Lapoulle thaten's ihm nach. Es war kein Kommando gegeben worden; der Hauptmann wollte das Feuer einstellen; und er gab nur einer mächtigen Geberde Rochas' nach, die ausdrückte, daß diese Erleichterung eine Notwendigkeit sei. Man schoß doch endlich, man benützte doch endlich diese Patronen, die man seit mehr als Monatsfrist umhertrug, ohne eine einzige davon abzubrennen! Besonders Maurice wurde dadurch ganz fröhlich gestimmt, seine Furcht war abgelenkt, und der Kanonendonner übertäubt. Der Waldessaum blieb düster und still, nicht ein Blatt regte sich, nicht ein Preuße war wieder erschienen. Und man schoß immerzu auf die unbeweglichen Bäume.

Da erhob Maurice den Kopf, und er erblickte überrascht, einige Schritte entfernt, den Oberst von Vineuil auf seinem großen Pferde, Reiter und Tier unbeweg-

lich, als ob sie beide von Stein wären. Dem Feinde gerade gegenüber harrte der Oberst unter den Kugeln aus. Das ganze hundertundsechste Regiment mußte sich hieher zurückgezogen haben, andere Compagnien hatten sich in den benachbarten Feldern niedergelegt. Das Kleingewehrfeuer griff allmälich um sich. Und der junge Mann sah auch ein wenig weiter rückwärts die Fahne in dem kräftigen Arm des Unterlieutenants. Aber das war nicht mehr das Gespenst der im Morgennebel ertrinkenden Fahne. In der glühenden Sonne leuchtete der vergoldete Adler, die dreifarbige Seide glänzte, trotz ihrer glorreichen Abnützung durch manche Schlachten, in frischen Tönen. Am blauen Himmel, im Sturme des Geschützfeuers flatterte sie wie eine Siegesfahne.

Warum sollte man nicht siegen, jetzt, da man sich schlug? Und Maurice und alle anderen verpufften wütend ihr Pulver, um den fernen Wald zu beschießen, in dem ein langsamer, sachter Regen von kleinen Aesten niederrieselte.



## Drittes Kapitel.

Henriette konnte die Nacht nicht schlafen. Der Gedanke, ihren Gatten in Bazeilles, so nahe den deutschen Schlachtlinien zu wissen, quälte sie. Umsonst wiederholte sie sich sein Versprechen, bei der ersten Gefahr zurückzukommen; und jeden Augenblick horchte sie auf, im Glauben, daß er wiederkehre. Gegen zehn Uhr, in dem Augenblicke, da sie sich niederlegen wollte, öffnete sie das Fenster, stützte sich mit dem Ellenbogen auf und starrte verloren hinaus.

Die Nacht war sehr düster, kaum vermochte sie das Pflaster der Voyardsgasse wahrzunehmen, eines schmalen, dunklen, zwischen den alten Häusern zusammengepreßten Ganges. In der Ferne, gegen das Gymnasium zu, sah man nur die dunstige Flamme einer Laterne. Eine salpetrige Kellerluft, das Miauen einer zornigen Katze, die schweren Schritte eines verirrten Soldaten drangen von unten zu ihr empor. Dann, hinter ihr, war ganz Sedan von ungewohnten Geräuschen erfüllt: jäher Galopp, unaufhörliches Dröhnen, das gleich den Schauern des Todes vor-

überstrich. Sie lauschte, ihr Herz pochte heftig, und sie vernahm den Schritt ihres Mannes noch immer nicht an der Straßenkrümmung.

Stunden verrannen, sie beunruhigte sich jetzt wegen des fernen Schimmers, den sie im flachen Lande, über den Wall hinweg, bemerkte. Es war so düster, daß sie sich bemühte, den Schauplatz wieder herzustellen: da unten, die große blasse Fläche, das waren wohl die überschwemmten Wiesen. Was aber war dieses Feuer, das sie oben, offenbar auf der Marfée, leuchten und verlöschen gesehen? Und von allen Seiten flammten andere auf, in Pont-Maugis, in Noyers, in Frénois, geheimnisvolle Feuer, die wie über einer zahllosen, im Schatten wimmelnden Menge flackerten. Dann vernahm sie ungeheure Geräusche, und sie erbebte noch mehr: das Stampfen eines auf der Wanderung begriffenen Volkes, das Schnauben von Tieren, Waffengeklirr und tief in dieser höllischen Finsternis trabende Reiterscharen. Plötzlich knallte ein Kanonenschuß, ein einziger Schuß, furchtbar und grauenerregend in der darauffolgenden lautlosen Stille. Ihr Blut erstarrte zu Eis. Was war das wohl? Zweifellos ein Signal, das das Gelingen einer Marschbewegung anzeigte, die Ankündigung, daß sie da drüben bereit seien, und daß die Sonne erscheinen könne.

Gegen zwölf Uhr warf sich Henriette völlig angekleidet auf ihr Lager, ohne selbst das Fenster zu schließen. Die Müdigkeit, die Angst drückten sie nieder. Was hatte sie, daß sie so wie im Fieber

zitterte, sie, die sonst so ruhig war, die mit so leichtem Schritte ging, daß man sie kaum hörte? Und sie schlummerte in peinvoller Erschlaffung mit der beständigen Empfindung von dem Unglück, das in dem schwarzen Himmel lastete. Und inmitten ihres bösen Schlafes begannen jählings die Kanonen wieder, dumpfe, ferne Schüsse; und sie hörten nicht mehr auf; regelmäßig, hartnäckig dröhnte es weiter. Schaudernd richtete sie sich auf. Wo war sie doch? Sie erkannte nichts mehr, sie sah das Zimmer nicht mehr, das ein dichter Rauch zu erfüllen schien. Dann begriff sie: Nebel, die aus dem nahen Flusse sich erhoben hatten, mußten ins Gemach gedrungen sein. Draußen dröhnten die Kanonen mit verdoppelter Stärke. Sie sprang aus dem Bette und lief ans Fenster, um zu hören.

Von einem Kirchturm in Sedan schlug es vier Uhr. Der Tag dämmerte mit einem trüben, schmutzigen Grau in dem rötlichen Nebel. Es war unmöglich, etwas zu sehen; sie unterschied nicht einmal die wenige Meter entfernten Baulichkeiten des Gymnasiums. Wo schoß man denn, du lieber Gott? Ihr erster Gedanke galt ihrem Bruder, denn die Schüsse waren so gedämpft, daß sie ihr von Norden oberhalb der Stadt zu kommen schienen. Dann aber konnte sie nicht mehr zweifeln: man schoß da, gerade vor ihr, und sie zitterte für ihren Gatten. Das war gewiß in Bazeilles. Doch beruhigte sie sich wieder für ein paar Minuten, der Knall däuchte sie zeitweise rechts zu sein. Man schlug sich vielleicht in Donchery,

wo, wie sie wußte, man die Brücke nicht hatte sprengen können. Und die grausamste Ungewißheit bemächtigte sich ihrer: War's in Donchery? War's in Bazeilles? Es war ihr unmöglich, sich darüber klar zu werden bei dem Dröhnen, das ihr den Kopf erfüllte. Bald wurde ihre Qual so groß, daß sie sich nicht im stande fühlte, länger zu bleiben und zu warten. Sie zitterte vor dringender Begierde, etwas zu erfahren; sie warf ein Tuch über ihre Schultern und ging hinaus, auf die Suche nach Nachrichten.

Unten in der Voyardsgasse zögerte Henriette einen Augenblick, so schwarz erschien ihr die Stadt unter dem dunklen Nebel, der sie umhüllte. Die Morgendämmerung war noch nicht bis auf das feuchte Pflaster zwischen die alten, räucherigen Fassaden niedergestiegen. In der Beurregasse, im Hintergrunde einer anrüchigen Kneipe, in der ein Kerzenlicht blinzelte, sah sie nur zwei betrunkene Turcos mit einem Frauenzimmer. Sie mußte sich nach der Macquastraße wenden, um einiges Leben zu finden: verstohlen schleichende Soldaten, deren Schatten die Gehwege entlang glitten, wahrscheinlich Feiglinge, die ein Versteck suchten; ein großer Kürassier, der nach seinem Rittmeister ausgesandt worden war, hatte sich verirrt und pochte wütend an die Thüren. Ein ganzer Strom von Bürgersleuten, die vor Furcht, sich verspätet zu haben, schwitzten und den Entschluß faßten, sich auf ein Wägelchen zu laden, um zu sehen, ob es nicht noch Zeit wäre, Bouillon im Belgischen zu erreichen, wohin seit zwei Tagen halb Sedan ausgewandert war.

Instinktiv lenkte sie ihre Schritte nach der Unterpräfektur in der Gewißheit, dort Auskunft zu erhalten; und da kam ihr der Gedanke, den Weg vermittelst der Gäßchen abzuschneiden, um jede Begegnung zu vermeiden. Doch konnte sie die Fourgasse und die Laboureurgasse nicht durchschreiten: Kanonen befanden sich da, eine endlose Reihe von Geschützen, Munitions- und Protzkästen, die man tags zuvor in diesem entlegenen Winkel hatte aufstellen müssen, und die man hier vergessen zu haben schien. Nicht einmal ein Soldat war da, um sie zu bewachen. Bis ins Herz fröstelte es sie beim Anblick dieses unnützen und düstern Geschützparks, der in diesen verödeten Gäßchen verlassen schlief. Sie mußte denn über den Gymnasialplatz nach der Hauptstraße zurückgehen, wo vor dem „Europäischen Hof“ Ordonnanzen Pferde an den Zügeln hielten, und auf die Oberoffiziere warteten, deren laute Stimmen aus dem hell beleuchteten Speisesaal erschollen. Auf dem Rivageplatze und auf dem Turenneplatze gab es noch mehr Leute, Gruppen besorgter Einwohner, Weiber und Kinder vermengt mit aufgelösten Soldatentrupps, die kopflos nach allen Richtungen umherzogen; und da sah sie einen General, der fluchend aus dem Gasthof „zum goldenen Kreuz“ heraustrat und dann wütend davongaloppirte, auf die Gefahr hin, alles niederzureiten. Einen Augenblick schien es, als wollte sie ins Rathaus hineingehen, dann aber schlug sie den Weg durch die Pont-de-Meusegasse ein, um zur Unterpräfektur zu gelangen.

Und niemals hatte Sedan so den Eindruck einer tragischen Stadt auf sie gemacht wie jetzt in diesem schmutziggrauen, nebeldurchtränkten Dämmerlicht. Die Häuser schienen ausgestorben, viele waren seit zwei Tagen verlassen und leer, die übrigen dicht verschlossen, und man fühlte in ihnen furchtsame Schlaflosigkeit lagern. Es war ein schaudernder Morgen mit diesen halb verödeten, nur von angstvollen Schatten bevölkerten Gassen; zwischendurch sah man jäh aufbrechende Menschen und andere wieder, deren Abreise sich seit gestern hinzog. Der Tag wurde heller, und die Stadt, in der das Gedränge wuchs, versank in dem Unheil. Es war halb sechs Uhr, man hörte kaum den Lärm der Kanonen, der zwischen den hohen schwarzen Fassaden nur ganz gedämpft ans Ohr drang.

In der Unterpräfektur kannte Henriette die Tochter der Pförtnerin, Rosa, eine kleine Blondine mit zartem und hübschem Gesicht, die in der Fabrik von Delaherche arbeitete. Sie trat sofort in die Portierstube ein. Die Mutter war nicht da, aber Rosa, die sie artig empfing.

„O, liebe Frau, wir halten uns nicht mehr aufrecht. Mütterchen hat sich gerade ein wenig zur Ruhe begeben. Denken Sie doch, die ganze Nacht mußten wir auf den Beinen sein bei diesem ewigen Kommen und Gehen.“

Und ohne eine Frage abzuwarten, erzählte und erzählte sie, ganz fieberhaft erregt von all dem Außerordentlichen, das sie seit gestern gesehen hatte.

„Der Marschall, der hat gut geschlafen. Aber dieser arme Kaiser! Nein, Sie können sich gar nicht vorstellen, was der leidet . . . Denken Sie sich, gestern abend war ich hinaufgestiegen, um beim Herausgeben der Wäsche zu helfen. Da, wie ich durch das Gemach ging, das an das Ankleidekabinet stößt, hörte ich ein Stöhnen, o, ein Stöhnen, wie wenn jemand im Sterben liegt. Ich blieb zitternd stehen, mit zu Eis erstarrtem Herzen, als ich merkte, daß es der Kaiser war. Es scheint, daß er eine schreckliche Krankheit hat, die ihn zwingt, so zu ächzen. Wenn Leute da sind, hält er sich zurück, aber sowie er allein ist, wird es stärker als seine Willenskraft, er ächzt, er jammert, daß einem die Haare zu Berge stehen."

„Wo schlägt man sich seit heute morgen? Wissen Sie das?" fragte Henriette, indem sie sich bemühte, Rosa zu unterbrechen.

Rosa machte eine Geberde, als ob sie die Frage beiseite schieben wolle, und fuhr fort:

„Also, Sie begreifen, ich wollte Näheres wissen und stieg heute nacht vier- oder fünfmal hinauf und drückte mein Ohr an die Wand . . . Und er jammerte immerzu und hörte nicht auf zu jammern, ohne eine Sekunde das Auge zu schließen, dessen bin ich sicher. Was? Das ist furchtbar, derart zu leiden, mit all den Sorgen, die er im Kopfe haben muß! Denn ein Wirrwarr ist da, ein Gestoße und Gedränge! Mein Wort darauf, sie schauen alle drein wie verrückt. Und immer neue Leute, die kommen, und die Thüren, die zufliegen, und Menschen, die sich

erbosen, und andere, die weinen, dazu eine wahre Plünderung wie in einem vogelfreien Haus, Offiziere, die aus den Flaschen trinken und mit ihren Stiefeln in den Betten liegen! Sehen Sie, da ist der Kaiser noch der netteste; der nimmt am wenigsten Platz in Anspruch in seinem Winkel, in dem er sich verbirgt, um zu ächzen."

Dann, als Henriette ihre Frage wiederholte, sagte sie:

„Wo man sich schlägt? In Bazeilles schlägt man sich, seit heute früh! Ein Soldat zu Pferde kam, um's dem Marschall zu melden, der sich sogleich zum Kaiser begab, um ihn zu benachrichtigen ... Schon vor zehn Minuten ist der Marschall weggeritten, und ich glaube, daß der Kaiser ihn einholen will, denn man kleidet ihn oben an. Gerade vor einem Augenblicke sah ich, wie man ihn frisirte und mit allen möglichen Geschichten im Gesicht aufputzte."

Henriette aber, die endlich wußte, was sie wünschte, machte sich los.

„Schönen Dank, Rosa, ich habe Eile."

Und das junge Mädchen begleitete sie artig bis auf die Straße und rief ihr noch nach:

„Ganz zu Ihren Diensten, Frau Weiß. Ich weiß gut, daß man mit Ihnen über alles sprechen kann."

Rasch kehrte Henriette heim, in die Voyardsgasse. Sie war überzeugt, daß sie ihren Gatten dort finden werde; und sie dachte sogar, daß er, wenn er sie nicht in der Wohnung sehen würde, sehr besorgt

sein müßte, und beschleunigte deshalb ihre Schritte noch mehr. Als sie sich dem Hause näherte, hob sie den Kopf im Glauben, ihn da oben, nach ihrer Rückkehr ausspähend, zum Fenster herausgebeugt zu sehen. Aber das noch immer weitgeöffnete Fenster war leer. Und als sie hinaufgestiegen war und einen Blick in die drei Stuben geworfen hatte, ward sie starr, und ihr Herz schnürte sich zusammen; sie fand nur den eisigen Nebel wieder in den unter dem unausgesetzten Kanonendonner erzitternden Räumen. Dort unten schoß man immerzu. Sie stellte sich einen Augenblick ans Fenster. Jetzt, nach der Auskunft, die sie erhalten hatte, war sie sich trotz der undurchdringlichen Wand der Morgennebel völlig klar über den Kampf, der sich in Bazeilles entsponnen hatte, über das Krachen der Mitrailleusen, die dröhnenden Salven der französischen Batterien, die den fernen Salven der deutschen Batterien erwiderten. Und es schien, als ob der Knall immer näher komme und die Schlacht von Minute zu Minute ernster würde.

Warum kehrte Weiß nicht zurück? Er hatte so entschieden versprochen, beim ersten Angriff heimzukommen. Und die Besorgnis Henriettens wuchs, sie dachte an Hindernisse, an die Straße, die abgeschnitten war, an die Granaten, die den Rückweg zu gefährlich machten. Vielleicht war sogar ein Unglück geschehen. Sie wies den Gedanken daran von sich und fand in der Hoffnung eine feste Stütze ihrer Thatkraft. Dann faßte sie einen Augenblick den Plan, dort hinüber, ihrem Manne entgegenzugehen.

Die Ungewißheit hielt sie zurück: vielleicht würden sie sich kreuzen; und was sollte aus ihr werden, wenn sie ihn verfehlte? Und welche Qual für ihn, wenn er zurückkäme und sie nicht vorfände? Im übrigen erschien ihr die Tollkühnheit jetzt nach Bazeilles zu gehen, als etwas Natürliches, das zu ihren Aufgaben als fleißige Frau zählte, die schweigend verrichtet, was die gute Führung ihres Hauswesens erfordert. Wo ihr Mann war, dort gehörte sie einfach hin.

Doch da machte sie eine jähe Geberde, und vom Fenster weggehend, sagte sie ganz laut:

„Und Herr Delaherche? Ich werde nachsehen…“

Ihr fiel ein, daß auch der Tuchfabrikant in Bazeilles übernachtet hatte, und daß sie, wenn er zurückgekehrt wäre, durch ihn Nachricht bekommen könnte. Rasch stieg sie hinunter. Anstatt zur Boyardsgasse hinauszugehen, schritt sie über den engen Hof des Hauses und wählte den Durchgang, der zu den umfangreichen Fabrikgebäuden führte, deren großartige Fassade auf die Macquastraße sah. Als sie in den ehemaligen Hauptgarten eintrat, der jetzt gepflastert war und von dem nur ein mit prächtigen Bäumen, den Riesenulmen aus dem vorigen Jahrhundert, umgebener Rasenplatz übrig war, staunte sie zuerst darüber, vor dem geschlossenen Thor eines Schuppens einen Posten zu sehen, der da Wache stand. Dann erinnerte sie sich, tags zuvor gehört zu haben, daß die Kriegskasse des siebenten Corps hier verwahrt sei; und es machte einen seltsamen Eindruck auf sie, dieses Gold, — Millionen hieß es — das in diesem Schuppen

versteckt war, während die Leute in der Ferne einander bereits totschossen. Doch im Augenblick, wo sie die Hintertreppe betrat, um in das Schlafzimmer Gilbertes zu gelangen, hielt sie eine neue Ueberraschung auf, eine so unerwartete Begegnung, daß sie die drei Stufen, die sie bereits erklommen hatte, wieder hinunterstieg, da sie nicht mehr wußte, ob sie's wagen dürfe, oben anzuklopfen. Ein Soldat, ein Hauptmann, eilte wie eine flüchtige Erscheinung an ihr vorüber und war alsbald verschwunden; und trotzdem hatte sie Zeit gehabt, ihn zu erkennen, da sie ihn in Charleville bei Gilberte gesehen hatte, als diese noch Frau Maginot gewesen war. Sie that einige Schritte in den Hof zurück und richtete die Augen zu den zwei hohen Fenstern des Schlafzimmers empor, dessen Jalousien geschlossen blieben. Dann entschloß sie sich kurz und stieg trotz alledem hinauf.

Im ersten Stock wollte sie an die Thüre des Ankleidekabinets klopfen, als Freundin aus der Kinderzeit, als Vertraute, die bisweilen kam, um so des Morgens zu plaudern. Aber die Thüre, in der Hast des Aufbruchs schlecht geschlossen, war halboffen geblieben. Sie hatte nur an die Thüre zu stoßen und befand sich im Kabinet, dann im Schlafzimmer. Es war ein Zimmer mit sehr hoher Decke, von der breite rotsammetne Vorhänge niederfielen, die das große Bett vollständig einhüllten. Kein Geräusch; es war die schlaffe Stille einer glückseligen Nacht, nur ein ruhiges, kaum hörbares Atmen inmitten eines schwachen, verflogenen Fliederparfüms.

„Gilberte!“ rief Henriette leise.

Die junge Frau war sofort wieder eingeschlafen, und unter dem schwachen Licht, das zwischen den roten Vorhängen der Fenster eindrang, sah man ihren hübschen runden Kopf, der, vom Kissen hinabgeglitten, sich auf einen ihrer nackten Arme stützte inmitten der Flut ihres wundervollen schwarzen losen Haares.

„Gilberte!“

Sie bewegte sich, streckte sich, ohne die Augenlider zu öffnen.

„Ja, ja, adieu ... o, ich bitte Sie ...“

Dann erhob sie den Kopf und erkannte Henriette.

„Ei, Du bist's ... wie spät ist es denn?“

Als sie erfuhr, daß es eben sechs geschlagen, wurde sie verlegen, und um dies zu verbergen, scherzte sie und sagte, daß das keine Stunde sei, zu der man die Leute wecken komme. Dann, auf die erste Frage nach ihrem Gatten, erwiderte sie:

„Er ist noch nicht zurückgekehrt; ich denke, er wird erst gegen neun zurückkommen ... Weshalb sollte er auch so zeitig kommen?“

Als Henriette sie so in ihrer glücklichen Schlaftrunkenheit lächeln sah, wurde sie dringlicher:

„Ich sage Dir, daß man sich in Bazeilles seit Tagesanbruch schlägt, und da ich wegen meines Mannes sehr beunruhigt bin ...“

„O, meine Liebe,“ rief Gilberte aus, „da hast Du sehr unrecht! Der meine ist so vorsichtig, daß er schon lange hier wäre, wenn nur die geringste

Gefahr vorhanden wäre ... So lange Du ihn nicht siehst, kannst Du ruhig sein."

Diese Erwägung machte auf Henriette großen Eindruck. In der That, Delaherche war nicht der Mann, um sich unnützerweise der Gefahr auszusetzen. Sie beruhigte sich nun auch völlig, zog die Vorhänge auf und klappte die Jalousien zurück; und das Zimmer erhellte sich unter dem vollen rötlichen Licht des Himmels, wo die Sonne den Nebel zu zerreißen und zu vergolden begann. Eines der Fenster war halb geöffnet geblieben, man hörte jetzt den Kanonendonner in diesem großen, von lauer Luft erfüllten Gemach, das soeben noch so dicht verschlossen und drückend heiß gewesen war.

Gilberte hatte sich halb aufgerichtet, und mit einem Ellenbogen auf das Kopfkissen gestützt, betrachtete sie mit ihren hübschen leeren Augen den Himmel.

„Also man schlägt sich," murmelte sie.

Ihr Hemd war hinabgeglitten, eine ihrer Schultern hatte sich entblößt und zeigte unter den losen Flechten ihres schwarzen Haares eine rosige, feine Haut, während ein durchdringender Duft, ein Duft der Liebe ihrem Erwachen entströmte.

„Man schlägt sich so zeitig in der Früh! Mein Gott, wie ist das doch lächerlich, sich zu schlagen."

Doch Henriettens Blicke waren eben auf ein Paar Militärhandschuhe gefallen, Männerhandschuhe, die auf dem Nachttisch vergessen worden waren; und sie war nicht im stande, eine Bewegung zu unterdrücken. Da wurde Gilberte feuerrot und zog sie mit ver-

legener, schmeichlerischer Geberde an den Bettrand. Dann sagte sie, ihr Gesicht an ihrer Schulter verbergend:

„Ja, ich habe es wohl gefühlt, daß Du es wußtest, daß Du ihn gesehen hattest. Herzchen, darfst mich nicht so strenge aburteilen. Es ist ein alter Freund; ich habe Dir meine Schwachheit gestanden, einst in Charleville, Du erinnerst Dich wohl ..."

Sie senkte ihre Stimme noch mehr und mit einer Rührung, aus der es wie leises Lachen klang, fuhr sie fort:

„Gestern hat er mich so angefleht, als ich ihn wiedersah... Denk doch, er schlägt sich heute morgen und wird vielleicht totgeschossen ... Konnte ich es ihm verweigern?"

Und bei ihrer gerührt-fröhlichen Stimmung schien das heldenhaft und allerliebst, dieses letzte Geschenk der Sinneslust, diese am Vorabende einer Schlacht gewährte glückselige Nacht. Das war's, weshalb sie trotz ihrer Verwirrung leichtsinnig wie ein Vögelchen lächelte. Niemals hätte sie das Herz gehabt, ihre Thüre zu verschließen, da doch alle Umstände das Stelldichein erleichterten.

„Verdammst Du mich?"

Henriette hatte ihr sehr ernst zugehört. Diese Dinge überraschten sie, da sie sie nicht verstand. Offenbar war sie anders. Seit dem frühen Morgen war ihr Herz bei ihrem Gatten, ihrem Bruder, da unten im Kugelregen. Wie kann man so ruhig schlafen, mit so verliebter Miene heiter sein, wenn teure Wesen sich in Gefahr befinden?

„Aber Dein Gatte, meine Liebe, und auch dieser junge Mann ... wühlt es Dir nicht das Herz auf, nicht bei ihnen zu sein? ... Du denkst also nicht, daß man sie Dir von einer Minute zur andern mit zerschmettertem Kopf herbringen kann?“

Gilberte wies mit ihrem herrlichen nackten Arm das gräßliche Bild heftig von sich.

„O, mein Gott, was sagst Du mir da? Bist Du böse, mir so den Morgen zu verderben ... Nein, nein, ich will nicht daran denken, es ist zu traurig!“

Und wider Willen mußte nun Henriette lächeln. Sie erinnerte sich ihrer Kindheit, wie der Vater Gilbertes, der Major von Vineuil, der infolge seiner Verwundungen zum Direktor des Zollamts in Charleville ernannt worden war, seine Tochter auf einen Pachthof bei Chêne-Populeux geschickt hatte, besorgt, wenn er sie husten hörte, da er stets an den Tod seiner Frau denken mußte, die ganz jung von der Schwindsucht weggerafft worden war. Das Mädchen war erst neun Jahre alt und bereits von einer ausgelassenen Koketterie; sie spielte Theater, wollte immer die Königin machen, behing sich mit allen Flicken, die sie fand, und hob das Silberpapier der Schokolade auf, um sich daraus Armbänder und Kronen zu verfertigen. Sie war auch später dieselbe geblieben, nachdem sie mit zwanzig Jahren den Forstinspektor Maginot geheiratet hatte. Mézières, von seinen Wällen beengt, mißfiel ihr, und sie wohnte auch weiterhin in Charleville, dessen reiches, von frohen Festlichkeiten erfülltes Leben ihr behagte. Ihr

Vater war nicht mehr, sie genoß vollständige Freiheit an der Seite eines bequemen Mannes, dessen Nichtigkeit in ihr keine Gewissensbisse aufkommen ließ. Die Bosheit der Provinzler hatte ihr viele Liebhaber aufgemutzt; in der Flut von Uniformen, in der sie dank früheren Beziehungen ihres Vaters und ihrer Verwandtschaft mit dem Obersten von Vineuil lebte, hatte sie sich aber nur mit dem Hauptmann Beaudoin wirklich vergessen. Sie war nicht schlecht und verderbt, sie betete einfach das Vergnügen an; und es schien recht glaubwürdig, daß sie, indem sie einen Geliebten nahm, ihrem unwiderstehlichen Bedürfnis, schön und heiter zu sein, nachgegeben hatte.

„Das ist sehr schlecht, daß Du wieder angeknüpft hast," sagte Henriette endlich mit ihrer ernsten Miene.

Doch schon schloß ihr Gilberte mit einer ihrer hübschen, schmeichelnden Geberden den Mund.

„Ach, Herzchen, ich konnte doch nicht anders, und dann war's ja nur für dieses einemal ... Du weißt, ich würde jetzt eher sterben, als meinen neuen Gatten betrügen!"

Weder die eine noch die andere sprach jetzt mehr, in liebevoller Umarmung aneinander geschmiegt und doch so grundverschieden von einander. Sie hörten ihre Herzen pochen, sie hätten deren verschiedene Sprachen verstehen können; die eine ganz für ihr Vergnügen lebend, sich verschwendend und verteilend; die andere in einer einzigen Aufopferung aufgehend, mit dem stummen, großen Heroismus starker Seelen.

„Wirklich, man schlägt sich!“ rief Gilberte schließlich aus. „Ich muß mich recht schnell ankleiden.“

Seit sie geschwiegen hatten, schien der Lärm der Kanonenschüsse in der That zuzunehmen. Sie sprang aus dem Bette, ließ sich, da sie das Stubenmädchen nicht rufen wollte, von Henriette helfen, zog die Schuhe an und schlüpfte sofort in ein Kleid, um bereit zu sein, zu empfangen und hinabzugehen, wenn's sein mußte. Gerade als sie rasch ihre Frisur beendete, klopfte es, und sie lief zur Thüre, um zu öffnen, da sie die Stimme der alten Frau Delaherche erkannt hatte.

„Gewiß, liebste Mama, Sie können eintreten.“

Und mit ihrer gewöhnlichen Unüberlegtheit führte sie sie ins Zimmer, ohne zu bemerken, daß die Militärhandschuhe auf dem Nachttisch geblieben waren. Vergebens beeilte sich Henriette, sie zu packen und einen Lehnstuhl zu werfen. Frau Delaherche mußte hinter sie gesehen haben, denn einige Sekunden stand sie, förmlich erstickend, da, als ob sie nicht zu Atem kommen könnte. Unwillkürlich blickte sie im Zimmer umher und ihr Auge haftete an dem rotdrapirten Bett, das in seiner Unordnung weit offen geblieben war.

„Also Madame Weiß ist heraufgekommen, um Sie zu wecken? . . . Sie konnten schlafen, meine Tochter? . . .“

Sie war offenbar nicht gekommen, um das zu sagen. Ach! diese Heirat, die ihr Sohn gegen ihren Willen eingegangen war in der kritischen Zeit der

Fünfziger, nach zwanzig Jahren einer kalten Ehe mit einer unfreundlichen, mageren Frau, er, der bis dahin so vernünftig gewesen und jetzt vollständig von der jugendlichen Leidenschaft erfaßt war für die hübsche, so leichtblütige und so lustige Witwe! Sie hatte sich wohl vorgenommen, über die Gegenwart zu wachen, und siehe da, die Vergangenheit kam wieder! Durfte sie aber sprechen? Sie lebte nur noch wie ein stummer Tadel in dem Hause, und sie blieb stets in ihr Zimmer eingeschlossen, in strenger Frömmigkeit; diesmal jedoch war der Schimpf so schwer, daß sie sich entschloß, ihren Sohn zu verständigen.

Gilberte antwortete errötend:

„Ja, ich habe trotz alledem ein paar Stunden gut geschlafen ... Sie wissen, daß Jules nicht zurückgekehrt ist ...“

Mit einem Kopfnicken unterbrach sie Frau Delaherche. Seitdem die Kanonen donnerten, spähte sie besorgt nach der Rückkehr ihres Sohnes aus. Aber sie war eine heldenhafte Mutter; und sie erinnerte sich, weshalb sie heraufgestiegen war.

„Ihr Oheim, der Oberst, schickt uns den Stabsarzt Bouroche mit einem mit Bleistift geschriebenen Billet, um uns zu fragen, ob wir hier eine Ambulanz einrichten könnten ... Er weiß, daß wir in der Fabrik Platz haben, und ich habe den Herren bereits den Hof und die Trockenkammer zur Verfügung gestellt ... Nur sollten Sie hinabgehen.“

„O, sogleich, sogleich,“ sagte Henriette, wieder nähertretend. „Wir wollen helfen.“

Gilberte selbst zeigte sich sehr bewegt und voll Eifer für ihre neue Pflegerinnenrolle. Sie nahm sich kaum Zeit, ein Spitzentuch um ihr Haar zu binden; und die drei Frauen gingen hinab. Unten, als sie in die weite Vorhalle kamen, sahen sie durch die weitgeöffneten Thorflügel eine Ansammlung auf der Straße. Ein niedriger Wagen kam langsam daher, eine Art Halbkutsche, mit einem einzigen Pferde bespannt, das ein Zuavenlieutenant bei den Zügeln führte. Und sie glaubten, daß es der erste Verwundete sei, den man ihnen bringe.

„Ja, ja, hier ist's, kommen Sie herein!"

Aber man klärte sie über ihren Irrtum auf. Der Verwundete, der im Wagen lag, war der Marschall Mac Mahon, dem das linke Gesäß halb weggerissen worden war und den man zur Unterpräfektur führte, nachdem man ihm in einem Gärtnerhäuschen einen Notverband angelegt hatte. Er war barhaupt, halb entkleidet und die Goldstickerei seiner Uniform mit Staub und Blut beschmutzt.

Ohne ein Wort zu sprechen, hatte er den Kopf erhoben und mit verlorener Miene blickte er umher. Dann, als er die drei Frauen bemerkte, die ergriffen die Hände falteten angesichts des großen Unglücks, das sich da ereignet und mit den ersten Geschossen die ganze Armee in ihrem Führer getroffen hatte, neigte er leicht sein Haupt mit einem schwachen und väterlichen Lächeln. Rings um ihn hatten sich einige Neugierige entblößt. Andere erzählten bereits geschäftig, daß General Ducrot eben

zum Oberfeldherrn ernannt worden sei. Es war halb acht Uhr.

„Und der Kaiser?“ fragte Henriette einen Buchhändler, der vor seiner Thüre stand.

„Es ist ungefähr eine Stunde, seit er vorbeigekommen ist. Ich begleitete ihn und sah ihn zum Balaner Thor hinausreiten. Es geht das Gerücht, daß ihm eine Kugel den Kopf abgerissen hat.“

Aber der Gewürzkrämer gegenüber wurde grimmig:

„Lassen Sie das doch! Lauter Lügen! Nur die rechtschaffenen Leute werden ihre Haut da lassen!“

Gegen den Gymnasialplatz zu verschwand der Karren, der den Marschall davontrug, inmitten der angewachsenen Volksmenge, in der bereits die außerordentlichsten Nachrichten vom Schlachtfelde umliefen. Der Nebel zerstreute sich und Sonnenschein erfüllte die Gassen.

Doch da rief eine barsche Stimme vom Hofe her:

„Meine Damen, nicht da draußen, hier braucht man Sie!“

Sie traten alle drei ins Haus zurück und standen vor dem Stabsarzt Bouroche, der bereits seine Uniform in einen Winkel geworfen hatte, um eine große Schürze anzuziehen. Sein ungeheurer Kopf mit dem steifen, struppigen Haar, seine Löwenschnauze sah aus dem weißen, noch fleckenlosen Linnen hervor, ganz feuerrot vor Hast und Energie. Und er erschien ihnen so schrecklich, daß sie sich ihm sofort unterwarfen, einem bloßen Zeichen gehorchten und sich drängten, um ihn zufrieden zu stellen.

„Wir haben nichts ... Geben Sie mir Wäsche, schauen Sie zu, noch Matratzen herbeizuschaffen. Zeigen Sie meinen Leuten, wo der Brunnen ist."

Sie liefen, bemüht, sich zu vervielfältigen, und waren nur noch seine Dienerinnen.

Die Fabrik war eine sehr gute Wahl für ein Lazaret. Da war vor allem die Trockenkammer, ein riesiger Saal mit großen Glaswänden, wo man bequem an hundert Betten unterbringen konnte; und daneben befand sich ein Schuppen, der sich wunderbar zu Operationen eignete, eben war ein langer Tisch hergebracht worden; der Brunnen war nur wenige Schritte weit; die Leichtverwundeten konnten auf dem nahen Rasenplatz warten. Wahrhaft angenehm waren diese schönen hundertjährigen Ulmen, die einen köstlichen Schatten spendeten.

Bouroche hatte es vorgezogen, sich sofort in Sedan festzusetzen, da er das Gemetzel und den furchtbaren Stoß voraussah, der die Truppen hieher werfen sollte. Er hatte sich begnügt, beim siebenten Corps hinter Floing zwei fliegende Ambulanzen zur vorläufigen Hilfeleistung zu lassen, die ihm die Verwundeten nach Anlegung eines Notverbandes schicken sollten. Sämtliche Abteilungen der Krankenträger waren dort mit dem Befehl, die stürzenden Soldaten im Feuer aufzuheben, wie sie ja auch den Bedarf an Sanitätswagen und Karren mit hatten. Und Bouroche hatte, abgesehen von zwei auf dem Schlachtfelde zurückgebliebenen Gehilfen, seine Leute mitgebracht, zwei Stabsärzte zweiter Klasse und drei Unterärzte die

zweifellos für die Operationen genügten. Ueberdies hatte er drei Apotheker und ein Dutzend Lazaretgehilfen da.

Aber er kam aus dem Zorn nicht heraus, da er ohne Aufregung nichts thun konnte.

„Was ist das für eine schlampige Wirtschaft! Die Matratzen enger aneinander ... Wir legen Stroh in die Ecke, wenn's notwendig ist.“

Die Kanonen grollten, er wußte gut, daß von einem Augenblick zum andern Arbeit da sein werde, Wagen voll mit blutendem Fleisch; und er richtete in grimmiger Hast den großen, noch leeren Saal ein. Dann wurden andere Vorbereitungen im Schuppen getroffen: die Verband- und Arzneikasten, offen und wohlgeordnet auf einem Brett, Charpiepakete, Binden, Kompressen, Leinwand, Schienen für Knochenbrüche; auf einem andern Brette wieder waren neben einem großen Topf mit Wachssalbe und einer Flasche Chloroform die Bestecke ausgebreitet, der blanke Stahl der Instrumente, die Sonden, die Pincetten, die Messer, die Scheren, die Sägen, ein ganzes Arsenal, all das spitzige und scharfe Zeug, mit dem man wühlt, sticht, schneidet und hackt. Doch die Waschbecken fehlten.

„Sie haben wohl Schüsseln, Eimer, Kessel, kurz, was Sie wollen ... Wir wollen uns doch nicht bis an die Nase mit Blut besudeln, selbstverständlich nicht ... Und Schwämme, schauen Sie, daß wir Schwämme kriegen!“

Frau Delaherche eilte davon und kam, von drei

Mägden begleitet, zurück, die Arme mit all den Schüsseln beladen, die sie hatte finden können. Gilberte hatte, vor den Bestecken stehend, Henriette mit einem Wink gerufen und ihr dieselben, leicht erschauernd, gezeigt. Alle beide erfaßten sich bei den Händen und blieben schweigend da, und in ihrem Aneinanderschmiegen drückte sich das dumpfe Grauen, das angstvolle Mitleid aus, das sie erschütterte.

„Was, meine Gnädige? Denken Sie 'mal, man würde Ihnen etwas abschneiden?"

„Die armen Leute!"

Auf den großen Tisch hatte Bouroche gerade eine Matratze legen lassen und mit Wachsleinwand überzogen, als in der Vorhalle Pferdegetrabe laut wurde; das war der erste Ambulanzwagen, der in den Hof fuhr; aber er enthielt nur zehn Leichtverwundete, die einander gegenüber saßen; die meisten trugen einen Arm in der Schlinge, einige, die am Kopf verletzt waren, hatten die Stirn verbunden. Sie stiegen ab, indem man sie dabei nur ein wenig stützte; und die Untersuchung begann.

Henriette half einem blutjungen Soldaten, dessen Schulter von einer Kugel durchbohrt war, beim Ausziehen des Mantels; der Mann schrie vor Schmerz, und sie bemerkte die Nummer des Regiments.

„Ach, Sie sind ja vom Hundertundsechsten! Gehören Sie zur Compagnie Beaudoin?"

Nein; er war von der Compagnie Ravaud; aber er kannte gleichwohl den Korporal Jean Macquart, er glaubte sagen zu können, daß dessen Zug noch

nicht ins Feuer gekommen sei. Und diese so unbestimmte Auskunft genügte, die junge Frau freudig zu stimmen: ihr Bruder lebte, sie würde völlig erleichtert sein, wenn sie ihren Gatten umarmt hätte, den sie noch immer von einer Minute zur andern erwartete.

In diesem Augenblick hob Henriette den Kopf, und sie erstarrte, als sie wenige Schritte von sich, inmitten einer Gruppe, Delaherche wahrnahm, der von den fürchterlichen Gefahren erzählte, die ihn von Bazeilles bis Sedan bedroht hatten. Wie kam er her? Sie hatte ihn nicht eintreten sehen.

„Und mein Gatte ist nicht mit Ihnen?"

Aber Delaherche, den seine Mutter und seine Frau gefällig ausfragten, beeilte sich durchaus nicht.

„Warten Sie, sogleich."

Dann nahm er seine Erzählung wieder auf:

„Von Bazeilles bis Balan hätte ich zwanzigmal totgeschossen werden können. Ein Hagel, ein Orkan von Kugeln und Granaten ... Und ich traf den Kaiser, o, sehr tapfer ... Dann von Balan hieher ging's in einem Lauf ..."

Henriette schüttelte ihn am Arm:

„Mein Gatte?"

„Weiß? Nun, er ist dort geblieben!"

„Wie, dort?"

„Ja, er hob das Gewehr eines gefallenen Soldaten auf; er schlägt sich."

„Er schlägt sich, warum denn?"

„O das ist ein Hitzkopf! Um keinen Preis,

wollte er mir folgen, und schließlich habe ich ihn natürlich verlassen."

Mit starren, weitgeöffneten Augen sah ihn Henriette an. Ein Schweigen trat ein. Dann faßte sie ruhig ihren Entschluß:

„Es ist gut, ich gehe hin."

Sie ging hin? Wie denn? Aber das war ja unmöglich, das war ja wahnsinnig. Delaherche sprach abermals von den Kugeln, von den Granaten, die die Straße fegten. Gilberte ergriff sie wieder bei den Händen, um sie zurückzuhalten, während Frau Delaherche sich gleichfalls erschöpfte, um ihr die blinde Tollkühnheit ihres Vorhabens klar zu machen. Sie aber wiederholte mit ihrer sanften und schlichten Miene:

„Nein, es ist alles umsonst, ich gehe hin."

Und sie blieb standhaft dabei und nahm nur das schwarze Spitzentuch an, das Gilberte auf dem Kopfe hatte. In der Hoffnung, sie noch zu überreden, erklärte ihr Delaherche schließlich, daß er sie wenigstens bis zum Balaner Thor begleiten werde. Doch da bemerkte er den Wachposten, der mitten in dem durch die Einrichtung des Lazarets verursachten Gedränge beständig mit kurzen Schritten vor dem Wagenschuppen marschirte, wo die Kriegskasse des siebenten Corps eingeschlossen war; und bei der Erinnerung daran erfaßte ihn Furcht, mit einem Blick wollte er sich vergewissern, daß die Millionen noch immer da waren. Henriette war schon unter die Vorhalle getreten.

„Warten Sie doch auf mich! Mein Wort darauf, Sie sind gerade so hitzköpfig wie Ihr Mann!“

Uebrigens fuhr ein neuer Ambulanzwagen ein, und sie mußten ihn vorbeilassen. Auf diesem — er war kleiner und nur zweiräderig — befanden sich zwei Schwerverwundete, die auf Gurten lagen. Der erste, den man mit aller möglichen Vorsicht herabnahm, war nur eine Masse blutigen Fleisches: eine Hand war zerschmettert und die Seite von einem Granatsplitter aufgerissen. Dem zweiten war das rechte Bein zermalmt. Und Bouroche ließ diesen sofort auf die Wachsleinwand der Matratze legen und begann inmitten des Hinundher der Lazaretdiener und seiner Gehilfen die erste Operation. Frau Delaherche und Gilberte saßen an dem Rasenplatz und wickelten Binden.

Draußen hatte Delaherche Henriette eingeholt.

„Aber meine liebe Frau Weiß, Sie werden doch nicht diesen Wahnsinn begehen ... Wie wollen Sie Weiß dort treffen? Er mag nicht einmal mehr dort sein, er hat sich zweifellos quer in die Felder geschlagen, um zurückzukommen ... Ich versichere Sie, daß Bazeilles unnahbar ist.“

Aber sie horchte nicht auf ihn, schritt schneller dahin und lenkte in die Ménilgasse ein, um das Balaner Thor zu erreichen. Es war gegen neun Uhr, und Sedan lag nicht mehr in dem finstern Morgenschauer und dem öden, im dichten Nebel tappenden Erwachen. Eine drückende Sonne zeichnete scharf die Schattenrisse der Häuser ab, das Straßenpflaster war von einer

angstvollen Menge erfüllt, durch die unaufhörlich Stafetten jagten. Gruppen bildeten sich, namentlich um einige waffenlose Soldaten, die bereits zurückgekehrt waren, die einen leicht verwundet, die anderen in einer ungeheuern nervösen Erregung, schreiend und gestikulirend. Und trotzdem hätte die Stadt nahezu ihren alltäglichen Anblick geboten, wenn nicht die Kaufgewölbe mit den geschlossenen Läden und nicht die toten Fassaden gewesen wären, an denen nicht eine Jalousie sich öffnete. Dann war auch dieser Kanonendonner da, dieser unablässige Kanonendonner, unter dem alle Steine, der Erdboden und die Mauern bis hinauf zu dem Dachschiefer erzitterten.

Delaherche kämpfte einen innern, sehr unangenehmen Kampf, schwankend zwischen seiner Pflicht als wackerer Mann, die ihm befahl, Henriette nicht zu verlassen, und seinem Schreck, den Weg zwischen Sedan und Bazeilles unter den Granaten nochmals zurückzulegen.

Mit einemmale, als sie beim Balaner Thor angelangt waren, trennte sie ein Schwall von berittenen Offizieren, die zurückkehrten. Leute, die auf Neuigkeiten warteten, stießen sich bei diesem Thor. Vergebens lief er und suchte die junge Frau. Sie mußte bereits außerhalb der Ringmauer sein und auf der Straße dahineilen. Er gab es auf, seinen Eifer weiter zu treiben, und überraschte sich dabei, wie er ganz laut sagte:

„Ah, desto schlimmer! Es ist zu dumm!“

Dann schlenderte Delaherche in Sedan umher,

als neugieriger Bürgersmann, der nichts von dem Spektakel verlieren will, dabei aber von einer wachsenden Unruhe gequält. Was sollte aus dem allem werden? Und wenn die Armee geschlagen wäre, würde die Stadt nicht viel zu leiden haben? Die Antworten auf diese Fragen, die er sich stellte, blieben dunkel und unbestimmt, weil sie allzu sehr von den Ereignissen abhingen. Nichtsdestoweniger aber begann er für seine Fabrik, sein Haus in der Macquastraße zu zittern, aus dem er übrigens alle seine Wertsachen entfernt und an einem sichern Ort verborgen hatte.

Er begab sich aufs Rathaus, fand dort den Gemeinderat in Permanenz tagend, vertrödelte dort viel Zeit, ohne etwas Neues zu erfahren, höchstens, daß die Schlacht eine sehr schlimme Wendung genommen habe. Die Armee wußte nicht mehr, wem zu gehorchen war; von General Ducrot war sie während der zwei Stunden, die er den Oberbefehl hatte, nach rückwärts geworfen, dann von General von Wimpffen, dem Nachfolger des ersteren, jäh vorwärts geführt worden; und diese unbegreiflichen Schwankungen, diese Stellungen, die man wieder erobern sollte, nachdem man sie aufgegeben hatte, dieser völlige Mangel eines Planes und einer energischen Leitung beschleunigten das Unheil.

Dann ging Delaherche bis zur Unterpräfektur, um zu hören, ob der Kaiser sich nicht wieder gezeigt hatte. Man konnte ihm nur über das Befinden des Marschalls Mac Mahon Mitteilung machen, dessen wenig gefährliche Wunde ein Chirurg verbunden hatte

und der ruhig in seinem Bette lag. Aber gegen elf Uhr, als er abermals umherschlenderte, wurde er einen Augenblick lang in der Hauptstraße vor dem „Europäischen Hof“ von einem langsamen Zug aufgehalten, von staubbedeckten Reitern, deren Pferde traurig im Schritt gingen. Und an der Spitze erkannte er den Kaiser, der zurückkehrte, nachdem er vier Stunden auf dem Schlachtfelde verweilt hatte. Entschieden, der Tod hatte ihn nicht gewollt. Unter dem Angstschweiß dieses Rittes durch die Niederlage war die Schminke von den Wangen verschwunden, der gewichste Schnurrbart hatte sich aufgeweicht und hing schlaff abwärts, das erdfahle Gesicht hatte den Ausdruck des leidvollen Stumpfsinns eines Sterbenden angenommen. Ein Offizier, der an dem Gasthof abgestiegen war, schickte sich an, einer Gruppe auseinanderzusetzen, welchen Weg sie durchritten hätten, von Moncelle bis Givonne, das ganze kleine Thal entlang, inmitten der Soldaten des ersten Corps, die die Sachsen auf das rechte Flußufer zurückgedrängt hatten; man war durch den Hohlweg von Fond de Givonne gekommen und fand da bereits eine solche Stauung vor, daß der Kaiser, selbst wenn er gewünscht hätte, an die Front der Truppen zurückzukehren, es nur sehr schwer hätte thun können. Uebrigens, wozu wäre es gut gewesen?

Während Delaherche diese Einzelheiten mit anhörte, erschütterte ein heftiger Knall den Stadtteil. Eine Granate hatte eben einen Rauchfang in der Sainte-Barbegasse beim Wartturm zertrümmert.

Entsetzt flohen die Leute, und kreischende Frauenstimmen wurden laut. Delaherche hatte sich an eine Mauer gedrückt, als ein neuer Knall die Fensterscheiben eines Nachbarhauses zerschmetterte. Das wäre furchtbar, wenn man Sedan bombardirte, und er kehrte im Laufschritt nach der Macquastraße zurück, und ein solcher Drang ergriff ihn, sich die Lage klar zu machen, daß er nicht anhielt, sondern rasch auf das Dach emporstieg, von dessen Terrasse aus man die Stadt und die Umgebung überschaute.

Sofort beruhigte er sich ein wenig, der Kampf fand oberhalb Sedans statt, die deutschen Batterien auf der Marfée und in Frénois bestrichen über die Häuser hinweg die Hochfläche von Algérie, und er interessirte sich sogar für den Flug der Granaten, für die ungeheure Kurve von leichtem Rauch, die sie über Sedan zurückließen, gleich unsichtbaren Vögeln, hinter denen eine feine Spur grauer Federn zurückbleibt. Es schien ihm zuerst unzweifelhaft, daß die paar Granaten, die die Dachstühle rings um ihn eingeschlagen hatten, verirrte Geschosse waren. Man bombardirte die Stadt noch nicht. Dann, als er besser zusah, glaubte er zu verstehen, daß die Granaten die Antwort auf die vereinzelten Schüsse bildeten, die man aus den Festungskanonen abgegeben hatte. Er wandte sich um und musterte gegen Norden zu die Citadelle, diese ganze wirre und furchtbare Masse von Befestigungen, die Wände schwarzen Mauerwerkes, die grünen Glacisflächen, das geometrische Gewimmel der Bastionen, besonders die drei

riesigen Hornwerke mit den drohenden Spitzen, die der „Ecossais“, des „Grand Jardin“ und von „la Rochette“. Und dann, gleich einer cyklopischen Verlängerung nach Westen das Fort „Nassau“, dem oberhalb der Vorstadt Ménil das Fort „Palatinat“ folgte.

Das Ganze machte auf ihn den melancholischen Eindruck eines ungeheuren und zugleich kindischen Werkes. Wozu war das alles jetzt gut? Bei diesen Kanonen, deren Geschosse so bequem von einem Ende des Himmels zum andern flogen? Die Festung war übrigens nicht ausgerüstet und hatte weder die notwendigen Geschütze, noch Munition, noch Mannschaft. Seit kaum drei Wochen hatte der Festungskommandant eine Nationalgarde gebildet, Bürgersleute freiwillige, die die wenigen in gutem Zustand befindlichen Geschütze bedienen sollten. Und so kam es, daß vom Fort Palatinat drei Kanonen schossen, während es deren beim Pariser Thor ein halbes Dutzend gab. Nur hatte man nicht mehr als sieben oder acht Stück Kugeln für jedes Geschütz abzubrennen; man sparte die Schüsse und gab nur jede halbe Stunde einen ab und bloß der Ehre wegen. Denn die Granaten kamen nicht weit und fielen auf die Wiesen gegenüber. Die feindlichen Batterien erwiderten auch nur verachtungsvoll von Zeit zu Zeit und wie aus Mitleid.

Die Geschütze da drüben waren es, die Delaherches Aufmerksamkeit fesselten. Mit seinen lebhaften Augen durchstöberte er die Abhänge der Marfée, als ihm das Fernrohr einfiel, das er sonst zu seinem Ver-

gnügen von der Höhe der Terrasse aus auf die Umgegend gerichtet hatte. Er stieg hinab, um es zu holen, kehrte zurück und pflanzte es auf; und als er sich orientirte, indem er mittelst kleiner Rucke das Gelände, die Bäume, die Häuser vorüberziehen ließ, fiel sein Blick auf die Gruppe von Uniformen oberhalb der großen Batterie von Frénois, die Weiß von Bazeilles aus an der Ecke eines Kiefernwaldes erraten hatte. Er aber hätte, dank der Vergrößerung seines Fernglases, die Offiziere dieses Generalstabs zählen können, mit solcher Deutlichkeit sah er sie. Mehrere lagen halb im Grase, andere standen aufrecht in Gruppen beisammen; und vorn war ein Mann allein mit trockener und magerer Miene in prunkloser Uniform, in dem er jedoch den obersten Führer fühlte. Es war in der That der König von Preußen, kaum so groß wie die Hälfte eines Fingers, gerade wie ein winziger Bleisoldat. Delaherche ward dessen aber erst später gewiß; er hatte ihn nicht aus den Augen gelassen, immer wieder kam er auf diesen verschwindend kleinen Mann zurück, dessen Gesicht, von der Größe eines Stecknadelkopfes, nur einen blassen Punkt unter dem weiten blauen Himmel bildete.

Es war noch nicht Mittag; der König verfolgte seit neun Uhr den mathematischen, unerbittlichen Marsch seiner Armeen. Sie gingen, gingen immerzu, gemäß der vorgezeichneten Wege, den Kreis vervollständigend und Schritt für Schritt rings um Sedan ihre Mauer aus Menschen und Kanonen schließend.

Die Armee links, die von der platten Ebene von Donchery hergekommen war, drang unaufhörlich aus der Thalschlucht von Saint-Albert vor und begann, Saint-Menges hinter sich lassend, Fleigneux zu erreichen; und er sah, wie sich hinter dem elften Corps, das mit den Truppen des Generals Douay heftig handgemein geworden war, das fünfte Corps ergoß und den Wald benützte, um nach dem Kalvarienberg vor Illy zu gelangen; indessen reihten sich Batterien an Batterien, eine unabläſſig verlängerte Linie donnernder Geschütze; und der ganze Horizont stand allmälich in Flammen. Die Armee rechts hielt nunmehr das Givonnethal vollständig besetzt, das zwölfte hatte sich Moncelles bemächtigt, und die Garde war eben durch Daigny gezogen und stieg bereits längs des Baches empor, gleichfalls auf dem Marsche nach dem Kalvarienberg vor Illy, nachdem sie General Ducrot gezwungen hatte, sich hinter den Garennewald zurückzuziehen. Noch ein Ruck, und der Kronprinz von Preußen reichte dem Kronprinzen von Sachsen die Hand in diesen kahlen Gefilden am Saume des Ardennenwaldes. Im Süden der Stadt sah man Bazeilles nicht mehr; es war in dem Qualm der Feuersbrünste, in dem rötlichen Staub eines wütenden Kampfes verschwunden.

Und der König beobachtete und wartete ruhig seit dem Morgen. Eine Stunde, zwei Stunden noch, vielleicht noch drei: es war nur eine Frage der Zeit, ein Räderwerk trieb das andere, die Zermalmungsmaschine war im Gange und sie würde ihren Lauf

vollenden. Unter dem unendlichen sonnigen Himmel verengte sich das Schlachtfeld, dieses ganze wuterfüllte Handgemenge der schwarzen Häuflein überschlug sich und staute sich immer mehr und mehr rings um Sedan. Fensterscheiben leuchteten in der Stadt auf, ein Haus links, gegen die Vorstadt Cassine, schien zu brennen, dann, darüber hinaus, in den wiederum verödeten Gefilden bei Donchery und Carignan lag unter der mächtigen Mittagsglut ein warmer, leuchtender Friede; das helle Wasser der Maas, die lebensfrohen Bäume, die weiten, fruchtbaren Aecker und die breiten, grünen Wiesen.

Der König hatte mit einem Worte eine Auskunft verlangt. Auf diesem ungeheuren Schachbrett wollte er alles wissen und dieses Menschengewimmel, das er befehligte, in seiner Hand halten. Zu seiner Rechten schwirrte ein Flug Schwalben, von einem Kanonenschuß erschreckt, empor, erhob sich höher und höher und verschwand gegen Süden.



## Viertes Kapitel.

---

Auf der Straße von Balan konnte Henriette anfangs raschen Schrittes vorwärts gehen. Es war kaum mehr als neun Uhr, und der breite, von Häusern und Gärten umsäumte Fahrweg lag noch frei da; doch wurde er im selben Maße, als man sich dem Flecken näherte, immer mehr von flüchtenden Bewohnern und marschirenden Truppen versperrt. Bei jedem neuen Menschenstrom preßte sie sich gegen die Mauern, schlüpfte sie durch und huschte trotz alledem vorbei. Und zart und unauffällig in ihrem dunklen Kleid mit ihrem schönen blonden Haar und ihrem kleinen, zur Hälfte unter dem schwarzen Spitzentuch verschwundenen Gesicht entkam sie den Blicken, und nichts verlangsamte ihren leichten, lautlosen Schritt.

In Balan aber versperrte ein Regiment Marineinfanterie den Weg. Es war das eine dicht geschlossene Menge Soldaten, die, von großen Bäumen gedeckt und verborgen, Befehle erwarteten.

Sie stellte sich auf ihre Fußspitzen, sah aber kein

Ende. Doch dann versuchte sie, sich noch kleiner zu machen, um sich durchzuschmuggeln.

Ellenbogen stießen sie zurück, und an ihrer Seite spürte sie Gewehrkolben. Nach zwanzig Schritten wurden Rufe und Verweise laut. Ein Hauptmann wandte den Kopf um und rief erzürnt:

„Heda, Frau, sind Sie toll? Wohin gehen Sie?"

„Ich gehe nach Bazeilles."

„Was, nach Bazeilles?"

Da erscholl ein großes Gelächter. Die Leute zeigten sie einander und machten Späße. Der Hauptmann, gleichfalls belustigt, fuhr fort:

„Nach Bazeilles, Kleine! Dorthin sollten Sie uns wohl mitnehmen . . . Wir waren eben dort, und ich hoffe, daß wir dahin zurückkehren werden, aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß es dort nicht gerade kalt ist."

„Ich gehe nach Bazeilles zu meinem Mann," erklärte Henriette mit ihrer sanften Stimme. Ihre blaßblauen Augen aber bewahrten ihren Ausdruck ruhiger Entschlossenheit.

Das Lachen verstummte. Ein alter Sergeant befreite sie aus dem Gedränge und zwang sie, zurückzukehren.

„Armes Kind, Sie sehen wohl, daß es Ihnen unmöglich ist, durchzukommen . . . Das ist kein Geschäft für eine Frau, in diesem Augenblick nach Bazeilles zu gehen . . . Sie werden Ihren Mann später wieder finden. Hören Sie doch, seien Sie vernünftig."

Sie mußte nachgeben; sie blieb hoch aufgerichtet stehen und reckte sich jeden Augenblick empor, um in die Ferne zu blicken, noch immer an ihrem hartnäckigen Entschlusse festhaltend, ihren Weg fortzusetzen. Was sie ringsum vernahm, klärte sie auf. Offiziere beklagten sich bitter über den Rückzugsbefehl, der sie gezwungen hatte, Bazeilles seit Viertel neun Uhr aufzugeben, da General Ducrot, der Nachfolger des Marschalls, sich vorgenommen hatte, alle Truppen auf der Hochebene von Illy zu versammeln. Das Schlimmste war, daß das erste Corps zu zeitig zurückgewichen war und das Givonnethal den Deutschen ausgeliefert hatte, so daß das zwölfte Corps, das bereits heftig in der Front angegriffen war, nun auch an seinem linken Flügel einen übermächtigen feindlichen Anprall erfuhr.

Und jetzt, da der General von Wimpffen dem General Ducrot nachfolgte, gewann der erste Plan wieder die Oberhand, und der Befehl kam, Bazeilles um jeden Preis wieder zu besetzen, um die Bayern in die Maas zu werfen.

War das nicht zu dumm, daß man sie eine Stellung aufgeben ließ, die sie gleich darauf wieder erobern sollten, nachdem der Feind Herr derselben geworden war? Sie wollten sich wohl totschießen lassen, aber doch nicht zum bloßen Vergnügen!

Eine große Bewegung von Menschen und Pferden erfolgte, und General Wimpffen erschien, in den Steigbügeln stehend und mit glühendem Gesicht und leidenschaftlichen Worten rufend:

„Freunde, wir können nicht zurückweichen, das wäre das Ende von allem ... Wenn wir den Rückzug antreten müssen, gehen wir auf Carignan und nicht auf Mézières ... Aber wir werden siegen, ihr habt sie heute morgen geschlagen, ihr werdet sie auch wieder schlagen.“

Er sprengte davon und verschwand auf einem Wege, der nach Moncelle emporstieg. Das Gerücht lief um, daß er soeben mit General Ducrot einen heftigen Wortwechsel gehabt hätte, da jeder seinen Plan verteidigte und den entgegengesetzten angriff; der eine erklärte, daß der Rückzug auf Mézières seit früh nicht mehr möglich sei; der andere prophezeite, daß die Armee, falls man sich nicht auf die Hochfläche von Illy zurückziehe, am Abend umzingelt sein werde. Und sie beschuldigten sich gegenseitig, weder die Gegend noch die wahre Lage der Truppen zu kennen. Das Schlimmste war, daß sie alle beide recht hatten.

Seit einem Augenblick aber fand sich Henriette, von ihrer Eile, vorwärts zu kommen, abgelenkt. Sie hatte eben eine ganze Bazeiller Familie erkannt, die an den Straßenrand geworfen worden war — arme Webersleute, der Mann, das Weib und drei Mädchen, wovon das größte erst neun Jahre alt war. Sie waren so zusammengebrochen, so verstört vor Müdigkeit und Verzweiflung, daß sie nicht mehr hatten weitergehen können und an einer Mauer niedergesunken waren.

„Ach, liebes Frauchen,“ sagte das Weib wieder-

holt zu Henriette, „wir haben nichts mehr . . . Sie wissen ja, daß unser Haus am Kirchenplatz lag. Eine Granate hat es in Brand gesteckt. Ich weiß nicht, wie die Kinder und wir nicht dort umgekommen sind."

Die drei kleinen Mädchen begannen bei dieser Erinnerung zu schluchzen und zu schreien, während die Mutter mit tollen Geberden die Einzelheiten ihres Unglücks erzählte.

„Ich sah den Webstuhl wie trockenes Reisig brennen . . . Das Bett, der Hausrat flammten rascher auf als ein Strohbündel . . . Und die Stutzuhr war auch dabei, ja wohl, die Stutzuhr, die in meinen Armen fortzutragen ich keine Zeit mehr hatte."

„Himmel, Herrgott," fluchte der Mann, die Augen voll dicker Thränen, „was soll aus uns werden?"

Um sie zu beruhigen, sagte Henriette nur mit ein wenig zitternder Stimme:

„Ihr seid beisammen, alle beide heil und gesund, und ihr habt eure Töchterchen, worüber beklagt ihr euch?"

Dann fragte sie die Leute aus; sie wollte wissen, was in Bazeilles vorgegangen war, ob sie ihren Gatten gesehen und in welchem Zustand sie das Weißsche Haus zurückgelassen hätten. Aber in ihrer zitternden Furcht gaben sie widersprechende Antworten. Nein, sie hatten Herrn Weiß nicht gesehen. Doch, eines der kleinen Mädchen rief, daß sie ihn gut gesehen habe, daß er auf dem Trottoir gewesen sei mit einem großen Loch mitten im Kopfe; ihr Vater gab ihr einen Klaps, um sie zum Schweigen zu bringen.

weil sie, wie er sagte, sicher log. Was das Haus anlangte, so hätte das noch gestanden, als sie geflohen seien. Er erinnerte sich sogar, im Vorbeigehen bemerkt zu haben, daß die Thüre und die Fenster sorgfältig geschlossen waren, wie wenn nicht eine lebende Seele sich drin befunden hätte. In jenem Augenblick hätten die Bayern übrigens nur den Kirchplatz besetzt gehabt, und sie mußten das Dorf Straße für Straße, Haus für Haus nehmen. Allerdings müßten sie Fortschritte gemacht haben, denn ganz Bazeilles brannte zweifellos zu dieser Stunde. Und die armen Leute fuhren mit unsicheren Geberden und voll Entsetzen fort, von diesen Dingen zu sprechen, indem sie das schreckliche Bild heraufbeschworen von Dächern, die loderten, vom Blute, das floß, und von den Toten, die die Erde bedeckten.

„Und mein Gatte?“ wiederholte Henriette.

Sie antworteten nicht mehr, sie schluchzten in ihre gefalteten Hände. Und sie blieb in grausamer Angst, doch ohne schwach zu werden, aufrecht, und nur ihre Lippen erbebten in leichtem Schauder. Was sollte sie glauben? Sie mochte sich noch so oft sagen, daß das Kind sich getäuscht habe, sie sah ihren Gatten der Quere nach auf der Straße liegen, den Kopf von einer Kugel durchbohrt. Dann beunruhigte sie dieses dicht verschlossene Haus. Warum das? Er befand sich also nicht mehr dort? Die Gewißheit, daß er getötet worden, ließ ihr Herz jählings zu Eis erstarren. Aber vielleicht war er nur verwundet. Und der Drang, dahin zu gehen, dort zu sein, erfaßte sie so gebieterisch,

daß sie nochmals versucht hätte, sich einen Durchgang zu bahnen, wenn nicht in dieser Minute die Trompeten zum Marsch nach vorwärts geblasen hätten.

Viele dieser jungen Soldaten kamen aus Toulon, aus Rochefort oder Brest; sie waren kaum eingedrillt und hatten noch nie auch nur einen Schuß abgefeuert; und seit dem Morgen schlugen sie sich mit der Tapferkeit und Standhaftigkeit altgedienter Leute. Sie, die von Rheims nach Mouzon so schlecht marschirt waren, so schwerfällig unter der ungewohnten Anstrengung, zeigten vor dem Feinde die beste Mannszucht, brüderlich vereint durch die Bande der Pflicht und der Selbstverleugnung. Die Hörner hatten nur das Signal zu geben, und sie kehrten ins Feuer zurück und nahmen den Angriff wieder auf trotz ihrer zorngeschwellten Herzen. Dreimal hatte man ihnen zu ihrer Unterstützung eine Division versprochen, die jedoch nicht kam. Sie fühlten sich verlassen und geopfert.

Es war ihr aller Leben, das man von ihnen verlangte, indem man sie so gegen Bazeilles zurückführte, nachdem man sie es hatte räumen lassen. Und sie wußten es und gaben ihr Leben ohne Empörung hin, dicht die Reihen schließend und die schützenden Bäume verlassend, um in den Granaten- und Kugelregen zurückzugehen.

Erleichtert seufzte Henriette tief auf. Endlich marschirte man doch! Sie folgte ihnen in der Hoffnung, mit ihnen anzukommen, und bereit, zu laufen, wenn sie liefen. Aber schon wurde man neuerdings aufgehalten.

Jetzt regnete es Geschosse, und um Bazeilles wieder zu nehmen, mußte man jeden Meter der Straße wieder erobern, sich der Gäßchen, der Häuser, der Gärten rechts und links bemächtigen. Die ersten Glieder hatten das Feuer eröffnet, man kam nur ruckweise weiter, das geringste Hindernis verursachte einen Verlust von langen Minuten. Niemals würde sie hinkommen, wenn sie, auf den Sieg wartend, so hinten bliebe. Und kurz entschlossen stürzte sie sich rechts zwischen zwei Hecken, auf einem Fußpfad vorwärts, der zu den Wiesen hinabstieg.

Der Plan Henriettes war es, Bazeilles über die weiten an die Maas angrenzenden Wiesen zu erreichen. Das war ihr übrigens selber nicht recht klar. Plötzlich blieb sie am Rande eines kleinen Sees stehen, der ihr von dieser Seite den Weg versperrte. Es war das unter Wasser gesetzte und in einen Verteidigungssee verwandelte, tiefer liegende Gelände, woran sie durchaus nicht gedacht hatte.

Einen Augenblick lang wollte sie umkehren; dann aber setzte sie, auf die Gefahr hin, ihre Schuhe dort zu lassen, ihren Weg fort, ging den Wasserrand entlang in dem nassen Rasen, in dem sie bis zu den Knöcheln einsank. An hundert Meter weit war das durchführbar; dann stieß sie gegen eine Gartenmauer; der Boden war abschüssig und das Wasser bespülte die Mauer fast zwei Meter hoch. Es war unmöglich, da durchzukommen. Ihre kleinen Fäuste ballten sich, sie mußte alle ihre Kraft zusammennehmen, um nicht in Thränen auszubrechen. Nachdem sie die erste Er-

starrung überwunden hatte, ging sie die Einfriedigung entlang und fand ein Gäßchen, das sich zwischen einzeln stehenden Häusern hinzog.

Diesmal hielt sie sich für gerettet, denn sie kannte dieses Labyrinth, diese Strähne von verschlungenen Fußpfaden, deren Strang gleichwohl ins Dorf führte.

Nur fielen da die Granaten nieder. Henriette blieb erstarrt, kreidebleich inmitten eines betäubenden grauenvollen Knalls, dessen Windstoß sie ringsum verspürte. Ein Geschoß war wenige Meter vor ihr geplatzt. Sie wandte den Kopf und sah prüfend nach den Höhen des linken Ufers, von denen die Rauchwolken der deutschen Batterien aufstiegen.

Die Lage wurde ihr klar, und sie setzte ihren Weg fort, die Augen auf den Horizont gerichtet und nach den Granaten ausspähend, um ihnen auszuweichen.

Die tolle Verwegenheit ihres Laufes ging mit einer großen Kaltblütigkeit Hand in Hand, mit der ganzen tapferen Ruhe, deren ihr gutes Hausfrauenseelchen fähig war. Sie wollte nicht totgeschossen werden, sie wollte ihren Gatten wieder finden, ihn wieder besitzen, mit ihm noch glücklich zusammen leben. Die Granaten hörten nicht auf, sie lief längs der Mauern, versteckte sich hinter den Prellsteinen und machte sich den geringsten Schutz zu nutze. Doch da that sich eine ungedeckte Strecke auf, ein Stück aufgewühlten, bereits mit Granatsplittern übersäten Weges; und sie wartete im Winkel eines Schuppens, als sie vor sich am Rande eines Loches den neugierigen Kopf eines Kindes wahrnahm, das um sich

blickte. Es war ein kleiner zehnjähriger Junge, barfuß und bloß mit einem Hemd und einer zerfetzten Hose bekleidet, ein Landstreicher, dem die Schlacht Spaß machte.

Seine kleinen schwarzen Augen funkelten, und bei jedem Knall jauchzte er vor Freude auf:

„O, wie sind sie drollig . . . Rühren Sie sich nicht, da ist wieder eine, die 'runterbrennt . . . Bum! hat die gepufft! Nicht rühren! Nicht rühren!"

Und bei jedem Geschoß tauchte er im Loch unter, erschien von neuem, hob seinen Spottvogelkopf, um sich abermals unterzuducken.

Henriette bemerkte nun, daß die Granaten vom Liry kamen, während die Batterien von Pont-Maugis und Noyers nur noch auf Balan schossen. Sie sah den Rauch ganz deutlich bei jedem Schuß; bald darauf hörte sie das Pfeifen, das dem Knall folgte. Es mußte eine kleine Pause eingetreten sein, die leichten Wölkchen zerstreuten sich langsam.

„Sie trinken sicherlich einen Schluck!" rief der Kleine.

„Schnell, schnell, geben Sie mir die Hand, wir wollen uns davonmachen!"

Er nahm sie bei der Hand und zwang sie, ihm zu folgen; und alle beide galoppirten neben einander und legten so in gebückter Haltung die ungedeckte Strecke zurück. Am Ende derselben angelangt, versteckten sie sich hinter einem Schober, und als sie sich umwandten, sahen sie wieder eine Granate daherkommen und senkrecht auf den Schuppen, an der

Stelle, an der sie sich soeben noch befunden hatten, niederfallen. Der Lärm war entsetzlich, und der Schuppen stürzte zusammen.

Der Junge, dem das sehr spassig vorkam, tanzte plötzlich in toller Freude herum.

„Bravo! Gibt das Scherben! Was? Zeit war's aber trotzdem."

Doch ein zweitesmal stieß Henriette auf ein unübersteigliches Hindernis: Gartenmauern und keinerlei Weg. Ihr kleiner Gefährte lachte immerzu und sagte, sie würden schon hinüber kommen, wenn sie nur ernstlich wollten.

Er kletterte auf eine Mauerkappe und half ihr dann hinaufklimmen. Mit einem Sprung standen sie in einem Gemüsegarten zwischen Bohnen- und Erbsenstangen; Einfriedungen auf allen Seiten. Sie mußten dann, um hinauszukommen, ein niedriges Gärtnerhaus durchschreiten.

Er ging pfeifend, die Hände schlenkernd, voraus; ihn verblüffte nichts. Er stieß eine Thüre auf und befand sich in einer Stube, ging in eine zweite, in der eine alte Frau war, zweifellos die einzige Seele, die dageblieben war.

Sie stand bei dem Tisch und sah stumpfsinnig drein; sie betrachtete die beiden unbekannten Menschen, wie sie so durch ihr Haus gingen, und sagte kein Wort zu ihnen, und auch diese selbst richteten keine Silbe an sie. Und schon traten sie auf der andern Seite in ein Gäßchen hinaus, in dem sie eine Zeit lang vorwärts konnten.

Dann boten sich wieder andere Schwierigkeiten, und derart ging es fast einen Kilometer lang: Mauern, die sie überspringen, Hecken, die sie übersteigen mußten, ein abkürzender Gang durch Schuppenthore und durch Fenster von Wohnungen, wie es gerade der Weg mit sich brachte, den sie sich zu bahnen gezwungen waren. Hundegeheul erscholl, und sie wären beinahe von einer Kuh niedergerissen worden, die im wütenden Galopp floh.

Indes mußten sie sich Bazeilles nähern, ein Brandgeruch kam ihnen entgegen, große rötliche Rauchwolken verhüllten gleich leichtem flatterndem Trauerflor jede Minute die Sonne.

Plötzlich blieb der Junge stehen und pflanzte sich vor Henriette auf:

„Sagen Sie 'mal, Frauchen, wohin gehen Sie denn eigentlich?“

„Aber das siehst Du ja; ich gehe nach Bazeilles.“

Er pfiff und ließ das schrille Lachen eines Taugenichts hören, der die Schule geschwänzt hat und sich einen guten Tag macht.

„Nach Bazeilles? Ah nein, das ist nichts für mich... Ich für meinen Teil gehe anderswohin. Recht guten Abend!“

Er drehte sich auf den Fersen um und ging davon, wie er gekommen war, ohne daß sie erfahren konnte, woher er kam, noch wohin er ging. Sie hatte ihn in einem Grubenloch gefunden, und sie verlor ihn an einer Mauerecke; und niemals sollte sie ihn wiedersehen.

Als sie allein war, empfand Henriette ein seltsames Gefühl der Furcht. Das war zwar kein Schutz, dieses schwächliche Kind, das da bei ihr gewesen war; aber er betäubte sie mit seinem Geschwätz. Jetzt zitterte sie, die von Natur aus so mutige. Es fielen keine Granaten mehr nieder; die Deutschen hatten aufgehört, auf Bazeilles zu schießen, offenbar aus Furcht, die ihrigen zu töten, die jetzt die Herren des Dorfes waren. Allein seit einigen Minuten hörte sie Kugeln pfeifen, jenes Summen großer Fliegen, von dem man ihr erzählt hatte und das sie wieder erkannte. In der Ferne tobte ein so verworrenes Wüten aller Art, daß sie in diesem wilden Lärm nicht einmal das Knattern des Gewehrfeuers hörte. Als sie um die Ecke eines Hauses bog, schlug ein mattes Geräusch dicht an ihr Ohr: herabstürzender Mörtel, der sie jählings zwang, stehen zu bleiben. Eine Kugel hatte ein Stück der Fassade abgeschlagen, und sie wurde darob ganz blaß. Dann, bevor sie sich noch befragt hatte, ob sie den Mut haben würde, ihren Weg fortzusetzen, erhielt sie einen Schlag gegen die Stirne wie von einem Hammer, und sie fiel betäubt auf die beiden Kniee nieder. Eine andere Kugel, die abgeprallt war, hatte sie ein wenig oberhalb der linken Augenbrauen gestreift, daselbst nur eine starke Strieme zurücklassend. Als sie ihre beiden Hände an die Stirne führte, zog sie dieselben rot von Blut zurück. Aber sie hatte unter ihren Fingern gespürt, daß ihre Schädeldecke fest und unversehrt sei; und sie wiederholte ganz laut, um sich Mut einzuflößen:

„Es ist nichts, es ist nichts . . . Aber nein, ich habe keine Furcht, nein, ich habe keine Furcht!“

Und dem war wirklich so, sie erhob sich und schritt nunmehr mitten durch die Kugeln, unbekümmert, wie ein von seinem eigenen Ich losgelöstes Wesen, das nicht mehr erwägt und überlegt, das sein Leben preisgibt. Sie suchte nicht einmal mehr sich zu schützen, sie ging ganz aufrecht, erhobenen Hauptes und beschleunigte ihren Schritt, nur von dem Wunsche beseelt, ans Ziel zu gelangen. Die Geschosse fielen hageldicht rings um sie nieder, zwanzigmal lief sie Gefahr, getötet zu werden, ohne es zu wissen. Ihre leichtbeschwingte Eile, ihre still geschäftige Art halfen ihr förmlich, so fein, so geschmeidig in der Gefahr zu erscheinen, daß sie ihr entging.

Endlich war sie in Bazeilles, sie durchschritt einen Kleeacker, um auf den Fahrweg zu gelangen, in die Hauptstraße, die mitten durch das Dorf geht. Wie sie dort einlenkte, erkannte sie zweihundert Schritte weiter rechts ihr Haus, das brannte, ohne daß man in dem hellen Sonnenschein die Flammen sah; das Dach war bereits halb eingestürzt, und die Fenster spieen schwarzen, wirbelnden Qualm aus. Da riß es sie im Sturmlauf mit fort, und sie lief atemlos dahin.

Weiß befand sich seit acht Uhr hier, eingeschlossen und getrennt von den Truppen, die sich zurückzogen. Gleich darauf war die Rückkehr nach Sedan unmöglich geworden, denn die Bayern hatten durch den Park von Montivilliers die Rückzugslinie abgeschnitten. Er war allein mit seinem Gewehr und den übrig geblie-

benen Patronen, als er vor seiner Hausthüre etwa zehn Soldaten wahrnahm, die gleich ihm zurückgeblieben waren und, von ihren Kameraden getrennt, mit den Augen eine Deckung suchten, um wenigstens ihr Leben teuer zu verkaufen. Rasch stieg er hinunter, um ihnen zu öffnen, und das Haus hatte jetzt eine Besatzung, einen Hauptmann, einen Korporal und acht Mann, alle außer sich, wütend und entschlossen, sich nicht zu ergeben.

„Wie, Laurent, Sie sind dabei!“ rief Weiß, überrascht davon, unter ihnen einen großen, mageren Burschen zu sehen, der ein neben irgend einer Leiche aufgehobenes Gewehr hielt.

Laurent, mit Hose und Jacke aus blauer Leinwand bekleidet, war ein Gärtnergehilfe aus der Nachbarschaft, in den Dreißigen, der jüngst seine Mutter und sein Weib verloren hatte, die beide von demselben bösen Fieber hinweggerafft worden waren.

„Warum sollte ich denn nicht dabei sein?“ antwortete er. „Ich habe nichts als meine Haut, und die kann ich wohl hergeben . . . Und dann, verstehen Sie, macht's mir Vergnügen, weil ich nicht schlecht schieße und weil das spassig sein wird, auf jeden Schuß einen von diesen Schuften da auf den Bauch zu legen.“

Der Hauptmann und der Korporal besichtigten das Haus. Vom Erdgeschoß aus war nichts zu thun; man begnügte sich, die Möbel gegen die Thür und die Fenster zu rücken, um sie möglichst fest zu verbarrikadiren. Dann kamen die drei kleinen Stuben

im ersten Stock und im Bodenraum, die sie in Verteidigungszustand setzten, wobei sie übrigens die von Weiß getroffenen Vorbereitungen gutheißen: die Matratzen, die die Fensterläden deckten, die Schießscharten, die in regelmäßigen Abständen zwischen den Brettchen angebracht waren. Als der Hauptmann es wagte, sich vorzubeugen, um die Umgebung zu mustern, hörte er das Schreien und Weinen eines Kindes.

„Was ist denn das?" fragte er.

Da sah Weiß den kleinen kranken Charles in der nahen Färberei wieder vor sich, mit fiebergerötetem Gesicht in dem weißen Bettzeug, wie er zu trinken verlangte und seine Mutter rief, die mit zermalmtem Kopf auf dem Pflaster lag und ihm nicht mehr antworten konnte. Und bei der Erinnerung an dieses Bild machte er eine schmerzliche Geberde und antwortete:

„Ein armes Kind, dem eine Granate die Mutter getötet hat, und das da nebenan weint."

„Herrgott," murmelte Laurent, „das alles soll sie teuer zu stehen kommen."

Es drangen jetzt nur noch verirrte Kugeln in die Vorderseite des Hauses. Weiß und der Hauptmann waren, vom Gärtnergehilfen und zwei Soldaten begleitet, auf den Boden gestiegen, von dem aus sie die Straße besser überwachen konnten. Sie konnten sie schräg bis zum Kirchenplatz überschauen. Dieser Platz war jetzt in der Gewalt der Bayern; aber sie rückten noch immer nur mit großer Mühe und mit äußerster Vorsicht vor. An der Ecke eines Gäßchens hielt

sie noch eine Handvoll Infanteristen fast eine Viertelstunde lang mit einem so anhaltenden Feuer in Schach, daß die Leichname sich über einander schichteten. Dann war es ein Haus an der andern Ecke, dessen sie sich bemächtigen mußten, bevor sie darüber hinaus konnten. Einen Augenblick lang sah man im Rauch eine Frau mit einem Gewehr, die durchs Fenster schoß. Es war das Haus eines Bäckers; auch hier befanden sich Soldaten, die vergessen worden waren, vermengt mit den Bewohnern; und als das Haus genommen war, hörte man Schreie, ein furchtbares Gedränge wälzte sich bis zur Mauer gegenüber, ein Schwall, in dem der Rock einer Frau, die Jacke eines Mannes, weißes gesträubtes Haar auftauchten; dann grollte Pelotonfeuer und Blut spritzte bis zur Mauerkappe auf. Die Deutschen waren unerbittlich: jedermann, der mit den Waffen in der Hand ergriffen wurde und nicht der kriegführenden Armee angehörte, wurde sofort erschossen, als schuldig, sich außerhalb des Völkerrechts gestellt zu haben. Angesichts der wütenden Verteidigung des Dorfes wuchs ihr Zorn, und die furchtbaren Verluste, die sie seit bald fünf Stunden erlitten, trieben sie zu grausamen Gegenmaßregeln. In den Gassen floß es rot, die Toten verrammelten die Straße, einzelne Ecken waren nur noch Schlachtbänke, aus denen Röcheln hervordrang. Man sah sie dann in jedes Haus, dessen sie sich in blutigem Einzelkampf bemächtigten, brennendes Stroh werfen; andere liefen mit Fackeln umher, wieder andere bestrichen die Mauern mit

Petroleum; und bald standen ganze Straßen in Feuer. Bazeilles loderte in Flammen auf.

In der Mitte des Dorfes stand nur noch das Weißsche Haus, das mit seinen geschlossenen Fensterläden das drohende Aussehen einer Feste bewahrte, entschlossen, sich nicht zu ergeben.

„Achtung, da sind sie!“ rief der Hauptmann.

Eine Salve krachte vom Dachboden und vom ersten Stock und streckte drei von den Bayern, die, sich dicht an die Mauern drückend, vorrückten, zur Erde. Die übrigen zogen sich zurück und legten sich in jedem Straßenwinkel in Hinterhalt; und die Belagerung des Hauses begann; ein solcher Kugelregen peitschte die Fassade, daß man den Eindruck eines Hagelsturmes hatte. Fast zehn Minuten dauerte dieses Gewehrfeuer und durchlöcherte den Mörtel, ohne viel Böses anzurichten. Einer der Leute jedoch, die der Hauptmann auf den Dachboden mitgenommen hatte, beging die Unvorsichtigkeit, sich an einer Fensterluke zu zeigen, und fiel, von einer Kugel mitten in die Stirn getroffen, sofort tot nieder.

„Schockschwerenot! Einer weniger!“ grollte der Hauptmann. „Nehmt euch doch in acht, wir sind nicht genug, um uns zum Vergnügen totschießen zu lassen!“

Er selbst hatte ein Gewehr ergriffen und schoß, hinter einem Fensterladen gedeckt. Doch rief namentlich Laurent seine Bewunderung hervor. Knieend, den Gewehrlauf in dem schmalen Spalt einer Schießscharte aufstützend, als wäre er auf dem Anstand,

gab er keinen Schuß ohne volle Sicherheit ab; und er kündigte sogar das Ergebnis im voraus an:

„Den kleinen blauen Offizier da drüben ins Herz ... Den andern, weiter dort, den großen dürren zwischen die beiden Augen ... Den dicken, den mit dem roten Bart, der mich ärgert, in den Bauch ..."

Und jedesmal fiel der Mann wie vom Blitz erschlagen nieder, an der Stelle getroffen, die er bezeichnet hatte; und er fuhr ruhig fort, beeilte sich nicht, da er ja zu thun hatte, wie er sagte, und Zeit brauchte, um sie alle so totzuschießen, einen nach dem andern.

„Ah, wenn ich gute Augen hätte," wiederholte Weiß ingrimmig.

Er hatte gerade seine Brille zerschlagen und war darob verzweifelt. Zwar blieb ihm sein Nasenkneifer, aber er brachte es bei dem Schweiß, der ihm über das Gesicht rann, nicht zuwege, ihn ordentlich auf der Nase zu behalten, und häufig schoß er aufs Geratewohl, fieberhaft, mit zitternden Händen. Eine wachsende leidenschaftliche Erregung hatte über seine gewöhnliche Ruhe die Oberhand gewonnen.

„Uebereilen Sie sich nicht, das hat gar keinen Wert," sagte Laurent. „Sehen Sie 'mal, zielen Sie recht sorgfältig auf den dort, der keinen Helm mehr hat, an der Ecke beim Spezereihändler ... Ah, das war sehr gut, Sie haben ihm die Pfote zerschossen, da sehen Sie, wie er in seinem Blut zappelt."

Weiß sah, ein bißchen blaß, hin. Er murmelte: „Machen Sie ihm den Garaus."

„Eine Kugel verschwenden? Warum nicht gar! Da ist's gescheiter, einen andern kaput zu machen.“

Die Angreifer mußten dieses furchtbare Gewehrfeuer bemerkt haben, das aus den Dachluken kam. Nicht ein Mann konnte vorgehen, ohne auf den Boden hingestreckt zu werden. Sie ließen denn auch frische Truppen ins Treffen rücken mit dem Befehl, das Dach mit Kugeln zu überschütten. Der Bodenraum wurde nunmehr unhaltbar: die Schieferplatten wurden so leicht durchbohrt wie dünne Papierblättchen, von allen Seiten drangen die Geschosse, gleich Bienen summend, ein. Jede Sekunde lief man Gefahr, getötet zu werden.

„Steigen wir hinab,“ sagte der Hauptmann. „Man kann den ersten Stock noch halten.“

Aber als er sich zur Stiege wandte, traf ihn eine Kugel in die Leistengegend und warf ihn nieder.

„Zu spät, Schockschwerenot!“

Weiß und Laurent setzten sich in den Kopf, ihn mit Hilfe des obengebliebenen Soldaten hinunterzutragen, wiewohl er ihnen zurief, ihre Zeit nicht mit ihm zu verlieren, er hätte seinen Teil und könne ebenso gut oben wie unten draufgehen. Gleichwohl wollte er in einer Stube des ersten Stockwerkes, nachdem man ihn auf ein Bett gelegt, noch die Verteidigung leiten.

„Schießt in den Haufen und bekümmert euch nicht ums übrige. So lange euer Feuer nicht schwächer wird, sind sie zu vorsichtig, sich vorzuwagen.“

In der That dauerte die Belagerung des Hauses fort und zog sich endlos in die Länge. Zwanzigmal schien es, als müßte es in dem Bleihagel, der darauf niederprasselte, weggefegt werden; aber unter den Sturmschauern, inmitten des Qualms zeigte es sich immer wieder aufrecht, durchlöchert und zerzaust, und trotz alledem aus jedem Spalt Kugeln speiend. Die Belagerer, erbittert darüber, so lange aufgehalten zu werden und vor einer solchen Baracke so viel Leute zu verlieren, heulten und schossen aus der Entfernung, ohne die Kühnheit zu haben, sich vorzustürzen, um die Thüre und die Fenster unten einzubrechen.

„Achtung!“ rief der Korporal, „ein Fensterladen fällt!“

Die Gewalt der Kugeln hatte einen Laden aus seinen Angeln gerissen. Aber Weiß sprang hinzu und stieß einen Schrank vor das Fenster; und Laurent konnte, dahinter verborgen, sein Feuer fortsetzen. Zu seinen Füßen lag einer der Soldaten mit zerschmettertem Kiefer und verlor viel Blut. Ein anderer hatte eine Kugel in die Kehle bekommen, wälzte sich bis zur Wand, wo er unter einem krampfhaften Zucken des ganzen Körpers unaufhörlich röchelte. Sie waren nur noch acht, den Hauptmann nicht mitgerechnet, der, zu schwach, um zu sprechen, im Bette angelehnt, noch mittelst Geberden Befehle gab. Ebenso wie der Boden begannen auch die drei Zimmer des ersten Stockes unhaltbar zu werden, denn die zerfetzten Matratzen hielten die Kugeln nicht mehr auf: Mörtelstücke sprangen von den Mauern und der Decke

ab, von den Möbeln flogen die Splitter davon, die Seiten des Schrankes spalteten sich wie unter Beilhieben. Und das Schlimmste war, daß die Munition zu mangeln anfing.

„Wie schade!“ brummte Laurent. „Es geht so schön!“

Da kam Weiß ein jäher Gedanke:

„Warten Sie!“

Er hatte sich des toten Soldaten oben auf dem Boden erinnert. Und er stieg hinauf, durchsuchte ihn, um die Patronen zu nehmen, die er haben mochte. Ein ganzes Stück der Bedachung war eingestürzt, er sah den blauen Himmel, eine Fläche fröhlichen Lichtes, das ihn in Erstaunen setzte. Um nicht getötet zu werden, kroch er auf den Knieen. Dann, als er die Patronen hatte, etwa noch dreißig, beeilte er sich und lief rasch hinunter.

Unten aber, als er diesen neuen Vorrat mit dem Gärtnergehilfen teilte, stieß ein Soldat einen Schrei aus und fiel auf die Kniee. Sie waren nur noch sieben; und gleich darauf waren sie nur noch sechs; der Korporal hatte eine Kugel ins linke Auge bekommen, daß das Gehirn aufspritzte.

Weiß hatte von diesem Augenblick an kein Bewußtsein mehr von dem, was vorging. Er und die fünf anderen schossen wie die Wahnsinnigen, die Patronen aufbrauchend, ohne auch nur den Gedanken zu haben, daß sie sich ergeben könnten.

In den drei kleinen Stuben war die Diele von Möbeltrümmern bedeckt. Tote verrammelten die

Thüren, ein Verwundeter stieß in einer Ecke gräßliche, ununterbrochene Klagen aus. Ueberall blieb Blut an den Sohlen kleben. Ein schmales Blutbächlein war zusammengeflossen und rieselte die Stufen hinab. Und die Luft war nicht mehr atembar, eine dicke, von Pulver erhitzte Luft, Rauch, beißender, ekelerregender Staub und fast völlige Nacht, in der nur die roten Flammen der Schüsse aufblitzten.

„Himmel, Herrgott," rief Weiß, „sie fahren Kanonen auf!"

Es war richtig. Daran verzweifelnd, mit dieser Handvoll Wütender, die sie so aufhielten, fertig zu werden, schickten sich die Bayern an, an der Ecke des Kirchenplatzes ein Geschütz aufzupflanzen. Vielleicht würden sie's endlich zuwege bringen, wenn sie das Haus mit Kanonenkugeln umrissen. Und diese Ehre, die man ihnen anthat, dieses Geschütz, das man da unten gegen sie richtete, weckte eine grimmige Heiterkeit in den Belagerten, die verachtungsvoll und höhnisch lachten. „Ah, die feigen Schufte mit ihren Kanonen!" Immerzu knieend, zielte Laurent sorgsam auf die Artilleristen und tötete jedesmal seinen Mann, so daß das Geschütz nicht bedient werden konnte und fünf bis sechs Minuten vergingen, bevor der erste Schuß abgegeben wurde. Er war übrigens zu hoch und riß nur ein Stück der Bedachung herab.

Aber das Ende nahte. Vergeblich durchsuchte man die Toten, es fand sich keine einzige Patrone mehr. Erschöpft, wild suchten die sechs mit tappen-

den Händen, was sie durch die Fenster werfen könnten, um den Feind zu zerschmettern. Einer von ihnen, der sich schreiend und mit den Fäusten drohend zeigte, wurde von einer Bleisalve durchlöchert; und es blieben ihrer nur noch fünf. Was thun? Hinuntersteigen und suchen, durch den Garten und die Wiesen zu entkommen. In diesem Augenblick brach unten ein Lärm los; eine wütende Flut stieg die Treppe empor: es waren die Bayern, die endlich die Schwenkung gemacht und, nachdem sie die Hinterthüre eingestoßen hatten, ins Haus eindrangen. Ein furchtbares Handgemenge entspann sich in den kleinen Stuben, inmitten der Leichen und der zertrümmerten Möbel. Einem der Soldaten wurde die Brust mit dem Bajonett durchstochen und die zwei anderen wurden gefangen genommen; während der Hauptmann, der eben seinen letzten Atemzug that, mit geöffnetem Munde und mit erhobenem Arme liegen blieb, wie um einen Befehl zu geben.

Inzwischen hatte ein dicker blonder Offizier, der mit einem Revolver bewaffnet war, und dessen blutunterlaufene Augen aus den Höhlen zu treten schienen, Weiß und Laurent bemerkt, den einen mit seinem Ueberzieher, den andern mit seiner blauen Leinwandjacke; und er fuhr sie heftig auf französisch an:

„Wer sind Sie? Was treiben Sie hier? Sie zwei?“

Dann, als er sie vom Pulver geschwärzt sah, begriff er alles, und mit vor Wut stammelnder Stimme überschüttete er sie auf deutsch mit Schimpfworten.

Schon erhob er seinen Revolver, um ihnen den Kopf zu zerschmettern, als die Soldaten, die er befehligte, sich vorstürzten, Weiß und Laurent ergriffen und auf die Treppe stießen. Die beiden Männer wurden fortgewälzt, davongetragen von dieser Menschenwoge, die sie auf die Straße warf; und sie gerieten bis zur Mauer gegenüber inmitten eines solchen Geschreis, daß man die Stimme der Vorgesetzten nicht mehr hörte. Dann, nach zwei oder drei Minuten, während deren der dicke blonde Offizier sich bemühte, sie frei zu machen, um zu ihrer Hinrichtung zu schreiten, konnten sie sich aufrichten und um sich blicken.

Andere Häuser fingen Feuer. Bazeilles war bald nur noch ein Glutherd. Durch die hohen Fenster der Kirche begannen Feuergarben herauszuschlagen. Soldaten jagten eine alte Frau aus ihrer Wohnung fort und zwangen sie, ihnen Zündhölzchen zu geben, um ihr Bett und ihre Vorhänge in Brand zu stecken. Die Feuersbrünste griffen immer weiter um sich, genährt von den geschleuderten Strohfackeln und der Flut ausgegossenen Petroleums; das war nur noch ein Krieg von Wilden, die, durch die Länge des Kampfes wütend gemacht, ihre Toten, die Haufen Toten rächten, auf denen sie schritten. Banden heulten inmitten des Rauchs und der Funken, in dem schrecklichen Lärm, der sich aus allen möglichen Geräuschen zusammensetzte: aus den Klagen der Sterbenden, Gewehrschüssen und Einstürzen. Man sah einander kaum, große bleifarbene Staubwolken flogen empor, und einen unerträglichen Geruch von

Ruß und Blut verbreitend, wie beladen mit den Greueln des Gemetzels, verbargen sie die Sonne. Man tötete noch, man zerstörte in allen Winkeln: das war das losgelassene Tier, der sinnlose Grimm, die wütende Tollheit des Menschen, der im Zuge war, den Menschen aufzufressen.

Und Weiß sah endlich sein Haus vor sich, das brannte. Soldaten waren mit Fackeln herbeigelaufen, andere fachten die Flammen an, indem sie die Möbeltrümmer hineinschleuderten. Rasch flammte das Erdgeschoß auf, der Rauch schlug aus allen Wunden der Fassade und des Daches heraus. Schon aber fing auch die benachbarte Färberei Feuer; und — furchtbares Geschehnis — man hörte noch die Stimme des kleinen Charles, der in seinem Bette im Fieberdelirium lag und seine Mutter rief, während die Röcke der Unglücklichen, die mit zermalmtem Kopf auf der Schwelle ausgestreckt lag, sich entzündeten.

„Mütterchen, ich hab' Durst . . . Mütterchen, gib mir Wasser."

Die Flammen prasselten, die Stimme verstummte, man hörte nur noch die betäubenden Hurras der Sieger.

All den Lärm, all das Toben jedoch übertönte ein furchtbarer Schrei. Es war Henriette, die daherkam und ihren Gatten an der Mauer gesehen hatte, gegenüber einem Zug, der sich zum Feuern fertig machte.

Sie stürzte sich an seinen Hals.

„Mein Gott! Was ist das? Sie werden Dich doch nicht töten!"

Weiß betrachtete sie mit stumpfer Miene. Sie — sein Weib, so lang ersehnt, mit abgöttischer Liebe angebetet! Und ein Schauder weckte ihn auf. Bestürzt blickte er drein. Was hatte er gethan! Warum war er da geblieben, um zu schießen, anstatt zu ihr zurückzukehren, wie er geschworen hatte! Ihm flimmerte es vor den Augen, er sah sein Glück verloren, die gewaltsame Trennung für immer. Dann fiel ihm das Blut auf, das sie an der Stirne hatte, und in mechanischem Tone stammelte er:

„Bist Du verwundet ... Es ist ein Wahnsinn, daß Du gekommen bist ...“

Mit heftiger Geberde unterbrach sie ihn:

„Ah, ich ... es ist nichts, ein Ritz ... Aber Du, Du! Warum halten sie Dich? Ich will nicht, daß sie Dich töten!“

Der Offizier, der in der Mitte der überfüllten Straße herumschrie, damit der Zug ein wenig zurücktreten könne, kam herbei, als er den Stimmenlärm hörte. Wie er die Frau am Halse eines der Gefangenen erblickte, rief er heftig auf französisch:

„O nein, keine Dummheiten ... Woher kommen Sie? Was wollen Sie?“

„Ich will meinen Mann.“

„Ihren Gatten, diesen Mann da ... Er ist verurteilt worden. Das Strafgericht muß vollzogen werden.“

„Ich will meinen Mann.“

„Aber seien Sie doch vernünftig ... Entfernen Sie sich, wir haben keine Lust, Ihnen ein Uebel zuzufügen.“

„Ich will meinen Mann.“

Der Offizier verzichtete nunmehr darauf, sie zu überreden, und wollte Befehl geben, sie aus den Armen des Gefangenen loszureißen, als Laurent, der bis dahin schweigsam zugehört hatte, mit ruhiger Miene sich einzumischen erlaubte:

„Hören Sie, Herr Hauptmann, ich bin's, der Ihnen so viel Leute kaput gemacht hat; mich mag man erschießen, das ist in Ordnung, um so mehr, als ich niemand habe, weder Mutter, noch Weib, noch Kind ... Der Herr aber ist verheiratet ... Hören Sie, lassen Sie ihn los ... Dann können Sie die Sache mit mir abthun.“

Außer sich brüllte der Hauptmann:

„Was für Geschichten sind das! Will man sich über mich lustig machen? ... Vorwärts! Ein Mann von gutem Willen, um diese Frau wegzutragen.“

Er mußte diesen Befehl auf deutsch wiederholen. Und ein Soldat trat vor, ein untersetzter Bayer mit ungeheurem Kopf, struppigem rotem Bart und Haar, unter dem man nur eine breite, dicke Nase und große blaue Augen wahrnahm. Er war mit Blut besudelt, furchtbar anzusehen, gleich einem jener Höhlenbären, einer jener haarigen Bestien, noch über und über rot von der Beute, der sie gerade die Knochen zerquetscht haben.

Henriette wiederholte mit herzzerreißendem Schrei:

„Ich will meinen Mann! Tötet mich mit meinem Mann!“

Der Offizier jedoch schlug sich heftig mit der

Faust auf die Brust, indem er sagte, daß er kein Henker sei; daß, wenn es Leute gebe, die Unschuldige töten, er nicht zu ihnen gehöre. Sie sei nicht verurteilt worden, er würde sich eher die Hände abschneiden, als ein Haar auf ihrem Haupte krümmen.

Da, als der Bayer sich näherte, hing sich Henriette mit allen ihren Gliedern verzweifelt an den Leib ihres Mannes.

„O, mein Geliebter, ich flehe Dich an, behalte mich bei Dir, laß mich mit Dir sterben!“

Weiß weinte dicke Thränen, und ohne zu erwidern, bemühte er sich, die ihn krampfhaft umschließenden Finger der Unglücklichen von seinen Schultern und Lenden loszumachen.

„Du liebst mich also nicht mehr, da Du ohne mich sterben willst? ... Behalte mich bei Dir, das wird sie ermüden, und sie werden uns zusammen töten.“

Er hatte endlich eine ihrer kleinen Hände losbekommen, er drückte diese an seinen Mund und küßte sie, während er sich anstrengte, die andere zu zwingen, ihn freizugeben.

„Nein, nein! Behalte mich bei Dir! ... Ich will sterben ...“

Endlich mit großer Mühe hielt er ihre beiden Hände. Er war bis dahin stumm geblieben und hatte es vermieden zu sprechen; jetzt sagte er nur die Worte:

„Lebe wohl, teures Weib!“

Und er selbst warf sie in die Arme des Bayern,

der sie davontrug. Sie wehrte sich und schrie, während der Soldat, offenbar, um sie zu beruhigen, eine Flut rauher Worte an sie richtete. Mit einer heftigen Anstrengung hatte sie ihren Kopf frei gemacht und sah alles.

Es dauerte keine drei Sekunden. Weiß, dessen Nasenkneifer beim Abschiede herabgeglitten war, setzte ihn rasch wieder auf die Nase, als ob er dem Tode recht ins Angesicht sehen wollte. Er trat zurück, lehnte sich an die Mauer, und das Antlitz dieses dicken, friedlichen Menschen im zerfetzten Rock war verzückt und strahlte in der wunderbaren Schönheit des Mutes.

Neben ihm stand Laurent, der sich begnügte, die Hände in die Taschen zu stecken. Er schien empört über die grausame Scene, über die Scheußlichkeit dieser Wilden, die die Männer vor den Augen ihrer Frauen töteten. Er richtete sich empor, maß sie von oben bis unten und schleuderte ihnen mit verachtungsvoller Stimme zu:

„Gemeine Schweinehunde!“

Aber der Offizier hatte seinen Degen erhoben, und die beiden Männer fielen gleich einer Masse hin, der Gärtnergehilfe mit dem Gesicht zur Erde, der Buchhalter auf die Seite längs der Mauer. Diesen durchfuhr, bevor er verschied, ein letzter Krampf, die Augenlider zitterten und sein Mund öffnete sich, um nochmals zu sprechen. Der Offizier, der hinzutrat, bewegte ihn mit dem Fuße, um sich zu versichern, daß er zu leben aufgehört.

Henriette hatte alles gesehen: diese sterbenden

Augen, die sie suchten, dieses grauenhafte Aufzucken im Todeskampf, diesen plumpen Stiefel, der den Körper fortgestoßen hatte. Sie schrie nicht einmal; schweigend, wütend biß sie, was sie gerade erhaschen konnte: es war eine Hand, die ihre Zähne fanden. Der Bayer stieß einen Klageruf wilden Schmerzes aus. Er warf sie nieder und hätte sie fast erschlagen. Ihre Gesichter berührten sich, niemals sollte sie diesen roten Bart und diese blutbespritzten roten Haare, diese blauen, weitaufgerissenen, wutverdrehten Augen vergessen.

Henriette konnte sich später nicht mehr deutlich erinnern, was nachher geschehen war. Sie hatte bloß den einen Wunsch, zu dem Leichnam ihres Gatten zurückzukehren, ihn zu holen und zu bewachen. Nur erhoben sich wie in den bösen Träumen alle möglichen Hindernisse, die sie bei jedem Schritte aufhielten.

Abermals begann ein lebhaftes Kleingewehrfeuer zu knattern, eine große Bewegung ging durch die deutschen Truppen, die Bazeilles besetzt hielten: die Marine-Infanterie war endlich herangekommen, und der Kampf fing mit einer solchen Heftigkeit von neuem an, daß die junge Frau nach links in ein Gäßchen, unter einen vor Schreck halb toll gewordenen Haufen von Dorfbewohnern geschleudert wurde. Im übrigen konnte der Ausgang des Kampfes nicht zweifelhaft sein: es war zu spät, um die aufgegebenen Stellungen zurückzuerobern. Noch fast eine halbe Stunde schlug sich die Infanterie, erbittert ließ sie sich mit hehrer Begeisterung totschießen; aber die

Feinde erhielten ohne Unterlaß Verstärkungen, von allen Seiten brachen sie gleich einem Wasserschwall hervor, von den Wiesen, von den Straßen, aus dem Park von Montivilliers. Nichts hätte sie nunmehr aus dem so teuer erkauften Dorfe vertrieben, wo mehrere tausend der Ihrigen in Blut und Flammen lagen. Jetzt vollendete die Zerstörung ihr Werk, es war nur eine Schlachtbank da mit zerstreuten Gliedern und rauchenden Trümmern, und erwürgt und vernichtet ging Bazeilles in Asche auf.

Ein letztesmal erblickte Henriette in der Ferne ihr kleines Haus, dessen Gebälke inmitten züngelnder Flammen zusammenstürzte. Und immer wieder sah sie den Körper ihres Mannes vor sich an der Mauer. Eine neue Flut aber hatte sie ergriffen, die Hörner bliesen zum Rückzug, und sie wurde, ohne zu wissen wie, inmitten der zurückweichenden Truppen fortgerissen. Sie wurde da eine Sache, ein fortgeschwemmtes Trümmerstück, das in dem wirren Gestampfe der über die Straße sich ergießenden Menge weitergewälzt wurde. Und sie wußte nichts mehr von sich; sie fand sich schließlich in Balan wieder, bei Leuten, die sie nicht kannte, und sie schluchzte in einer Küche; ihr Kopf war auf einen Tisch niedergesunken.



## Fünftes Kapitel.

---

Auf der Hochfläche von Algérie lag um zehn Uhr die Compagnie Beaudoin noch immer inmitten der Kohlköpfe, in dem Acker, von dem sie sich seit dem Morgen nicht weggerührt hatte. Die Kreuzfeuer der Batterien von Hattoy und der Halbinsel von Iges, die ihre Heftigkeit verdoppelten, hatten ihr abermals zwei Mann getötet; und noch immer kam kein Befehl zum Vorrücken. Sollte man denn den ganzen Tag hier zubringen, um sich kartätschen zu lassen, ohne sich zu schlagen?

Die Leute hatten nicht einmal mehr die Erleichterung, ihre Chassepots zu entladen. Hauptmann Beaudoin war doch dazu gelangt, das Feuer einstellen zu lassen, dieses wütende und unnütze Schießen auf das gegenüberliegende Wäldchen, wo übrigens kein einziger Preuße geblieben zu sein schien. Die Sonne wurde drückend, und so auf der Erde ausgestreckt verschmachtete man unter dem flammenden Himmel.

Jean drehte sich und sah besorgt, wie Maurice mit dem Gesicht gegen den Boden und mit geschlos-

senen Augen den Kopf hatte sinken lassen. Er war kreidebleich und sein Antlitz unbeweglich.

„Heda! Was gibt's denn?"

Maurice war aber einfach eingeschlafen. Das Warten, die Müdigkeit hatten ihn niedergeworfen trotz des Todes, der von allen Seiten herbeiflog. Und er wachte jäh auf, öffnete die großen, ruhigen Augen, aus denen alsbald wieder die verstörte Furcht vor der Schlacht blickte. Niemals konnte er sich entsinnen, wie lange er geschlummert hatte. Es däuchte ihn, als stiege er aus einem unendlichen, köstlichen Nichts empor.

„Ei, ist das spassig!" murmelte er. „Ich habe geschlafen. Ach, das hat mir gut gethan."

In der That spürte er an seinen Schläfen und seinen Rippen nur noch in geringerem Maße den schmerzhaften Druck, den Schnürgürtel der Furcht, unter dem die Knochen krachen. Er machte sich über Lapoulle lustig, der seit dem Verschwinden Chouteaus und Loubets sich derentwegen beunruhigte und davon sprach, sie suchen zu wollen. Eine herrliche Idee, hinter einem Baume Schutz zu suchen und ein Pfeifchen zu rauchen! Pache behauptete, daß man sie bei der Ambulanz behalten hätte, wo es an Krankenträgern mangelte. Auch ein unbequemes Geschäft, die Verwundeten im Feuer aufzuklauben. Dann, von seinem dörflichen Aberglauben gemartert, fügte er hinzu, es bringe kein Glück, die Toten anzurühren; man sterbe daran.

„Donnerwetter, so schweigen Sie doch!" rief Lieutenant Rochas. „Stirbt man denn überhaupt?"

Oberst von Vineuil wandte sich auf seinem großen Pferde um. Ein Lächeln umspielte seinen Mund, das einzige seit dem Morgen. Dann versank er in seine frühere Unbeweglichkeit, immerzu ruhig unter den Granaten die Befehle erwartend.

Maurice, der jetzt den Krankenträgern seine Aufmerksamkeit zuwandte, folgte ihnen, wie sie in den Einschnitten des Geländes herumsuchten. Es mußte sich am Ende des Hohlweges, hinter einer Böschung, eine fliegende Ambulanz für die erste Hilfe befinden, deren Leute die Hochfläche zu durchsuchen begannen. Man schlug rasch ein Zelt auf, indes man vom Wagen den nötigen Bedarf herabnahm und auspackte: etliche Instrumente, die Schienen, die Leinwand, um die Notverbände anlegen zu können, bevor man die Verwundeten nach Sedan schickte, je nachdem man sich Transportwagen verschaffen konnte, die zu mangeln anfingen. Es waren nur Gehilfen da. Ganz besonders waren es die Krankenträger, die Proben eines entschlossenen und ruhmlosen Heldentums ablegten. Man sah sie, wie sie in ihren grauen Anzügen, mit dem roten Kreuz auf ihrer Mütze und ihren Armbinden sich langsam und ruhig unter den Geschossen bis zu den Stellen vorwagten, wo Leute gefallen waren. Sie krochen auf den Knieen, bemüht, sich Gräben, Hecken, alle Terrainerhebungen zu nutze zu machen, ohne sich prahlerisch unnützerweise der Gefahr auszusetzen. Dann, sobald sie die Leute auf dem Boden gefunden hatten, begann ihr hartes Geschäft, denn viele waren bewußtlos, und man mußte die

Verwundeten und die Toten aus einander kennen. Die einen waren auf dem Gesicht liegen geblieben, den Mund in einer Blutlache und nahe daran, zu ersticken; die anderen hatten ihn voll Lehm, als ob sie gerade in die Erde hineingebissen hätten; wieder andere waren in einen Haufen bunt durcheinander geworfen, Arme und Beine krampfhaft zusammengezogen, mit halb zerschmetterter Brust. Sorgsam machten die Krankenträger diejenigen, die noch atmeten, los und hoben sie auf, stützten ihren Kopf und reinigten ihn so gut als möglich. Jeder von ihnen hatte eine Kanne mit frischem Wasser bei sich, mit dem er sehr geizte. Und oft konnte man sie so während langer Minuten auf den Knieen sehen, wie sie sich anstrengten, einen Verwundeten wieder zu beleben, und warteten, bis er die Augen aufschlug.

Etwa fünfzig Meter links vor sich betrachtete Maurice einen Krankenträger, der sich bemühte, die Wunde eines kleinen Soldaten bloßzulegen, aus dessen Aermel in einem dünnen Blutstreifen Tropfen um Tropfen rann. Es war ein Bluterguß da, den der Mann mit dem roten Kreuz endlich fand und aufhielt, indem er die Arterie zusammenpreßte. In den dringenden Fällen besorgten sie derart die erste Behandlung, sie verhinderten bei den Knochenbrüchen jede schädliche Bewegung, indem sie die Glieder verbanden und befestigten, um den Transport ungefährlich zu gestalten.

Und dieser Transport schließlich wurde eine große Sache. Sie unterstützten jene, die gehen konnten, trugen

die anderen in ihren Armen wie kleine Kinder oder wohl auch Huckepack auf ihrem Rücken, die Hände der Verwundeten um ihren Hals legend, oder sie stellten sich auch zu zweit, zu dritt oder viert auf, je nach der Schwierigkeit, bildeten aus ihren verschlungenen Händen einen Sitz und trugen sie liegend bei den Füßen und bei den Schultern davon. Außer den vorschriftsmäßigen Tragbahren gab es auch noch alle möglichen scharfsinnigen Erfindungen, Tragbahren, die rasch aus Gewehren hergestellt wurden, nachdem man diese mittelst Tornisterriemen zusammengebunden hatte. Und überall auf der flachen Ebene, die von den Granaten aufgewühlt wurde, sah man sie vereinzelt oder in Gruppen, wie sie mit ihrer Last dahinzogen, den Kopf gesenkt und mit dem Fuße den Boden betastend, mit einer klugen und bewundernswerten Heldenhaftigkeit.

Als Maurice rechts einen Krankenträger betrachtete, einen magern und schwächlichen Burschen, der einen schweren an seinem Halse hängenden Sergeanten, dem die Beine zerschmettert waren, davontrug, ähnlich einer fleißigen Ameise, die ein viel zu großes Getreidekorn fortschafft, sah er sie stürzen und alle beide unter einer platzenden Granate verschwinden. Als der Rauch sich zerstreut hatte, erschien der Sergeant wieder auf dem Rücken liegend, ohne neue Verwundung, während der Träger mit klaffender Seite dalag. Und eine andere fleißige Ameise kam, die, nachdem sie den toten Kameraden umgedreht und beschnüffelt hatte, sich den Verwundeten um den Hals hing und ihn davontrug.

Da machte sich Maurice über Lapoulle lustig:

„Hör 'mal, wenn Dir dieses Geschäft besser gefällt, geh doch hin und hilf ihnen ein bißchen!“

Seit einem Augenblick wüteten die Batterien von Saint-Menges, der Hagel der Geschosse vermehrte sich; und der Hauptmann Beaudoin, der immerzu vor seiner Compagnie nervös auf und ab ging, trat schließlich an den Obersten von Vineuil heran. Es wäre ein Jammer, den moralischen Mut der Leute durch so lange Stunden zu erschöpfen, ohne sie zu verwenden.

„Ich habe keinen Befehl,“ wiederholte stoisch der Oberst.

Man sah nochmals General Douay mit seinem Generalstabe im Galopp vorbeikommen. Er war eben mit General von Wimpffen zusammengetroffen, der herbeigeeilt war und ihn angefleht hatte, auszuhalten, was er versprechen zu können geglaubt hatte, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß rechts der Kalvarienberg von Illy verteidigt würde. Wenn man die Stellung von Illy verlöre, könne er für nichts einstehen, der Rückzug würde verhängnisvoll werden. Der General von Wimpffen erklärte, daß die Truppen des ersten Corps den Kalvarienberg besetzen sollten; und in der That sah man alsbald ein Zuavenregiment sich dort festsetzen, so daß General Douay wieder beruhigt einwilligte, dem sehr bedrohten zwölften Corps die Division Dumont zu Hilfe zu schicken. Eine Viertelstunde später aber, da er zurückkam, um sich von der guten Haltung seines linken Flügels zu

überzeugen, schrie er laut auf, als er, die Augen auf die Höhen richtend, bemerkte, daß der Kalvarienberg leer war; es waren keine Zuaven mehr da, man hatte die Hochebene verlassen, die durch das höllische Feuer der Batterien von Fleigneux übrigens unhaltbar geworden war. Und verzweifelt und das Unheil voraussehend, ritt er eiligst auf seinen rechten Flügel, als er mitten in die Deroute der Division Dumont geriet, die sich in Unordnung, kopflos und mit Trümmern des ersten Corps vermengt zurückzog. Das letztere hatte nach seiner Rückzugsbewegung seine Stellungen vom Morgen nicht wieder erobern können und überließ Daigny dem zwölften (sächsischen) Corps und Givonne der preußischen Garde; von den Batterien beschossen, die der Feind auf allen Gipfeln, von einem Ende des Thals zum andern aufpflanzte, sah es sich genötigt, gegen Norden quer durch den Garennewald emporzusteigen. Der furchtbare Ring aus Eisen und Flammen zog sich immer enger zusammen; ein Teil der Garde setzte seinen Marsch auf Illy, von Osten nach Westen, die Höhen umgehend, fort, während das fünfte Corps von Westen nach Osten hinter dem elften, das Herr von Saint-Menges geworden war, immerzu marschirte, über Fleigneux hinausrückte und seine Artillerie immer noch nach vorwärts schob, mit einer unverschämten Verwegenheit, so sehr von der Unwissenheit und Ohnmacht der französischen Truppen überzeugt, daß es nicht einmal die Infanterie zu ihrer Unterstützung abwartete. Es war Mittag, der ganze Gesichtskreis entzündete sich und sandte don-

nernd seine Kreuzfeuer über das siebente und das erste Corps.

Da beschloß General Douay, während die feindliche Artillerie derart den entscheidenden Angriff auf den Kalvarienberg vorbereitete, eine verzweifelte Anstrengung zu machen, um ihn wieder zu erobern. Er erließ seine Befehle, warf sich in eigener Person unter die fliehenden Soldaten der Division Dumont, und es glückte ihm, eine Kolonne herzustellen, die er gegen die Hochfläche entsandte. Sie hielt sich durch einige Minuten gut, aber die Kugeln pfiffen so dicht, ein solcher Orkan von Granaten fegte die leeren, baumlosen Gefilde, daß die Panik bald darauf klar zu Tage trat, die Leute über die Abhänge davontrug, sie gleich Strohhalmen, die vom Ungewitter überrascht werden, hinabwehend. Der General aber beharrte eigensinnig auf seinem Entschluß und ließ andere Regimenter vorrücken.

Eine Stafette, die vorbeisprengte, rief dem Obersten von Vineuil inmitten eines entsetzlichen Lärms einen Befehl zu. Schon stand der Oberst aufrecht und mit glühendem Gesicht in den Steigbügeln, und mit einer mächtigen Geberde wies er mit seinem Degen nach dem Kalvarienberg:

„Kinder, endlich kommen wir daran! Vorwärts, da hinauf!“

Das hundertundsechste Regiment setzte sich, hingerissen, in Bewegung.

Als eine der ersten hatte sich die Compagnie Beaudoin unter Späßen und Scherzen erhoben. Die

Leute sagten, sie seien eingerostet, sie hätten Lehm in den Gelenken. Aber beim ersten Schritt mußte man sich in einen Schutzgraben werfen, den man fand, so lebhaft wurde das Feuer. Und man zog mit gekrümmtem Rückgrat vorwärts.

„Junge," sagte Jean wieder zu Maurice, „Achtung! Das wird eine Hundetour ... Zeige Deine Nasenspitze nicht, denn sie würde Dir sicherlich kaput gemacht. Und halte hübsch Deine Knochen unter der Haut zusammen, wenn Du sie nicht auf dem Wege lassen willst. Die diesmal davonkommen, können von Glück reden "

Maurice hörte es kaum in dem Sausen und in dem Lärm der Menge, der ihm den Kopf erfüllte. Er wußte nicht mehr, ob er Furcht habe, er lief, vom Galopp der anderen mit fortgerissen, ohne eigenen Willen, nur vom Wunsche beseelt, daß es sofort ein Ende nehme. Und er war dermaßen nur eine Welle in diesem Sturzbach, daß er, als ein plötzlicher Rückstoß am Ende des Grabens angesichts des kahlen Terrains erfolgte, das noch zu durchschreiten war, sofort fühlte, wie ihn die Panik ergriff und er bereit war, zu fliehen.

Das war der zügellose Instinkt in ihm, eine Empörung der Muskeln, die einem Windhauch gehorchten.

Schon wandten sich Leute nach rückwärts, als der Oberst heransprengte:

„Aber, Kinder, ihr werdet mir doch nicht diesen Kummer bereiten, ihr werdet euch doch nicht wie Feiglinge benehmen! ... Denket daran, das Hundert-

undsechste ist niemals zurückgewichen, ihr wäret die ersten, die unsere Fahne beschmutzten."

Er trieb sein Pferd an, versperrte den Flüchtigen den Weg, fand für jeden einzelnen ein paar Worte und sprach von Frankreich mit einer Stimme, in der Thränen zitterten.

Lieutenant Rochas war davon so bewegt, daß ihn ein furchtbarer Zorn erfaßte; er erhob seinen Degen und klopfte auf die Leute los wie mit einem Stock.

„Ihr elenden Kerle, ich will euch mit Fußtritten in den Hintern da hinauf treiben! Wollt ihr wohl gehorchen, oder ich zerschmettere dem ersten, der Fersengeld gibt, den Schädel."

Aber diese Gewaltsamkeit, diese Idee, die Soldaten mit Fußtritten ins Feuer zu führen, widerstrebte dem Obersten.

„Nein, nein, Herr Lieutenant, sie werden mir alle folgen . . . Nicht wahr, Kinder, ihr werdet euern alten Oberst sich nicht allein mit den Preußen katzbalgen lassen . . . Vorwärts, hinauf!"

Und er ritt davon, und in der That folgten ihm alle, so hatte er das wie ein braver Vater gesagt, den man nicht im Stiche lassen konnte, ohne ein rechter Schelm zu sein. Er allein übrigens durchritt das nackte Gefilde auf seinem großen Pferde, während sich die Leute zerstreuten und in Schwarmlinien auflösten, indem sie sich die geringste Deckung zu nutze machten. Das Terrain stieg an, und es lagen noch an fünfhundert Meter Stoppelfelder und Rübenäcker da, bevor man den Kalvarienberg erreichen konnte.

Anstatt des klassischen Angriffs, so wie er bei den Manövern in tadellosen Reihen sich vollzieht, sah man bald nur noch gekrümmte Rücken, die sich knapp an der Erde hin bewegten, Soldaten, vereinzelt oder in Gruppen, die kriechend und dann gleich Insekten plötzlich aufspringend den Gipfel kraft ihrer Beweglichkeit und List erreichten.

Die feindlichen Batterien mußten sie gesehen haben, die Granaten wühlten den Boden so häufig auf, daß es unaufhörlich krachte. Fünf Mann wurden getötet, einem Lieutenant der Leib entzwei gerissen.

Maurice und Jean hatten das Glück, eine Hecke zu finden, hinter der sie laufen konnten, ohne gesehen zu werden. Eine Kugel durchbohrte gleichwohl einem ihrer Kameraden die Schläfe, und er fiel ihnen zwischen die Beine. Sie mußten ihn mit dem Fuße beiseite schieben. Aber die Toten zählten nicht mehr, es waren ihrer zu viele: die Greuel des Schlachtfeldes, ein Verwundeter, den sie sahen, wie er heulend mit beiden Händen seine Eingeweide zurückdrängte, ein Pferd, das sich mit zerschlagenen Schenkeln noch dahinschleppte, dieser ganze entsetzliche Todeskampf berührte sie schließlich nicht mehr. Und sie litten nur unter der drückenden Hitze der Mittagssonne, die ihnen die Schultern zerstach.

„Hab' ich einen Durst," stammelte Maurice. „Mir ist's, als hätte ich Ruß in der Kehle. Spürst Du nicht auch diesen brenzligen Geruch wie von verbrannter Wolle?"

Jean nickte mit dem Kopfe.

„Bei Solferino roch's ebenso. Vielleicht ist das der Geruch des Krieges . . . Wart, ich hab' noch Branntwein, wollen einen Schluck nehmen."

Ruhig blieben sie hinter der Hecke einen Augenblick stehen. Der Branntwein jedoch, anstatt ihnen den Durst zu löschen, verbrannte ihnen den Magen. Er war zum Verzweifeln, dieser brenzlige Geschmack im Munde.

Und sie waren auch vor Hunger halbtot; gerne hätten sie in den halben Brotlaib gebissen, den Maurice in seinem Tornister hatte; allein, war dies möglich?

Hinter ihnen längs der Hecke kamen andere unablässig daher, die sie drängten. Endlich nahmen sie mit einem Satz den letzten Abhang. Sie waren auf der Hochfläche, zu Füßen des Kalvarienbergs mit dem alten von den Winden und dem Regen zerfressenen Kreuz und den beiden mageren Linden.

„Ah, gut' Blut, hier wären wir!" rief Jean. „Die Hauptsache aber ist, hier zu bleiben."

Er hatte recht; der Platz war gerade nicht angenehm, wie Lapoulle mit schmerzlicher Stimme bemerkte, was die ganze Compagnie belustigte. Alle streckten sich neuerdings in einem Stoppelfeld aus, und nichtsdestoweniger wurden noch drei Mann getötet. Das war da oben ein wahrhafter entfesselter Orkan, die Geschosse kamen in so großer Anzahl von Saint-Menges, Fleigneux und Givonne, daß die Erde wie unter einem starken Gewitterregen dampfte. Die Stellung konnte offenbar nicht lange gehalten werden, wenn nicht so rasch als möglich Artillerie kam, um

die mit solcher Tollkühnheit ausgesetzten Truppen zu unterstützen. General Douay, so hieß es, hatte den beiden Batterien der Reserveartillerie den Befehl gegeben, vorzurücken; und jede Sekunde wandten sich die Leute angstvoll um in der Erwartung der Kanonen, die aber nicht kamen.

„Das ist lächerlich, wirklich lächerlich,“ wiederholte Hauptmann Beaudoin, der seine unruhige Promenade wieder aufgenommen hatte. „Man schickt nicht ein Regiment so in die Luft, ohne es sofort zu unterstützen.“

Da bemerkte er links einen Terraineinschnitt und rief Rochas zu:

„Hören Sie, Herr Lieutenant, die Compagnie könnte sich dort niederlegen.“

Rochas, der unbeweglich dastand, zuckte mit den Schultern:

„Ach was, Herr Hauptmann, hier oder dort, das ist gehauen wie gestochen . . . Das Beste ist noch, sich nicht zu rühren.“

Hauptmann Beaudoin, der niemals fluchte, wurde nun zornig:

„Aber, Himmel Herrgott, wir werden noch alle auf dem Platze bleiben. Man kann sich doch nicht so umbringen lassen!“

Und er blieb hartnäckig dabei und wollte sich persönlich über die bessere Stellung, die er angegeben hatte, klar werden. Aber noch hatte er keine zehn Schritte gemacht, als er, in einem jähen Knall, das rechte Bein von einem Granatsplitter zerschmettert, verschwand.

Er stürzte auf den Rücken und stieß einen schrillen Schrei aus, wie ein Weib, das überrascht worden ist.

„Das war so bestimmt,“ murmelte Rochas. „Das viele Herumzappeln taugt zu gar nichts, und was man schlucken soll, das schluckt man.“

Einige Leute von der Compagnie erhoben sich, als sie ihren Hauptmann stürzen sahen; und da er um Hilfe rief und bat, man möge ihn davontragen, lief Jean, dem alsbald Maurice folgte, zu ihm hin.

„Freunde, um des Himmels willen verlaßt mich nicht, traget mich zur Ambulanz.“

„Verdammt, Herr Hauptmann, das ist nicht gerade bequem . . . Man kann's aber immerhin versuchen.“

Schon berieten sie, wie sie ihn fassen sollten, als sie zwei Träger sahen, die, von der Hecke geschützt, längs deren sie gekommen waren, auf Beschäftigung zu warten schienen. Durch energische Zeichen bestimmten sie die beiden, sich zu nähern. Falls sie die Ambulanz ohne schlimmen Zufall wieder erreichen konnten, war der Hauptmann gerettet. Aber der Weg war lang, und der Eisenhagel war noch stärker geworden.

Als die Träger den Hauptmann fortschafften, dem sie das Bein fest umwickelt hatten, um es zu stützen, und der, auf ihren verschlungenen Händen sitzend, um den Hals eines jeden einen Arm gelegt hatte, kam der Oberst von Vineuil herbei. Man hatte ihn verständigt, und er trieb sein Pferd an. Er hatte den jungen Mann seit dessen Austritt aus der Kriegsschule von Saint-Cyr gekannt, er hatte ihn lieb gewonnen und war sehr bewegt.

„Mein armer Junge, haben Sie Mut . . . Es wird nichts sein, Sie werden gewiß gerettet . . .“

Der Hauptmann gab durch eine Geberde zu verstehen, daß er sich erleichtert fühlte, wie wenn er endlich großen Mut bekommen hätte.

„Nein, nein, es ist zu Ende, und es ist besser so. Zum Verzweifeln ist nur das Warten auf das Unvermeidliche.“

Man trug ihn davon; die Träger hatten das Glück, ohne Hindernis die Hecke zu erreichen, längs deren sie schnell mit ihrer Bürde abzogen. Als der Oberst sie hinter dem Baumgebüsch verschwinden sah, wo sich die Ambulanz befand, atmete er erleichtert auf.

„Aber, Herr Oberst,“ rief Maurice plötzlich, „Sie sind ja auch verwundet!“

Er hatte eben bemerkt, daß der linke Stiefel seines Regimentskommandeurs mit Blut bedeckt war. Der Absatz mußte abgerissen worden sein und ein Stück des Stiefelschaftes war sogar in das Fleisch eingedrungen.

Herr von Vineuil beugte sich ruhig von seinem Sattel hernieder und betrachtete einen Augenblick seinen Fuß, der ihn brennen und ihm bleischwer an dem Bein hängen mußte.

„Ja, ja,“ murmelte er, „ich habe das soeben erwischt . . . Es ist nichts, das wird mich nicht hindern, mich auf dem Pferde zu erhalten.“

Und indem er sich umwandte, um seinen Platz an der Spitze des Regiments einzunehmen, fügte er hinzu:

„Wenn man zu Pferde ist und man sich darauf halten kann, so geht's noch immer.“

Endlich trafen die beiden Batterien der Reserveartillerie ein. Das war für die angsterfüllten Leute eine ungeheure Erleichterung, gerade als ob diese Kanonen das Bollwerk und das Heil wären, der Blitz, der die feindlichen Kanonen da drüben zum Schweigen bringen würde. Uebrigens war das tadellose Anfahren der Batterien in ihrer Schlachtordnung prächtig anzusehen; jedes Geschütz, von seinem Munitionskasten begleitet, die Fahrer auf den Sattelpferden, die Zügel der Handpferde haltend, die Bedienungsmannschaft auf den Protzkästen und die Oberkanoniere und die Wachtmeister an ihren vorschriftsmäßigen Plätzen dahergaloppirend. Man hätte sie auf der Parade geglaubt, sorgsam darauf bedacht, die Zwischenräume einzuhalten, indes sie in toller Hast quer durch die Stoppelfelder mit dem dumpfen Grollen eines Gewitters heransprengten.

Maurice, der sich neuerdings in einer Furche niedergelegt hatte, erhob sich begeistert und sagte zu Jean:

„Sieh, die dort, die sich links aufstellt, das ist die Batterie Honorés. Ich erkenne die Leute!“

Doch schon hatte ihn Jean mit einem Stoß mit dem Handrücken wieder zu Boden niedergedrückt.

„Leg' Dich doch hin und stell' Dich tot!“

Alle beide jedoch verloren, wenngleich sie die Wange an die Erde gepreßt hielten, die Batterie, deren Manöver sie lebhaft fesselte; nicht aus den Augen,

ihr Herz schlug mächtig, als sie die ruhige und geschäftige Tapferkeit dieser Leute sahen, von denen sie noch den Sieg erwarteten.

Plötzlich hielt die Batterie links auf einer kahlen Kuppe; und in einer Minute waren die Unterkanoniere von den Protzkästen gesprungen, und hatten die Protzwagen losgehakt, die Fahrer ließen die Geschütze in ihrer Stellung und ritten, nachdem sie ihre Tiere eine Schwenkung hatten ausführen lassen, fünfzehn Meter weiter rückwärts, wo sie, dem Feinde das Gesicht zuwendend, unbeweglich stehen blieben. Schon waren sechs Geschütze in breiten Zwischenräumen aufgepflanzt, in drei Abteilungen zusammengestellt, die, von je einem Lieutenant kommandirt, insgesamt unter dem Befehl eines magern und baumlangen Hauptmanns vereinigt waren, der mit grimmiger Miene die Hochfläche maß. Nachdem er rasch seine Berechnung gemacht hatte, hörte man ihn rufen:

„Aufsatz sechzehnhundert Meter!“

Der Zielpunkt sollte die preußische Batterie links von Fleigneux hinter dem Gestrüpp sein, deren furchtbares Feuer den Kalvarienberg von Illy unhaltbar machte.

„Siehst Du wohl,“ begann Maurice, der nicht schweigen konnte, wieder zu erklären. „Das Geschütz Honorés ist in der mittleren Abteilung. Da ist er, der, welcher sich mit dem Richtunteroffizier niederbeugt . . . Das ist der kleine Louis, der Richtunteroffizier; wir haben in Vouziers einen Schoppen mit ihm getrunken, erinnerst Du Dich noch? . . . Und

da hinten, der Fahrer links, der sich so stramm auf seinem Sattelpferd hält, einem prächtigen Fuchsen, das ist Adolf . . ."

Das Geschütz mit seinen sechs Unterkanonieren und seinem Wachtmeister, dahinter der Protzwagen, und seine vier Pferde mit den zwei Fahrern, dann weiter hinten der Munitionskasten, seine sechs Pferde mit den drei Fahrern und noch weiter die Oekonomiewagen, die Futterwagen und die Schmiede — die ganze Reihe von Menschen, Tieren und Kriegsbedarf erstreckte sich in einer geraden Linie an hundert Meter nach rückwärts, die überzählige Mannschaft, den Reserve-Munitionswagen, die Tiere und Menschen nicht mit eingerechnet, die, dazu bestimmt, die Lücken auszufüllen, rechts warteten, um nicht unnütz der Schußlinie ausgesetzt zu sein.

Honoré aber beschäftigte sich mit dem Laden seines Geschützes.

Die beiden mittleren Unterkanoniere kamen bereits mit der Kartusche und dem Geschoß vom Munitionskasten zurück, wo der Oberkanonier und der Feuerwerker Wache hielten; und sofort führten die beiden vorderen Unterkanoniere die Patrone und die mit Sarsche umwickelte Pulverladung ein, die sie sorgsam mittelst des Laders hineintrieben, schoben dann die Granate nach, deren Warzen in den Zügen knirschten.

Rasch hatte der zweite Richtunteroffizier das Pulver mittelst der Kartuschenadel bloßgelegt und die Schlagröhre in das Zündloch versenkt. Honoré wollte den ersten Schuß selbst richten, und halb auf dem Lafetten-

schwanz liegend handhabte er die Visirschraube, um die Schußweite zu finden, indem er gleichzeitig mit einer ununterbrochenen kurzen Handbewegung die Richtung dem Richtunteroffizier anzeigte, der, dahinter an der Kurbel stehend, das Geschütz unmerklich mehr nach rechts oder mehr nach links schob.

„So wird's recht sein," sagte er, indem er sich wieder erhob.

Der Hauptmann kam und klappte seinen langen Leib zusammen, um den Aufsatz zu prüfen. Bei jedem Geschütz hielt der zweite Richtunteroffizier die Schnur in der Hand, bereit, den Reiber der Schlagröhre zu ziehen, die gezahnte Klinge, die das Knallpulver entzündet. Und die Befehle erschollen langsam Nummer für Nummer:

„Erstes Geschütz, Feuer! . . . Zweites Geschütz, Feuer!"

Die sechs Schüsse gingen los, die Kanonen prallten zurück und wurden wieder nach vorwärts geführt, während die Wachtmeister feststellten, daß ihr Schuß viel zu kurz war. Sie regulirten den Schuß und das Manöver begann wieder, immer in derselben Weise; und diese genaue Langsamkeit, diese mechanische, kaltblütig verrichtete Arbeit war es, die die moralische Kraft der Leute aufrecht erhielt. Das Geschütz, das geliebte Tier, versammelte eine kleine Familie um sich, die eine gemeinsame Thätigkeit eng vereinte. Die Kanone war das Band, die einzige Sorge, alles war für sie da: der Munitionskasten, die Wagen, die Pferde, die Menschen. Daher kam der starke Zusammen-

halt der ganzen Batterie, die Festigkeit und Ruhe eines guten Hauswesens.

Vom hundertundsechsten Regiment war die erste Salve mit Jubelrufen aufgenommen worden. Endlich würde man ihnen doch den Schnabel stopfen, diesen preußischen Kanonen.

Sogleich aber erfuhr man eine Enttäuschung, als man bemerkte, daß die Granaten auf dem Wege blieben, daß die meisten in der Luft platzten, bevor sie das Gestrüpp da drüben erreicht hatten, wo sich die feindliche Artillerie verborgen hielt.

„Honoré," bemerkte Maurice wieder, „sagt, daß die anderen Kanonen Klötze gegen die seine sind... Ja, die seine, er möchte mit ihr schlafen; niemals wird man eine ähnliche finden. Sieh nur, wie er sie zärtlich anblickt, wie er sie abtrocknet, damit ihr nicht zu heiß sei!"

Er scherzte mit Jean; alle beide waren durch die schöne, ruhige Tapferkeit der Artilleristen wieder fröhlich gestimmt. Aber nach drei Schüssen hatten sich die preußischen Batterien eingeschossen. Zuerst zu lang, wurden ihre Schüsse jetzt so genau, daß die Granaten auf die französischen Kanonen fielen; während diese trotz der Bemühungen, ihre Schußweite zu verlängern, noch immer ihr Ziel nicht erreichten. Einer der vorderen Unterkanoniere Honorés wurde getötet. Man schob den Körper beiseite, und die Bedienung der Geschütze ging wieder mit derselben sorgfältigen Regelmäßigkeit, ohne größere Hast von statten. Von überall her fielen die Geschosse nieder

und zersprangen, und rings um jedes Geschoß konnte man dieselben methodischen Bewegungen sehen: das Einführen der Patronen und der Granaten, das Richten des Aufsatzes, das Abfeuern des Schusses, das Zurückrollen der Räder — als ob diese Arbeit die Leute so völlig in Anspruch genommen hätte, daß sie sonst nichts sahen und nichts hörten.

Was Maurice jedoch vor allem auffiel, war die Haltung der Fahrer, die fünfzehn Meter dahinter steif auf ihren Pferden saßen, das Antlitz dem Feinde zugewendet. Adolf war da mit seiner breiten Brust und dem starken blonden Schnurrbart in dem roten Gesicht; und es bedurfte wahrlich eines gewaltigen Mutes, um nicht einmal mit den Wimpern zu zucken und so die Granaten geradewegs auf sich zukommen zu sehen, ohne auch nur die Beschäftigung zu haben, an dem Daumen zu nagen, um sich zu zerstreuen. Die Bedienungsmannschaft, die arbeitete, hatte doch etwas, das ihre Gedanken ablenkte, während die Fahrer unbeweglich nur den Tod sahen mit aller Muße, an ihn zu denken und ihn zu erwarten. Man zwang sie, dem Feinde das Gesicht zuzuwenden, weil, wenn sie ihm den Rücken zugekehrt hätten, der unwiderstehliche Drang, zu fliehen, Menschen und Tiere hätte mit fortreißen können. Sieht man die Gefahr, dann hält man ihr stand. Es gibt kein bescheideneres noch auch ein größeres Heldentum.

Da wurde noch einem Mann der Kopf abgerissen, zwei Pferde eines Munitionskastens waren mit offenem Leib niedergestürzt, und das feindliche Feuer

hielt so mörderisch an, daß die ganze Batterie kampfunfähig werden mußte, wenn man sich auf diese Stellung weiter steifte. Es galt, dieses schreckliche Feuer irre zu führen, trotz der Uebelstände, die ein Wechsel des Platzes mit sich brachte. Der Hauptmann zögerte nicht mehr und kommandirte:

„Protzwagen vor!“

Und das gefährliche Manöver vollzog sich mit einer blitzartigen Geschwindigkeit: die Fahrer machten ihre Schwenkung wieder und führten die Protzwagen vor, die die Unterkanoniere an die Geschütze anhingen. Aber bei dieser Bewegung hatten sie eine ausgedehnte Front entwickelt, die der Feind benützte, um sein Feuer zu verdoppeln. Abermals fielen drei Mann. Im starken Trab fuhr die Batterie davon, beschrieb in den Feldern einen Kreisbogen, um sich etliche fünfzig Meter weit rechts, auf der andern Seite des hundertundsechsten Regiments, auf einer kleinen Hochfläche aufzustellen. Die Geschütze wurden losgehakt, wieder standen die Fahrer mit dem Feinde zugekehrtem Antlitz da, und das Feuer begann ohne Verzug unter solchem Dröhnen, daß der Boden unaufhörlich davon erzitterte.

Jetzt stieß Maurice einen Schrei aus. Wiederum hatten sich die preußischen Batterien nach drei Schüssen eingeschossen, und die dritte Granate fiel senkrecht auf das Geschütz Honorés. Man sah, wie dieser vorstürzte und mit zitternder Hand die frische Wunde betastete: eine ganze Ecke war von der

ehernen Mündung abgeschlagen. Aber das Geschütz konnte noch geladen werden; das Manöver begann von neuem, nachdem die Räder von dem Leichnam eines andern Unterkanoniers, dessen Blut die Lafette bespritzt hatte, freigemacht worden waren.

„Nein, das ist nicht der kleine Louis," dachte Maurice wieder ganz laut; „da richtet er ja, und doch muß er verwundet sein, denn er bedient sich nur seines linken Armes . . . Ach, dieser kleine Louis, der sich so gut mit Adolf vertrug, vorausgesetzt, daß der von der Bedienung, der Mann zu Fuß, trotz seiner größeren Bildung der unterthänige Knecht des Fahrers, des Mannes zu Pferde, war."

Jean, der geschwiegen hatte, unterbrach ihn mit einem Ausruf der Angst:

„Niemals werden sie sich hier halten, es ist alles hin!"

In der That war auch diese zweite Stellung in weniger als fünf Minuten ebenso unhaltbar geworden wie die erste. Die Geschosse regneten mit derselben Genauigkeit hernieder. Eine Granate zertrümmerte ein Geschütz und tötete einen Lieutenant und zwei Mann. Nicht einer der Schüsse ging daneben, so daß bald weder eine Kanone noch ein Artillerist übrig geblieben wäre, wenn man hier noch weiter ausgeharrt hätte. Das war eine völlige Niederschmetterung, die alles hinwegfegte.

Da erscholl ein zweitesmal der Ruf des Hauptmanns:

„Die Protzwagen vor!"

Das Manöver begann von neuem, die Fahrer sprengten herbei, machten ihre Schwenkung, damit die Bedienungsmannschaft die Geschütze anhängen könnte. Diesmal aber durchbohrte ein Granatsplitter während der Bewegung Louis den Hals und riß ihm den Kiefer weg, gerade als er den Lafettenschwanz emporheben wollte, und er fiel quer über diesen hin. Und als Adolf herankam, im Augenblick, da die Linie der Gespanne sich von der Flanke darbot, klatschte eine ganze wütende Salve nieder; er überschlug sich mit klaffender Brust und weitgeöffneten Armen. In einer letzten Zuckung hatte er den andern erfaßt, sie hielten einander in wilden, krampfhaften Verrenkungen umschlungen — vereint bis in den Tod.

Schon war die ganze Batterie trotz der getöteten Pferde, trotz der Unordnung, die die mörderische Salve in die Reihen geschleudert hatte, einen Abhang hinaufgefahren, und sie stellte sich weiter vorn, wenige Meter von der Stelle auf, wo Maurice und Jean lagen. Ein drittesmal wurden die Geschütze losgehakt, abermals standen die Fahrer, dem Feinde das Antlitz zuwendend, da, indes die Bedienungsmannschaft sofort wieder mit der Starrköpfigkeit eines unbesiegbaren Heroismus das Feuer eröffnete.

„Das ist das Ende von allem," sagte Maurice, dessen Stimme sich in dem Lärm verlor.

Es schien in der That, als ob Himmel und Erde sich in eins verschmolzen hätten. Die Steine spalteten sich, ein dicker Rauch verbarg von Zeit zu Zeit

die Sonne. Inmitten des entsetzlichen Lärms sah man die Pferde betäubt und stumpf mit gesenkten Köpfen dastehen. Ueberall erschien der Hauptmann in seiner alles überragenden Größe. Er wurde entzweigerissen, brach zusammen und fiel hin wie ein Fahnenschaft.

Aber besonders rings um das Geschütz Honorés setzten die Soldaten ihre Anstrengungen ohne Hast und hartnäckig fort. Er mußte trotz seiner Litzen bei der Bedienung mithelfen, da ihm nur drei Unterkanoniere geblieben waren. Er richtete und zog den Reiber, während die drei zum Munitionskasten gingen, luden und den Wischer und den Ansatzkolben handhabten. Man hatte überzählige Mannschaft und Pferde verlangt, um die vom Tod gerissenen Lücken auszufüllen; ihr Eintreffen verzögerte sich, und man mußte sich bis dahin begnügen. Darüber jedoch waren sie ergrimmt, daß sie noch immer nicht ihr Ziel erreichten, daß die geschleuderten Geschosse fast alle in der Luft platzten, ohne den furchtbaren Batterien der Gegner, deren Feuer so wirksam war, viel Böses zuzufügen. Und plötzlich stieß Honoré einen Fluch aus, der den Donnerlärm übertönte: Zu allem Pech war auch noch das rechte Rad seines Geschützes zerschmettert worden. Himmel, Herrgott! Mit zerschlagener Pfote lag das arme Luder auf der Seite, mit der Nase auf der Erde, krummbeinig und zu nichts mehr gut! Er weinte dicke Thränen darüber; mit seinen unsicher tastenden Händen hatte er den Lauf umfaßt, als wollte er's durch die bloße Wärme seiner Zärtlichkeit wieder gerade richten. Das beste Geschütz,

dem allein es gelungen war, ein paar Granaten da hinüber zu schicken! Da durchzuckte ihn ein toller Entschluß: er wollte das Rad sofort im Feuer durch ein anderes ersetzen. Als er selbst, von einem Unterkanonier unterstützt, von einem Munitionswagen ein Reserverad geholt hatte, begann das gefährlichste Gewaltstück, das auf dem Schlachtfelde ausgeführt werden kann. Glücklicherweise konnten, da die Ersatzmannschaft und die Ersatzpferde eingetroffen waren, zwei frische Unterkanoniere mit Hand anlegen.

Indessen wurde die Batterie noch einmal kampfunfähig gemacht. Man konnte die heldenmütige Tollheit nicht weiter treiben. Es wurde der Befehl zum endgiltigen Rückzug gegeben.

„Schnell, Kameraden," rief Honoré. „Wir werden sie wenigstens wegführen; sie sollen sie nicht haben!"

Das war sein Gedanke, das Geschütz zu retten, wie man die Fahne rettet. Und er sprach noch, als er wie vom Blitz zerschmettert niederstürzte: der rechte Arm war ihm weggehauen und die linke Seite aufgerissen worden. Er war auf das Geschütz gefallen, und er blieb da, wie auf einem Paradebett ausgestreckt, mit aufrechtem Haupt, das unversehrte und in seinem Zorn schöne Antlitz dort hinüber gegen den Feind gekehrt, liegen. Aus seinem zerissenen Rocke war ein Brief geglitten, den seine zusammengekrampften Finger erfaßt hatten und den das Blut Tropfen um Tropfen färbte.

Der einzige Lieutenant, der nicht getötet worden war, kommandirte schmetternd:

„Die Protzwagen vor!“

Ein Munitionskasten war explodirt mit dem Lärm von Feuerwerkskörpern, die zischend aufsprühen und zerspringen. Man mußte sich entschließen, die Pferde von einem andern Munitionskasten zu nehmen, um ein Geschütz zu retten, dessen Gespann auf der Erde lag. Und dieses letztemal sprengten sie, nachdem die Fahrer ihre Schwenkung gemacht und man die vier übriggebliebenen Kanonen wieder aufgeprotzt hatte, davon, und hielten erst etwa tausend Meter weit hinter den ersten Bäumen des Garennewaldes an.

Maurice hatte alles gesehen. Vor Grauen leise bebend, wiederholte er mit mechanischer Stimme:

„Ach, der arme Junge! Der arme Junge!“

Dieser Jammer schien noch den wachsenden Schmerz zu vermehren, der ihm den Magen aufwühlte. Das Tier in ihm empörte sich: er war mit seiner Kraft am Ende, er starb vor Hunger. Sein Blick trübte sich, er hatte nicht einmal mehr das Bewußtsein von der Gefahr, in der sich das Regiment befand, seit die Batterie sich hatte zurückziehen müssen. Von einer Minute zur andern konnten ansehnliche Massen die Hochfläche angreifen.

„Höre,“ sagte er zu Jean, „ich muß essen . . . Ich will lieber essen und auch gleich totgeschossen werden!“

Maurice hatte seinen Tornister geöffnet, faßte das Brot mit seinen beiden zitternden Händen und biß gefräßig hinein. Die Kugeln pfiffen, zwei Granaten platzten ein paar Meter von ihm. Aber es gab

nichts mehr für ihn außer seinem Hunger, den er befriedigen wollte.

„Jean, willst Du ein Stück?"

Dieser, dem der Magen von derselben Gier zernagt wurde, blickte ihn stumpfsinnig mit weitgeöffneten Augen an.

„Ja, geh's wie's geht; ich will schon gern, 's thut zu weh!"

Sie teilten und aßen gierig das Brot auf, ohne sich um etwas anderes zu kümmern, so lange ein Bissen davon da war. Und erst nachher sahen sie ihren Oberst auf seinem großen Pferde mit seinem blutigen Stiefel. Von allen Seiten war das Hundertundsechste bedrängt. Schon hatten ganze Compagnien fliehen müssen. Da, gezwungen, dem Strom zu weichen, rief Oberst von Vineuil, seinen Degen emporhebend, die Augen voll Thränen:

„Kinder! Beschütz euch Gott, der uns nicht gewollt hat!"

Haufen von Fliehenden umgaben ihn, und er verschwand in einem Einschnitt des Geländes.

Dann, ohne zu wissen, wie, befanden sich Jean und Maurice mit den Trümmern ihrer Compagnie hinter der Hecke. Es waren höchstens vierzig Mann unter dem Befehl des Lieutenant Rochas übrig geblieben, und die Fahne war bei ihnen; der Unterlieutenant, der sie trug, hatte die Seide rings um die Stange geschlagen, um sie zu retten. Sie eilten bis ans Ende der Hecken und schlugen sich zwischen niedrigen Bäumen bis zu einem Abhang, wo Rochas

das Feuer wieder eröffnen ließ. Die Leute, in Schwarmlinien aufgelöst und gedeckt, konnten sich hier halten, um so mehr, als zu ihrer Rechten eine mächtige Kavalleriebewegung erfolgte und Regimenter ins Treffen geführt wurden, um sie zu unterstützen.

Maurice verstand nun die langsame, unwiderstehliche Umzinglung, die sich endgiltig vollzog. Am Morgen hatte er gesehen, wie die Preußen aus der Thalschlucht von Saint-Albert hervorbrachen, Saint-Menges und dann Fleigneux erreichten. Und jetzt hörte er hinter dem Garennewalde die Kanonen der Garde donnern, er begann andere deutsche Uniformen zu erblicken, die über die Höhen von Givonne daherkamen. Noch ein paar Minuten, und der Kreis würde sich schließen, die Garde reichte dem fünften Corps die Hand, und die französische Armee war mit einer lebenden Mauer, mit einem niederschmetternden Artilleriering umgeben. In dem verzweifelten Gedanken, eine letzte Anstrengung zu machen und diese marschirende Mauer zu durchbrechen, mußte es geschehen sein, daß eine Division der Reservereiterei, die des Generals Margueritte, sich hinter einem Terraineinschnitt versammelte und zur Attake bereit machte.

Sie ging in den tödlichen Angriff ohne die Möglichkeit eines Erfolgs, zur Ehre Frankreichs. Und Maurice, der an Prosper dachte, sah das furchtbare Schauspiel mit an.

Seit Tagesanbruch hatte Prosper auf den beständigen Hinundhermärschen sein Pferd immer

nur von einem Ende der Hochfläche von Illy zum andern getrieben. Man hatte sie in der Frühdämmerung Mann für Mann ohne Signale geweckt. Und beim Kaffeekochen hatten sie sich bemüht, jedes Feuer mit einem Mantel zu verhüllen, um den Preußen keinen Wink zu geben. Dann hatten sie nichts mehr erfahren, sie hörten die Kanonen, sahen die Rauchwolken, in der Ferne sich vollziehende Infanteriebewegungen, hatten aber in der völligen Unthätigkeit, in der die Generale sie ließen, nicht die geringste Kenntnis von der Schlacht, ihrer Bedeutung und ihrem Ergebnisse. Prosper sank vor Schlafsucht um: die ausgestandenen großen Leiden, die bösen Nächte, die angehäufte Müdigkeit und eine im wiegenden Trabe des Pferdes unbezwingliche Schlaftrunkenheit überwältigten ihn. Er war von Wahngebilden gequält, sah sich auf der Erde und auf einer Matratze aus Kieselsteinen schnarchend, träumte er, daß er in einem guten Bett mit weißem Linnen läge. Minutenlang war er wirklich im Sattel eingeschlafen, nur noch ein Ding, das auf dem Marsche, wie's sein trabendes Roß wollte, mit fortgetragen wurde. Manche Kameraden waren so von ihren Pferden gestürzt. Sie waren so müde, daß die Trompetensignale sie nicht mehr aufweckten. Man mußte sie auf die Beine bringen und mit Fußtritten aus diesem Zustand der Vernichtung herauszureißen.

„Aber was treibt man denn, was treibt man denn mit uns?“ wiederholte Prosper, um diese unwiderstehliche Erstarrung abzuschütteln.

Die Kanonen donnerten seit sechs Uhr. Als sie auf einen Abhang hinaufritten, wurden zwei Kameraden neben ihm von einer Granate getötet; und ein wenig weiter waren noch drei andere auf der Erde geblieben, die Haut von Kugeln durchlöchert, ohne daß man wissen konnte, woher die Geschosse kamen. Dieser unnütze und gefährliche militärische Spaziergang quer durch das Schlachtfeld war zum Verzweifeln. Endlich gegen ein Uhr begriff er, daß man sich entschlossen habe, sie wenigstens auf anständige Art töten zu lassen. Die ganze Division Margueritte — drei Regimenter Chasseurs d'Afrique, ein Regiment berittener Jäger und ein Husarenregiment — war in einem Terraineinschnitt, ein wenig unterhalb des Kalvarienbergs, links von der Straße versammelt worden. Die Trompeten hatten „Abgesessen" geblasen und das Kommando der Offiziere erscholl:

„Gurten und Gepäckriemen anziehen!"

Prosper war vom Pferde gestiegen, reckte sich und streichelte Zephir mit der Hand. Der arme Zephir, ihm war auch ganz so dumm zu Mut wie seinem Herrn, und von der Hundearbeit, die man sie machen hieß, war er völlig heruntergekommen. Bei allebem trug er eine unglaubliche Last: die Wäsche in den Halftern, darüber den gerollten Mantel, hinter dem Sattel die Bluse, die Hose und den Quersack mit dem Putzzeug, dann querüber den Proviantsack, abgesehen von dem Bockschlauch, der Feldflasche und dem Feldkessel. Zärtliches Mitleid überkam das Herz

des Reiters, während er die Riemen anzog und sich versicherte, daß alles gut halte.

Es war ein harter Augenblick. Prosper, der nicht feiger war als die anderen, zündete eine Cigarrette an, so war ihm der Mund ausgetrocknet. Wenn's zur Attake geht, kann sich ein jeder sagen: „Diesmal bleib' ich.“

Das dauerte fünf oder sechs Minuten, es hieß, daß General Margueritte vorgeritten sei, um das Terrain zu rekognoszieren. Man wartete. Die fünf Regimenter hatten sich in drei Kolonnen aufgestellt, jede Kolonne hatte eine Tiefe von sieben Schwadronen, Futter genug für die Kanonen.

Mit einemmale bliesen die Trompeten: „Aufsitzen!“ Und fast allsogleich schmetterte ein anderes Signal: „Gewehr auf!“

Der Oberst eines jeden Regiments war bereits davongesprengt, um seinen gefechtsmäßigen Platz einzunehmen: fünfundzwanzig Meter vor der Front. Die Rittmeister waren auf ihrem Posten an der Spitze ihrer Leute. Und das Warten begann unter Todesstille. Kein einziges Geräusch, kein Atemzug mehr unter der glühenden Sonne. Die Herzen allein schlugen. Noch ein Befehl, der letzte, und diese unbewegliche Masse sollte sich rühren und mit dem Ungestüm des Sturmes vorwärts stürzen.

Doch in diesem Augenblick erschien auf dem Kamm des Abhangs ein Offizier zu Pferde, verwundet und von zwei Leuten gehalten. Zuerst erkannte man ihn nicht; dann erhob sich ein Grollen und erbrauste in

wütendem Lärm. Es war General Margueritte, dem eine Kugel die Wangen durchbohrt hatte und der daran sterben sollte. Er konnte nicht sprechen, er bewegte nur heftig den Arm, da hinüber, gegen den Feind.

Der Lärm wuchs immerzu:

„Unser General ... Rächen wir ihn, rächen wir ihn!“

Dann hob der Oberst des ersten Regiments den Säbel in die Luft und rief mit Donnerstimme:

„Zur Attake!“

Die Trompeten erklangen, die Masse setzte sich in Bewegung; anfangs im Trab. Prosper befand sich im ersten Glied, aber fast am äußersten Punkt des rechten Flügels. Die größte Gefahr ist in der Mitte, die sich der Feind mit instinktiver Verbissenheit als Ziel erwählt. Als man auf dem Kamm des Kalvarienbergs war und man auf der andern Seite gegen die weite Fläche hinabzureiten begann, sah er ganz deutlich, an tausend Meter entfernt, die preußischen Carrés, auf die sie geworfen wurden. Im übrigen trabte er wie im Traume, er hatte die schwebende Leichtigkeit eines Eingeschlafenen, eine außerordentliche Leere im Gehirn, die ihn ohne jeden Gedanken ließ. Es war die Maschine, die unter einem unwiderstehlichen Antrieb ging. Das Kommando: „Zügel an Zügel!“ wurde wiederholt, um die Glieder möglichst eng zu schließen und ihnen die Widerstandsfähigkeit des Granits zu geben. Dann, im selben Maße, als der Trab sich beschleunigte und in

rasenden Galopp verwandelte, stießen die Chasseurs d'Afrique nach arabischer Sitte wilde Schreie aus, die ihre Pferde halb toll machten. Bald ward es ein teuflisches Rennen, eine höllische Jagd, dieser wütende Galopp, dieses grimmige Geheul, das von dem Prasseln der Kugeln, die auf das Metall, auf die Schalen, die Feldflaschen, das Messing der Uniformen und der Pferdegeschirre aufklatschten, wie von dem Lärm eines Hagelschlages begleitet wurde. Und durch den Hagel strich ein Orkan mit Sturm und Blitz, der den Boden erbeben machte und im Sonnenschein einen Geruch von verbrannter Wolle und schweiß=bedeckten Raubtieren zurückließ.

Nach fünfhundert Metern stürzte Prosper unter einem furchtbaren Anprall, der alles mit fortriß. Er ergriff Zephir bei der Mähne und konnte sich wieder in den Sattel schwingen. Das Zentrum, von dem Gewehrfeuer durchlöchert und eingerannt, begann zu weichen, während die beiden Flügel auseinander=wirbelten und sich zurückzogen, um wieder ihren un=gestümen Anlauf zu nehmen. Es war dies die not=gedrungene und vorhergesehene Vernichtung der ersten Schwadron. Die getöteten Pferde verrammelten das Terrain; die einen waren mit einem Schlage getötet, die anderen schlugen in wildem Todeskampf um sich; und man sah abgeworfene Reiter, wie sie mit aller Kraft ihrer kurzen Beine liefen und ein Pferd suchten. Schon war die Fläche mit Toten besät, viele Pferde sprengten weiter, kamen von selbst auf ihre Plätze zurück, um mit toller Hast, wie an=

gezogen von dem Pulver, ins Feuer zurückzukehren. Der Angriff wurde erneuert, die zweite Schwadron stürmte mit wachsender Wut vorwärts, die Leute lagen auf den Hälsen ihrer Tiere, mit gesenktem Säbel zum Einhauen bereit. Zweihundert Meter wurden noch unter betäubendem, gewitterähnlichem Lärm zurückgelegt. Aber wiederum bog sich das Zentrum ein, Menschen und Tiere fielen und hielten mit dem unentwirrbaren Knäuel ihrer Leichen den Galopp auf. Und auch die zweite Schwadron wurde so niedergemäht und überließ vernichtet den Platz denen, die ihr folgten.

Da, als die dritte Attake in heldenmütiger Hartnäckigkeit erfolgte, fand sich Prosper unter Husaren und berittene Jäger gemengt. Die Regimenter vermischten sich unter einander, es war nur noch eine ungeheure Welle, die sich ohne Unterlaß brach und wieder bildete, um alles, was ihr entgegenkam, niederzureißen. Er hatte keine Vorstellung mehr von dem, was vorging, er überließ sich völlig seinem Pferde, diesem braven Zephir, das er so sehr liebte und das eine Wunde am Ohr rasend zu machen schien. Jetzt war er im Zentrum, andere Pferde bäumten sich und überschlugen sich rings um ihn, Menschen wurden wie durch einen Windstoß zur Erde geschleudert, während andere, auf der Stelle getötet, im Sattel blieben und mit geschlossenen Augenlidern immerzu attakirten. Und diesmal erschienen die Stoppelfelder hinter den zweihundert Metern, die man neuerdings errungen hatte, mit Toten und Sterbenden bedeckt.

Einige waren darunter, deren Kopf sich in die Erde eingebohrt hatte. Andere, die auf den Rücken gefallen waren, blickten die hochstehende Sonne mit schreckerfüllten, aus den Höhlen heraustretenden Augen an. Dann wieder lag ein großes schwarzes Pferd, ein Offizierspferd, mit offenem Bauch da, das vergeblich bemüht war, sich aufzurichten: die beiden Vorderfüße hatten sich in den Eingeweiden verfangen. Unter dem Feuer, das sich verdoppelte, wirbelten die Flügel noch einmal auseinander und wichen zurück, um mit verbissener Wut wiederzukehren.

Erst die vierte Schwadron war es, die bei der vierten Wiederholung des Angriffs endlich in die preußischen Linien eindrang. Prosper schlug mit geschwungenem Säbel auf Helme, auf dunkle Uniformen, die er in einem Nebel erblickte. Es floß Blut, er bemerkte, daß Zephir aus dem Maul blutete, und er dachte, dies rühre daher, daß er in die feindlichen Reihen hineingebissen hatte. Der Lärm rings um ihn wurde ein derartiger, daß er sich selbst nicht mehr schreien hörte, wiewohl ihm die Kehle von dem Geheul zerrissen wurde, das aus ihr hervorbringen mußte. Aber hinter der ersten preußischen Linie war eine andere, dann wieder eine und dann noch eine. Die Heldenhaftigkeit blieb vergeblich, die tiefen Menschenmassen waren wie hohes Gras, in dem Pferde und Reiter verschwanden. Man hatte gut niedermähen, es waren ihrer immer wieder welche da. Das Feuer donnerte mit einer solchen Stärke auf

Flintenlänge fort, daß Uniformen Feuer fingen. Alles sank dahin; es war ein Untergehen zwischen den Bajonetten inmitten durchstochener Leiber und gespaltener Schädel. Die Regimenter sollten zwei Drittel ihres Bestandes lassen; von dieser berühmten Attake blieb nur der glorreiche Wahnsinn, sie versucht zu haben. Und jählings brach Zephir, von einer Kugel mitten in die Brust getroffen, zusammen und zerquetschte den rechten Schenkel Prospers, dessen Schmerz so heftig war, daß er das Bewußtsein verlor.

Maurice und Jean, die dem heldenmütigen Sturm der Schwadronen gefolgt waren, stießen einen zornigen Schrei aus:

„Himmel, Hergott, es taugt doch zu gar nichts, tapfer zu sein!“

Und hinter dem Gestrüpp, auf der kleinen Anhöhe kauernd, wo sie sich als Plänkler befanden, fuhren sie fort, ihre Chassepots zu entladen. Auch Rochas, der ein Gewehr aufgehoben hatte, schoß. Aber die Hochfläche von Illy war diesmal wohl völlig verloren; die preußischen Truppen brachen von allen Seiten herein. Es mochte ungefähr zwei Uhr sein, die Verbindung hatte sich endlich vollzogen; das fünfte Corps und die Garde hatten sich erreicht und schlossen den Ring.

Plötzlich wurde Jean umgestoßen.

„Ich hab' mein Teil,“ stammelte er.

Er hatte auf den Scheitel des Kopfes einen starken Schlag wie mit einem Hammer bekommen, und seine Feldmütze lag zerrissen und fortgeschleudert

hinter ihm. Zuerst glaubte er, daß sein Schädel offen sei und das Gehirn bloß liege. Einige Sekunden lang hatte er nicht den Mut, die Hand hin zu führen, überzeugt, dort ein Loch zu finden. Dann wagte er's und brachte seinen Finger von einem dicken Blutstrom gerötet zurück. Und der Eindruck war so stark, daß er ohnmächtig wurde.

In diesem Augenblick gab Rochas den Befehl zum Rückzug. Eine preußische Compagnie war nur noch zwei- bis dreihundert Meter weit von ihnen entfernt. Man war daran, gefangen genommen zu werden.

„Beeilt euch nicht, wendet euch um und gebt euern Schuß ab . . . Wir werden uns da unten versammeln, hinter jener niedrigen Mauer."

Aber Maurice war in Verzweiflung.

„Herr Lieutenant, wir werden doch unsern Korporal nicht dalassen?"

„Wenn es aus mit ihm ist, was wollen Sie da machen?"

„Nein, nein! Er atmet . . . Wir wollen ihn wegtragen!"

Mit einem Achselzucken schien Rochas sagen zu wollen, daß man sich nicht um alle, die fielen, kümmern könnte. Auf dem Schlachtfelde zählen die Verwundeten nicht mehr. Da wandte sich Maurice flehend an Pache und Lapoulle:

„Kommt, helft mir ein bißchen. Ich allein bin zu schwach dazu."

Sie hörten ihn nicht und verstanden ihn nicht; sie dachten in dem aufs höchste angestachelten Trieb der

Selbsterhaltung nur an sich. Schon glitten sie gebuckt hinunter und verschwanden hastig gegen die niedrige Mauer zu. Die Preußen waren nicht weiter als hundert Meter.

Und vor Grimm weinend umfaßte Maurice, der mit Jean allein geblieben war, diesen mit seinen Armen und wollte ihn davontragen. Aber in der That, er war zu schwach, schmächtig und erschöpft vor Müdigkeit und Angst, wie er war. Er taumelte und stürzte mit seiner Bürde. Wenn er nur einen Krankenträger wahrgenommen hätte! Er suchte mit irren Blicken umher, glaubte welche unter den Fliehenden zu erkennen und machte heftige Zeichen. Niemand kam. Er nahm seine letzten Kräfte zusammen, faßte Jean von neuem und es gelang ihm, an dreißig Schritte zu thun; und als eine Granate neben ihnen platzte, glaubte er, daß es zu Ende wäre, daß auch er auf dem Leibe seines Gefährten sterben werde.

Langsam hatte sich Maurice erhoben. Er betastete sich; er hatte nichts, nicht einen Ritz. Warum floh er nicht? Noch war's Zeit, er konnte die niedrige Mauer in ein paar Sprüngen erreichen, und das bedeutete die Rettung. Die Furcht kam wieder und machte ihn toll. Mit einem Satz nahm er seinen Lauf wieder auf, als Bande, die stärker waren als der Tod, ihn zurückhielten. Nein, das war nicht möglich, er konnte Jean nicht im Stiche lassen. Sein eigener ganzer Leib hätte davon geblutet; die Brüderlichkeit, die zwischen diesem Bauer und ihm groß ge-

worden war, ging bis ins Innerste seines Wesens, bis zur Wurzel des Lebens selbst. Das stammte vielleicht aus der Urzeit der Welt her, und es war auch, als ob es nur noch zwei Menschen gegeben hätte, von denen der eine nicht auf den andern verzichten konnte, ohne auf sich selbst zu verzichten.

Wenn Maurice eine Stunde vorher nicht sein Stück Brot unter dem Granatenregen gegessen hätte, würde er niemals die Kraft gefunden haben, zu thun, was er nun that. Uebrigens war es ihm später unmöglich, sich daran zu erinnern. Er mußte Jean auf die Schultern geladen und sich dann weitergeschleppt haben, indem er sich zwanzigmal wieder aufraffte, inmitten der Stoppelfelder und des Gestrüpps, über jeden Stein stolpernd und trotz alledem sich wieder erhebend. Eine unbesiegbare Willensstärke hielt ihn aufrecht, eine Widerstandskraft, die ihn befähigt hätte, Berge zu tragen. Hinter der niedrigen Mauer fand er Rochas und die paar Mann des Zuges wieder, die immerzu schossen und die Fahne verteidigten, die der Unterlieutenant unter seinem Arme trug.

Für den Fall des Mißerfolges war dem Armeecorps keine Rückzugslinie angegeben worden. Bei dieser Unvorsichtigkeit und Verwirrung stand es jedem General frei, nach seinem Belieben zu handeln, und zur Stunde fanden sich alle unter der furchtbaren Umarmung der siegreichen deutschen Armeen nach Sedan zurückgeworfen. Die zweite Division des siebenten Corps zog sich in ziemlich guter Ordnung

zurück, während die Trümmer der anderen Divisionen, mit den Ueberresten des ersten Corps vermischt, sich bereits in einem gräßlichen Gewühl der Stadt zu wälzten, ein Sturzbach voll Zorn und Entsetzen, der die Menschen und die Tiere fortschwemmte.

Aber in diesem Augenblicke hatte Maurice die Freude, zu sehen, daß Jean die Augen aufschlug; und als er zu einem nahen Rinnsal lief, um ihm das Gesicht zu waschen, war er sehr erstaunt, zu seiner Rechten, tief in dem abgelegenen, von steilen Hängen beschützten Seitenthal, den Bauer wieder zu sehen, den er am Morgen bemerkt hatte, und der ohne Hast fortfuhr, sein Feld zu bestellen, indem er seinen mit einem großen Schimmel bespannten Pflug vorwärts stieß. Warum auch einen Tag verlieren? Weil man sich schlug, würde doch das Getreide nicht aufhören zu wachsen und die Welt nicht aufhören zu leben.



## Sechstes Kapitel.

Delaherche wurde auf der hohen Terrasse, wohin er gestiegen war, um sich über die Lage klar zu werden, schließlich von einer neuen ungeduldigen Begierde, etwas zu erfahren, gequält. Er sah wohl, daß die Granaten über die Stadt hinwegstrichen, und daß die drei oder vier, die die Dächer der umliegenden Häuser zerfetzt hatten, nur die seltenen Erwiderungen auf das langsame und so wenig wirksame Feuer des Palatinat sein mochten. Aber er sah nichts von der Schlacht, und er hatte ein dringendes Bedürfnis nach Auskünften, das von der Furcht, Vermögen und Leben in der Katastrophe einzubüßen, noch angespornt wurde. Er ließ sein Fernrohr, gegen die deutschen Batterien gerichtet, da und stieg hinab.

Unten jedoch hielt ihn der Anblick des Hauptgartens der Fabrik einen Augenblick auf. Es war gegen ein Uhr, und das Lazaret war von Verwundeten überfüllt. Unter dem Thorbogen hörte der Zug der Wagen nicht mehr auf.

Schon fehlten die vorschriftsmäßigen zwei- und

vierräderigen Wagen. Man sah Pulverwagen der Artillerie, Futterwagen, Materialwagen kommen, kurz alles, was man auf dem Schlachtfelde auftreiben konnte; schließlich trafen sogar Halbkutschen und Ackerkarren ein, die man in den Gehöften genommen und mit herrenlosen Pferden bespannt hatte. Und da drinnen wurden die von den Ambulanzen aufgelesenen Leute aufgeschichtet, nachdem man sie in aller Hast verbunden hatte. Das Abladen der armen Menschen war entsetzlich; die einen waren von einer grünlichen Blässe, die anderen blaurot infolge einer Blutstauung; viele waren ohnmächtig, andere wieder stießen schrille Klagetöne aus; manche überließen sich, von Betäubung befallen, mit entsetzensvollen Augen den Lazaretdienern, indes einige, sowie man sie anfaßte, unter einer Zuckung ihren Geist aushauchten.

Der Andrang wurde so groß, daß bald alle Matratzen in dem weiten niedrigen Saal belegt waren und Stabsarzt Bouroche den Befehl gab, das Stroh zu benützen, aus dem er an einem Ende ein breites Streulager hatte herrichten lassen.

Doch reichten er und seine Gehilfen noch für die Operationen aus. Er hatte sich damit begnügt, einen neuen Tisch mit einer Matratze und einer Wachsleinwand zu verlangen, der im Schuppen, wo man operirte, aufgestellt wurde. Der Gehilfe preßte den Verwundeten eilig eine mit Chloroform getränkte Serviette unter die Nase. Die dünnen Stahlmesser glänzten, die Sägen verursachten kaum ein schwaches Geräusch wie von einem Reibeisen, das Blut spritzte in jähen

Strahlen auf, die sofort unterdrückt wurden. In raschem Hinundhergehen trug man die Verwundeten herbei und die Operirten hinweg; kaum daß man Zeit hatte, mit dem Schwamm über die Wachsleinwand zu fahren. Und am andern Ende des Rasenplatzes, hinter einem Gaisblattgebüsch warf man in die Leichenkammer, die man dort hatte einrichten müssen, um die Toten beiseite zu schaffen, auch die abgeschnittenen Beine und Arme, all die auf dem Tisch gebliebenen Fleisch- und Knochenabfälle.

Frau Delaherche und Gilberte, die unter einem der großen Bäume saßen, konnten gar nicht mehr genug Binden wickeln. Bouroche, der mit flammendem Gesicht und mit bereits ganz roter Schürze vorbeiging, warf Delaherche ein Bündel Leinwand zu und rief:

„Da! Thun Sie doch etwas, machen Sie sich nützlich!"

Aber der Fabrikant verwahrte sich dagegen:

„Verzeihen Sie! Ich muß mich wieder um Nachrichten umsehen. Man weiß ja nicht mehr, ob man lebt."

Dann sagte er, das Haar seiner Frau mit den Lippen berührend:

„Meine arme Gilberte! Wenn man bedenkt, daß eine Granate alles hier in Brand stecken kann! Es ist schrecklich."

Sie war sehr bleich; sie hob den Kopf und warf schaudernd einen Blick ringsum. Dann kam ihr das unbezwingliche Lächeln wieder auf die Lippen:

„Ach ja, es ist schrecklich, all diese Menschen, an denen man da herum schneidet ... Es ist sonderbar, daß ich hier bleibe und nicht in Ohnmacht falle.“

Frau Delaherche hatte bemerkt, wie ihr Sohn das Haar des jungen Weibes küßte. Sie machte eine Geberde, als wollte sie ihn zurückschieben, indem sie an den andern dachte, an den Mann, der gleichfalls in der verflossenen Nacht dieses Haar geküßt haben mochte. Aber ihre alten Hände zitterten und sie murmelte:

„Welch ein Jammer, mein Gott! Man vergißt darüber seinen eigenen.“

Delaherche ging weg mit der Erklärung, daß er sofort wieder mit sicheren Auskünften da sein werde. Von der Maquastraße an war er von der großen Anzahl Soldaten überrascht, die ohne Waffen, mit zerfetzten Uniformen und mit Staub beschmutzt zurückkehrten. Er konnte übrigens keine genauen Details aus den Leuten herausbekommen, die er eindringlich befragte; die einen antworteten mit stumpfsinniger Miene, daß sie nichts wüßten; die anderen erzählten des langen und breiten mit so wutvollen Geberden und mit einem solchen Ueberschwang der Worte, daß sie Wahnsinnigen glichen.

Mechanisch wandte er sich abermals der Unterpräfektur zu in dem Gedanken, daß dorthin alle Neuigkeiten strömten. Als er den Gymnasialplatz kreuzte, kamen zwei Kanonen im Galopp daher, offenbar die zwei einzigen Geschütze, die von einer Batterie übrig geblieben waren, und schlugen gegen ein

Trottoir hin. In der Hauptstraße erkannte er, daß die Stadt mit den ersten Flüchtlingen sich zu füllen begann. Drei unberittene Husaren saßen unter einer Thür und teilten sich in ein Brot; zwei andere führten langsam ihre Pferde an den Zügeln, ohne zu wissen, nach welchem Stall sie dieselben bringen sollten; Offiziere liefen bestürzt einher und sahen drein, als ob sie nicht wüßten, wohin. Auf dem Turenneplatze riet ihm ein Unterlieutenant, keine Zeit zu verlieren, denn die Granaten fielen hier häufig nieder; ein Splitter hatte eben das Gitter zertrümmert, das das Standbild des großen Feldherrn, des Besiegers der Pfalz, umgab. Und in der That, als er rasch in der Unterpräfekturstraße dahineilte, sah er zwei Geschosse mit einem furchtbaren Getöse auf der Maasbrücke explodiren.

Er blieb vor der Pförtnerstube stehen und suchte nach einem Vorwand, um einen der Adjutanten zu fragen und auszuholen, als ihn eine jugendliche Stimme rief:

„Herr Delaherche! . . . Treten Sie geschwind ein, es ist wahrlich nicht schön draußen."

Es war Rose, seine Arbeiterin, an die er nicht gedacht hatte. Dank ihr würden sich ihm alle Thüren öffnen.

Er trat in die Stube und nahm den angebotenen Sessel an.

„Denken Sie sich, die Mutter ist krank geworden, sie hat sich niedergelegt und konnte nicht wieder aufstehen. Sie sehen, daß nur ich hier bin, der Vater

ist Nationalgardist auf der Citadelle... Soeben wollte der Kaiser noch einmal zeigen, daß er tapfer ist, und er ist abermals aus dem Hause gegangen; er konnte bis zum Ende der Straße, bis zur Brücke gehen. Eine Granate fiel sogar vor ihm nieder, das Pferd eines seiner Bereiter wurde getötet. Und dann kam er zurück ... Nicht wahr, was sollte er auch thun?"

„Also Sie wissen, woran wir sind ... Was sagen sie denn, diese Herren?"

Sie blickte ihn erstaunt an. Sie hatte ihren frischen Frohsinn behalten, mit ihrem feinen Haar und den klaren Augen eines Kindes, das sich geschäftig inmitten dieser Greuel umhertummelt, ohne allzu viel davon zu begreifen.

„Nein, ich weiß nichts ... Gegen Mittag brachte ich einen Brief für den Marschall von Mac Mahon hinauf. Der Kaiser war bei ihm ... Sie blieben eine Stunde eingeschlossen beisammen, der Marschall in seinem Bette, der Kaiser an der Matratze auf einem Sessel sitzend ... Das weiß ich, da ich sie gesehen habe, wie man die Thür öffnete."

„Nun, und was sagten sie sich?"

Wiederum sah sie ihn an und konnte sich nicht enthalten, zu lachen.

„Ich weiß es nicht. Wie sollte ich das auch wissen? Kein Mensch auf der Welt weiß, was sie sich gesagt haben."

Das war richtig, und er machte eine Geberde, als ob er sich wegen seiner dummen Frage entschuldigen wollte.

Gleichwohl ließ ihn der Gedanke an diese entscheidende, schicksalsvolle Unterredung nicht los. Wie mußte sie interessant gewesen sein! Welchen Entschluß mochten sie gefaßt haben?

„Jetzt," fuhr Rose fort, „ist der Kaiser in sein Zimmer zurückgekehrt, wo er mit zwei Generalen, die gerade vom Schlachtfelde eintrafen, eine Besprechung hat . . ."

Sie hielt inne und warf einen Blick nach der Freitreppe.

„Sehen Sie! Da ist einer von diesen Generalen . . . Und dort der andere."

Er trat rasch hinaus und erkannte die Generale Douay und Ducrot, deren Pferde draußen warteten.

Er sah, wie sie sich in den Sattel schwangen und davonsprengten. Nach dem Aufgeben der Hochfläche von Illy waren sie, jeder für sich, herbeigeeilt, um dem Kaiser mitzuteilen, daß die Schlacht verloren sei. Sie gaben genaue Einzelheiten über die Lage: die Armee und Sedan fanden sich von allen Seiten umzingelt, das Unheil mußte entsetzlich werden.

In seinem Zimmer ging der Kaiser mit den schwankenden Schritten eines Kranken einige Minuten schweigend auf und ab. Nur ein Adjutant war noch da, der stumm bei einer Thüre stand. Und er ging immerzu auf und ab, vom Kamin zum Fenster, mit seinem verwitterten Gesicht, das jetzt von einem nervösen Zucken verzerrt wurde. Sein Rücken schien sich noch mehr wie unter dem Einsturz einer ganzen Welt zu krümmen, indes aus seinen erstorbenen, von schweren

Lidern verschleierten Augen die Entsagung des Fatalisten sprach, der gegen das Geschick seine letzte Partie gespielt und verloren hat. Jedesmal aber, wenn er an das halboffene Fenster zurückkam, hielt ihn ein Zittern eine Sekunde lang dort fest.

In einer dieser kurzen Ruhepausen machte er eine bebende Geberde und murmelte:

„O, diese Kanonen, diese Kanonen, die man seit dem Morgen hört!“

In der That drang das Grollen der Batterien der Marfée und von Frénois mit ungewöhnlicher Heftigkeit herüber. Es war ein Donnerrollen, vor dem die Fenster und selbst die Mauern bebten, ein hartnäckiger, unaufhörlicher, widerwärtiger Lärm. Er mußte denken, daß der Kampf nunmehr hoffnungslos war, daß jeder Widerstand verbrecherisch wurde. Wozu noch mehr vergossenes Blut, zermalmte Glieder, weggerissene Köpfe und immerzu noch Tote den auf den Feldern liegenden Toten hinzufügen?

Da man besiegt, da es zu Ende war, wozu sich noch weiter zerfleischen? Genug der Greuel und des Jammers schrie zum Himmel empor.

Der Kaiser kam wieder zum Fenster, abermals erfaßte ihn ein Zittern, und er hob die Hände empor:

„O, diese Kanonen, diese Kanonen, die nicht aufhören!“

Vielleicht stieg in ihm der schreckliche Gedanke an seine Verantwortung auf, erschienen ihm die blutenden Leichen, die seine Schuld zu tausenden dort unten niedergestreckt hatte. Vielleicht war's nur die Rührung

des mitleidigen Träumers, des gutmütigen Mannes, dem menschenfreundliche Ideen durch den Kopf gingen.

In diesem entsetzlichen Schicksalsschlag, der sein Glück zerbrach und wie einen Strohhalm davontrug, fand er Thränen für die anderen, entsetzt über das unnütz fortdauernde Gemetzel und ohne Kraft, es noch weiter zu ertragen. Jetzt zerriß ihm dieses verbrecherische Kanonenfeuer die Brust und verdoppelte sein Leiden.

„O, diese Kanonen, diese Kanonen, bringt sie sofort zum Schweigen, sofort!“

Und in diesem Kaiser, der keinen Thron mehr besaß, nachdem er seine Gewalt der Kaiserin-Regentin anvertraut, in diesem Oberbefehlshaber, der nichts mehr zu befehlen hatte, seit er dem Marschall Bazaine das Oberkommando übergeben hatte, erwachte seine Macht, ein unwiderstehlicher Drang, ein letztesmal der Herr zu sein. Seit Châlons hatte er sich beiseite gestellt, hatte er keine Ordre gegeben und sich darein gefügt, nur ein unnützes, namenloses und hinderliches Ding, ein lästiges Bündel zu sein, das unter dem Gepäck der Truppen mitgeschleppt wurde. Und der Kaiser erwachte in ihm nur für die Niederlage, der erste, der einzige Befehl, den er noch in dem schreckensvollen Mitleid seines Herzens geben sollte, war der, auf der Citadelle die weiße Fahne zu hissen und einen Waffenstillstand zu verlangen.

„O, diese Kanonen, diese Kanonen! . . . Nehmen Sie ein Leintuch, ein Tischtuch, was immer! Laufen

Sie schnell, sagen Sie, daß man sie zum Schweigen bringe!"

Der Adjutant eilte hinaus, und der Kaiser setzte seinen schwankenden Marsch von dem Kamin zum Fenster fort, während die Batterien, das ganze Haus erschütternd, immerzu erdröhnten.

Unten sprach Delaherche noch mit Rose, als ein Sergeant vom Dienst herbeilief.

„Fräulein, man findet nichts mehr, ich kann kein Dienstmädchen erwischen . . . Haben Sie vielleicht Leinenzeug, ein Stück weißes Leinenzeug?"

„Wollen Sie eine Serviette?"

„Nein, das ist nicht groß genug . . . Ein halbes Leintuch etwa?"

Schon war Rose diensteifrig auf den Schrank zugestürzt.

„Ich habe kein zerschnittenes Leintuch . . . Ein großes weißes Leinenzeug? Nein, ich sehe nichts, was Sie brauchen könnten . . . Ach ja, hier, wollen Sie ein Tischtuch?"

„Ein Tischtuch, ganz gut, das thut's." Und indem er wegging, fügte er hinzu: „Es wird eine weiße Fahne daraus gemacht, die man auf der Citadelle aufhissen wird, um Frieden zu verlangen . . . Danke schön, Fräulein."

Delaherche machte einen Satz vor unwillkürlicher Freude.

Endlich würde es doch Ruhe geben. Dann erschien ihm diese Freude unpatriotisch, und er zügelte sie. Aber sein Herz schlug doch erleichtert, und er sah einen

Oberst und einen Hauptmann, die von dem Sergeanten gefolgt, mit beschleunigten Schritten aus der Unterpräfektur heraustraten. Der Oberst trug das zusammengerollte Tischtuch unter dem Arme. Es kam ihm der Gedanke, ihnen zu folgen, und er verließ Rose, die ganz stolz darauf war, dieses Leinenzeug geliefert zu haben. In diesem Augenblick schlug es zwei Uhr.

Vor dem Rathause wurde er von einem ganzen Schwall wild erregter Soldaten bedrängt, die von der Vorstadt Cassine herabkamen.

Er verlor den Oberst aus den Augen und verzichtete auf die Befriedigung seiner Neugierde, die weiße Fahne hissen zu sehen. Man würde ihn sicher nicht in den Wartturm eintreten lassen.

Und andererseits, als er erzählen hörte, daß die Granaten auf das Gymnasium niedergefallen seien, erfaßte ihn eine neue Unruhe: vielleicht brannte seine Fabrik, seit er sie verlassen hatte. Er stürzte, von seinem Geschäftigkeitsfieber ergriffen, davon, und es that ihm wohl, so zu laufen. Aber Gruppen versperrten die Gassen, an jeder Straßenkreuzung wuchsen bereits Hindernisse empor. Erst in der Maquastraße atmete er zufrieden auf, als er die stolze Front seines unversehrten Hauses ohne eine Rauchwolke und ohne einen Feuerfunken sah. Er trat ein und rief seiner Mutter und seiner Frau von weitem zu:

„Alles geht gut; man hißt die weiße Fahne auf, das Feuer wird eingestellt.“ Dann hielt er inne, denn der Anblick des Lazarets war wirklich entsetzlich.

In der weiten Trockenkammer, deren großes Thor

offen stand, waren nicht nur die Matratzen belegt, es blieb nicht einmal mehr Platz auf der Streu, die man am Ende des Saales ausgebreitet hatte. Man begann Stroh zwischen die Betten zu legen, man pferchte die Verwundeten zusammen, einen dicht neben den andern. Schon zählte man mehr als zweihundert, und es kamen ihrer immerzu neue an. Die breiten Fenster beleuchteten mit einem weißen Licht diesen ganzen aufgehäuften menschlichen Jammer. Bisweilen erhob sich bei einer zu jähen Bewegung ein unwillkürlicher Schrei. Durch die dumpfe Luft zog das Röcheln Sterbender. Im Hintergrunde ertönte unaufhörlich eine leise, fast singende Klage. Und dann wurde das Schweigen noch tiefer; eine Art entsagungsvoller Betäubung, die düstere Beklommenheit eines Sterbezimmers, die nur durch die Schritte und das Flüstern der Lazaretgehilfen unterbrochen wurde. Die Wunden, die auf dem Schlachtfeld hastig verbunden worden waren — einige waren sogar offen geblieben — ließen ihr Elend zwischen den zerfetzten Mänteln und den zerrissenen Beinkleidern sehen. Füße, noch mit Schuhwerk angethan, streckten sich zermalmt und blutend aus. An Knieen und Ellenbogen, die wie mit Hammerschlägen zerbrochen waren, hingen die Glieder träge und kraftlos. Man konnte zerschmetterte Hände sehen und Finger, die herabfielen und kaum von einem Hautfaden festgehalten wurden.

Die gebrochenen Beine und Arme, starr vor Schmerz und von bleierner Schwere, schienen am zahlreichsten vorzukommen. Aber die besonders beunruhigenden

Wunden waren jene, die den Bauch, die Brust oder den Kopf durchbohrt hatten. Manche bluteten aus furchtbaren Rissen an den Seiten, bei anderen hatten sich unter der emporgehobenen Haut Eingeweideknoten gebildet, und wieder andere krümmten sich mit aufgeschlitzten, zerhackten Lenden in wahnsinnigen Windungen. Da und dort waren durchbohrte Lungen, bei den einen mit einem so kleinen Loch, daß es nicht blutete, bei den anderen mit einem klaffenden Spalt, aus dem in einer roten Flut das Leben entströmte; und die inneren Blutergüsse, diejenigen, die man nicht sieht, warfen die Leute, die im Delirium ganz schwarz da lagen, mit einem Schlage nieder; dann schließlich die Köpfe, die noch mehr gelitten hatten: zerschmetterte Kiefer, ein blutiger Brei von Zähnen und Zunge; eingestoßene Augenhöhlen, das Auge halb hervorquellend; offene Schädel, die das Gehirn sehen ließen. Alle, denen die Kugel das Rückenmark oder das Gehirn getroffen hatte, waren wie Leichname, in einem schlafsüchtigen Zustand der Vernichtung; während die anderen, die ein Glied gebrochen oder Fieber hatten, sich umherwarfen und mit leiser, flehender Stimme zu trinken verlangten.

Daneben im Schuppen, wo man operirte, gab es Greuel anderer Art. In dem ersten Gedränge schritt man nur zu den dringenden Operationen, die der verzweifelte Zustand des Verwundeten nötig machte. Die geringste Furcht vor einem Bluterguß bestimmte Bouroche, die Amputation sofort vorzunehmen. Ebenso ließ er es nicht anstehen, um die Geschosse tief in den

Wunden zu suchen und herauszunehmen, wenn sie in einer gefährlichen Körpergegend, am unteren Teile des Halses, in der Achselgegend, in der Schenkelbeuge, in der Ellenbogenbeuge oder in der Kniekehle saßen. Die anderen Verwundungen, die er lieber in Beobachtung lassen wollte, wurden einfach nach seinen Angaben von den Lazaretgehilfen verbunden. Schon hatte er für seinen Teil vier Amputationen vorgenommen, zwischen denen er längere Pausen gemacht hatte, während deren er, um sich von den schweren Operationen auszuruhen, ein paar Kugeln entfernte; und er begann, müde zu werden. Es waren nur zwei Tische da, der seine und ein anderer, an dem einer seiner Gehilfen arbeitete. Man hatte ein Leintuch zwischen die beiden ausgespannt, damit sich die Operirten nicht sehen konnten. Und man mochte die Tische noch so gut mit dem Schwamm abwaschen, sie blieben rot; die Eimer wieder, die man wenige Schritte davon auf ein Maßliebchenbeet ausschüttete, diese Eimer, für die ein Glas Blut genügte, um das klare Wasser rot zu färben, schienen voll reinen Blutes zu sein; es waren Ströme von Blut, die die Blumen des Rasenplatzes überschwemmten. Wiewohl die Luft freien Zutritt hatte, entstieg doch ein ekler Dunst diesen Tischen, diesen Linnen, diesen Bestecken, vermischt mit dem faden Geruch des Chloroforms.

Jammervoll mit einem Worte. Delaherche schauderte vor Mitleid, als ein Landauer unter der Einfahrt seine Aufmerksamkeit anzog. Man hatte offenbar nur noch diesen Herrschaftswagen gefunden und

auf ihn Verwundete geladen. Es waren acht darin, einer über dem andern. Der Fabrikant stieß einen Schrei des Schreckens und der Ueberraschung aus, als er in dem letzten, den man herunternahm, den Hauptmann Beaudoin erkannte.

„Ach, mein armer Freund! . . . Warten Sie, ich will meine Mutter und meine Frau rufen.“

Diese überließen das Bindenwickeln zwei Mägden und liefen herbei. Die Lazaretgehilfen, die den Hauptmann erfaßt hatten, trugen ihn in den Saal; und sie wollten ihn quer auf eine Strohschütte legen, als Delaherche auf einer Matratze einen Soldaten bemerkte, der mit erdfahlem Gesicht und mit offenen Augen dalag und sich nicht mehr rührte.

„Sehen Sie doch 'mal, der da ist ja tot!“

„Schau! 's ist richtig,“ murmelte ein Lazaretgehilfe; „dann ist 's auch nicht nötig, daß er den Platz wegnimmt.“

Und er und ein Kamerad packten den Körper und trugen ihn nach der Leichenstätte hinter dem Gaisblattgebüsch.

Ein Dutzend Tote lag bereits neben einander da, im letzten Röcheln erstarrt, die einen mit ausgestreckten Füßen, wie von Schmerz in die Länge gezerrt, die anderen in grauenhaften Stellungen gekrümmt und gewunden.

Es waren welche da, die grinsend das Weiße der Augen zeigten, und hinter den aufgestülpten Lippen die Zähne fletschten; mehrere wieder weinten noch dicke Thränen mit lang gezogenem, unsagbar trau=

rigem Gesicht. Einer, ein blutjunger, kleiner, magerer Mensch, dem der halbe Kopf weggerissen war, preßte mit seinen beiden Händen krampfhaft die mit Blut bespritzte Photographie eines Weibes, eine jener blassen vorstädtischen Photographien. Und zu Füßen der Toten häuften sich in buntem Durcheinander auch noch abgeschnittene Beine und Arme, alles was man auf den Operationstischen abschnitt und abhackte, es sah aus, als ob man in einem Fleischerladen die Abfälle, das Fleisch und die Knochen in einen Winkel zusammengekehrt hätte.

Beim Anblick des Hauptmanns Beaudoin hatte es Gilberte durchschauert. Mein Gott, wie war er bleich, wie er auf der Matratze lag, das Gesicht ganz weiß unter dem Schmutz, der es besudelte. Und bei dem Gedanken, daß er wenige Stunden vorher sie in seinen Armen gehalten hatte, voll Leben und Wohlgeruch, erstarrte sie vor Grauen zu Eis. Sie war niedergekniet.

„Welch ein Unglück, mein Freund! Aber es ist nichts, nicht wahr?"

Und mechanisch hatte sie ihr Taschentuch hervorgezogen, sie wischte ihm damit das Gesicht ab, sie konnte ihn so, beschmutzt von Schweiß, Lehm und Pulver, nicht sehen. Es schien ihr, daß sie ihm, indem sie ihn ein wenig reinigte, Erleichterung verschaffte.

„Nicht wahr, es ist nichts? Es ist nur Ihr Bein?"

Der Hauptmann öffnete wie schlaftrunken mühsam die Augen. Er hatte seine Freunde erkannt, er bemühte sich, sie anzulächeln.

„Ja, bloß das Bein . . . Ich habe den Schuß nicht einmal verspürt . . . ich glaubte, ich wäre ausgeglitten und gefallen.“

Aber er sprach mit großer Schwierigkeit:

„Ach, ich habe Durst, ich habe Durst.“

Frau Delaherche, die an dem andern Rande der Matratze niedergebeugt stand, erhob sich eiligst. Sie lief nach einem Glas und einer Flasche Wasser, in das ein wenig Cognac gegossen worden war. Und als der Hauptmann gierig das Glas geleert hatte, mußte sie den Rest der Flasche unter die benachbarten Verwundeten verteilen; alle Hände streckten sich nach ihr aus und flehten sie mit heiserer Stimme an. Ein Zuave, der nichts mehr bekommen konnte, schluchzte.

Delaherche hatte sich inzwischen bemüht, mit dem Stabsarzt zu sprechen, um für den Hauptmann die Vergünstigung zu erhalten, daß er früher an die Reihe komme. Bouroche war eben in den Saal getreten, mit seiner blutigen Schürze, seinem breiten, schweißgebadeten Gesicht, das seine Löwenmähne in Brand zu stecken schien; und während er dahinschritt, erhoben sich die Leute und wollten ihn anhalten, jeder begierig, sofort daran zu kommen, Hilfe und Aufschluß darüber zu erhalten, wie's mit ihm stehe: „Zu mir, Herr Stabsarzt, zu mir!“ Stammelnde Bitten folgten ihm, tastende Hände streiften seine Kleider. Er aber, ganz in seiner Arbeit und vor Müdigkeit schnaubend, traf die Einteilung, ohne auf jemand zu hören. Er sprach mit lauter Stimme zu sich, zählte die Verwundeten mit dem Finger, gab ihnen Nummern und

bestimmte die Reihenfolge: „Der da, dann dieser, dann dieser da; eins, zwei, drei; ein Kiefer, ein Arm, ein Schenkel,“ während der Gehilfe, der ihn begleitete, aufmerksam zuhörte und alles zu behalten trachtete.

„Herr Stabsarzt,“ sagte Delaherche, „es ist ein Hauptmann da, der Hauptmann Beaudoin ...“

Bouroche unterbrach ihn:

„Wie, Beaudoin ist hier ... Ach, der arme Kerl!“

Er stellte sich vor den Verwundeten hin. Mit einem Blick mußte er die Schwere des Falls erkannt haben, denn er fuhr, ohne sich nur zu bücken, um das verletzte Bein zu untersuchen, fort:

„Gut! Man wird ihn mir sofort bringen, sobald ich die Operation, die man vorbereitet, gemacht habe.“

Und er kehrte in den Schuppen zurück. Delaherche, der ihn nicht verlassen wollte, folgte ihm aus Furcht, Bouroche könnte sein Versprechen vergessen.

Diesmal handelte es sich um die Auslösung eines Schultergelenkes nach der Methode Lisfranc, was die Chirurgen eine hübsche Operation nennen, etwas Elegantes und Flinkes, wozu man im ganzen kaum vierzig Sekunden braucht. Schon chloroformirte man den Patienten, während der Gehilfe dessen Schulter mit beiden Händen erfaßte, die vier Finger unter der Achsel, den Daumen darüber. Bouroche, mit einem langen Messer bewaffnet, rief: „Richte ihn auf!“ und erfaßte den Deltoides, durchstach den Arm, zerschnitt die Muskeln, und dann von rückwärts kommend, trennte er mit einem einzigen Zuge

das Gelenk durch, der Arm fiel herab, in drei Handgriffen abgeschnitten. Der Gehilfe ließ seinen Daumen niedergleiten, um die Oberarmarterie zusammenzudrücken. „Niederlegen!" Bouroche lachte unwillkürlich auf, als er zur Unterbindung der Adern schritt, denn er hatte nur fünfunddreißig Sekunden gebraucht. Es erübrigte nur, das Stück Fleisch über die Wunde zurückzuklappen, wie eine flache Epaulette. Das war gut wegen der Gefahr, da ein Mensch sein ganzes Blut in drei Minuten durch die Oberarmarterien verspritzen kann, abgesehen davon, daß es jedesmal mit Todesgefahr verbunden ist, einen Verwundeten in Chloroformnarkose aufzurichten.

Delaherche überlief es eiskalt, und er hätte fliehen mögen. Aber er hatte keine Zeit mehr dazu, der Arm war bereits auf dem Tisch. Der operirte Soldat, ein Rekrut, ein kräftiger Bauernbursch, der aus seiner Erstarrung erwachte, bemerkte diesen Arm, den ein Lazaretgehilfe hinter das Gaisblattgebüsch trug. Er betrachtete rasch seine Schulter, und sah sie zerschnitten und blutend. Und er erzürnte sich und rief wütend:

„Ah, Himmel, Herrgott! Das ist aber dumm, was Sie da gemacht haben!"

Bouroche, der erschöpft war, antwortete nicht; dann sagte er mit gutmütiger Miene:

„Ich hab' mein Bestes gethan, ich wollte nicht, daß Du abfährst, mein Junge ... Uebrigens habe ich Dich vorher gefragt, und Du hast ‚Ja' gesagt."

„Ich habe ‚Ja' gesagt, ich habe ‚Ja' gesagt? Was

wußte denn ich?“ Und sein Zorn verflog, und er begann heiße Thränen zu weinen.

„Was soll ich jetzt nur anfangen!“

Man trug ihn auf das Stroh zurück und wusch die Wachsleinwand und den Tisch kräftig ab; und die Eimer mit dem roten Wasser, die man neuerdings stromweise über den Rasen ausschüttete, färbten das Maßliebchenbeet ganz blutig.

Doch da wunderte sich Delaherche darüber, noch immer die Kanonen zu hören. Warum schwiegen sie nicht? Roses Tischtuch mußte jetzt auf der Citadelle gehißt sein. Aber im Gegenteil, es schien eher, als ob das Feuer der preußischen Batterien an Stärke zunähme. Das war ein Lärm, daß einer den andern nicht hörte, eine Erschütterung, die auch die weniger Nervösen in wachsender Angst vom Scheitel bis zur Sohle erzittern machte. Das konnte auch für die Operateure und die Operirten nicht gut sein, diese Stöße, die einem das Herz zerrissen. Das ganze Lazaret war davon durchschüttelt und bis zur Verzweiflung fieberhaft erregt.

„Es war ja zu Ende; was haben sie denn nur, daß sie so fortmachen?“ rief Delaherche aus, der angstvoll lauschte in der Erwartung, jede Sekunde den letzten Schuß zu vernehmen

Dann, als er zu Bouroche zurückging, um ihn an den Hauptmann zu erinnern, war er erstaunt, ihn auf dem Boden zu finden; er lag auf einem Bund Stroh auf dem Bauch und tauchte die beiden bis zur Schulter entblößten Arme in zwei Eimer

mit eiskaltem Wasser. Der Stabsarzt, der mit seiner moralischen und physischen Kraft zu Rande war, erquickte sich da, von einer Traurigkeit, einer unsagbaren Trostlosigkeit vernichtet und niedergeschmettert in einer jener Minuten verzweifelten Ringens, in denen der Praktiker sich ohnmächtig fühlt. Und dieser war doch eine starke Natur, eine harte Haut und ein festes Herz. Aber auch ihn hatte das: „Was nützt das alles?“ gepackt. Die Empfindung, daß er niemals alles fertig bringen werde, nicht alles thun könne, hatte ihn jählings gelähmt. Was nützt das alles? Der Tod würde trotz alledem der Stärkere sein!

Zwei Lazaretgehilfen brachten auf einer Tragbahre den Hauptmann Beaudoin.

„Herr Stabsarzt,“ erlaubte sich Delaherche zu sagen, „hier ist der Hauptmann.“

Bouroche öffnete die Augen, zog seine Arme aus den beiden Eimern heraus, schüttelte sie und trocknete sie an dem Stroh ab. Dann stützte er sich auf die Kniee auf und sagte:

„Ach ja! Teuxel! Ein anderer ... Freilich, freilich, das Tagewerk ist noch nicht zu Ende.“

Und er erhob sich erfrischt und schüttelte sein Löwenhaupt mit dem rotblonden Haar; die Gewohnheit und die gebieterische Pflicht des Dienstes hatten ihn wieder aufgerichtet.

Gilberte und Frau Delaherche waren der Tragbahre gefolgt; sie blieben einige Schritte davon, als man den Hauptmann auf die mit Wachsleinwand bedeckt Matratze legte.

„Gut so! Es ist oberhalb des rechten Knöchels," sagte Bouroche, der viel sprach, um den Verwundeten zu beschäftigen. „Nicht schlecht in dieser Gegend. Aus der Geschichte zieht man sich sehr gut heraus... Wollen das 'mal ansehen."

Doch die Betäubung, in der Beaudoin lag, machte ihn sichtlich besorgt. Er sah den Notverband an, eine einfache Binde, die herumgeschlungen und mittelst einer Bajonettscheide über dem Beinkleid festgehalten war. Und zwischen den Zähnen brummte er und fragte, wer wohl der Schlampsack gewesen, der das so gehudelt habe. Dann schwieg er plötzlich. Er hatte begriffen: das war gewiß während des Transports in dem mit Verwundeten überfüllten Landauer geschehen, daß der Verband sich gelockert hatte und herabgeglitten war und nun nicht mehr die Wunde zusammenpreßte, wodurch ein sehr reichlicher Bluterguß veranlaßt worden war.

Bouroche fuhr einen Lazaretgehilfen, der ihm beistand, heftig an:

„Sie ungeschickter Kerl, schneiden Sie doch rasch!"

Der Gehilfe schnitt das Beinkleid und die Unterhose, dann den Schuh und die Socke durch. Das Bein erschien, dann der Fuß in bleicher Nacktheit, mit blutigen Flecken. Und oberhalb des Knöchels war ein gräßliches Loch, in das der Granatsplitter einen Fetzen roten Tuchs hineingerissen hatte. Ein Wulst zerfetzten Fleisches, der Muskelbauch trat als breiige Masse aus der Wunde hervor.

Gilberte mußte sich an einen Pfosten des Schup-

pens anlehnen. Ach, dieses Fleisch, dieses so weiße Fleisch, dieses jetzt blutige und zermalmte Fleisch! Trotz ihres Grauens konnte sie die Augen nicht abwenden.

„Teuxel," erklärte Bouroche, „die haben Sie schön zugerichtet!"

Er betastete den Fuß, fand ihn kalt und pulslos. Sein Gesicht war sehr ernst geworden, mit einer Falte um die Lippe, die ihm angesichts beunruhigender Fälle zu eigen war.

„Teuxel," wiederholte er, „ein böses Bein, das!"

Der Hauptmann, den die Angst aus seinem schlafsüchtigen Zustand riß, blickte ihn an und wartete; schließlich sagte er:

„Finden Sie, Stabsarzt?"

Aber die Taktik Bouroches war es, niemals einen Verwundeten geradeaus um die übliche Ermächtigung zu fragen, wenn sich die Notwendigkeit einer Amputation herausstellte. Er zog es vor, daß der Verwundete sich von selbst darein ergab.

„Böser Fuß," murmelte er, als ob er laut gedacht hätte. „Wir werden ihn nicht retten."

In nervöser Erregung sagte Beaudoin wieder:

„So machen Sie doch ein Ende, Stabsarzt. Wie denken Sie darüber?"

„Ich denke, daß Sie ein tapferer Mann sind, Hauptmann, und daß Sie mich thun lassen werden, was nötig ist."

Die Augen des Hauptmann Beaudoin wurden glanzlos und trübten sich wie durch eine Art rötlichen Dunstes. Er hatte verstanden. Aber trotz der un-

bezwinglichen Furcht, die ihn zusammenschnürte, antwortete er kurz und tapfer:

„Thun Sie's, Stabsarzt."

Und die Vorbereitungen dauerten nicht lange. Schon ergriff der Gehilfe eine mit Chloroform getränkte Serviette, die dem Patienten sofort unter die Nase gehalten wurde.

Dann, im Augenblick, als die kurze Unruhe eintrat, die der Empfindungslosigkeit vorausgeht, ließen die beiden Diener den Hauptmann auf die Matratze niedergleiten, um so die Beine frei zu haben; und einer von ihnen nahm das linke und stützte es, während ein Gehilfe das rechte Bein erfaßte und es in der Schenkelbeuge fest drückte, um die Arterien zusammenzupressen.

Als Gilberte Bouroche mit dem dünnen Messer sich nähern sah, konnte sie's nicht mehr ertragen.

„Nein, nein, es ist gräßlich!"

Sie schwankte, sie stützte sich auf Frau Delaherche, die ihren Arm hatte vorstrecken müssen, um sie am Fallen zu verhindern.

„Aber warum bleiben Sie denn?"

Indes blieben alle beide. Sie wandten den Kopf und wollten unbeweglich und zitternd nichts mehr sehen, eine an die andere geschmiegt, trotz ihrer geringen Zärtlichkeit für einander.

Um diese Tagesstunde donnerten die Kanonen gewiß am heftigsten. Es war drei Uhr, und Delaherche, enttäuscht und außer sich, erklärte, daß er das nicht verstehe. Jetzt war es ganz zweifellos, daß die preußi-

schen Batterien, anstatt zu verstummen, ihr Feuer noch verdoppelten. Warum, was war geschehen? Es war eine höllische Beschießung, der Erdboden zitterte und die Luft glühte. Der eherne Gürtel rings um Sedan, die achthundert Geschütze der deutschen Armeen schossen alle auf einmal und schmetterten die nahen Gefilde in unaufhörlichem Donner zusammen; und dieses konvergirende Feuer, das von all den umliegenden Höhen nach der Mitte zielte, würde die Stadt in zwei Stunden verbrannt und in Asche gelegt haben. Das schlimmste war, daß die Granaten neuerdings auf die Häuser zu fallen begannen. Das Krachen der Geschosse erscholl nun häufiger. Eines platzte in der Boyardsgasse, ein anderes schlug ein Stück von einem hohen Fabrikschlot ab und Mauerschutt fiel vor dem Schuppen nieder.

Bouroche erhob den Blick und brummte:

„Wollen die denn unseren Verwundeten den Rest geben? Unerträglich, dieser Spektakel!“

Indessen hatte ein Lazaretgehilfe das Bein des Hauptmanns ergriffen, und mit einem raschen Kreisschnitt trennte der Stabsarzt die Haut unterhalb des Knies durch, fünf Centimeter tiefer als die Stelle, wo er den Knochen durchsägen wollte. Dann, mittelst desselben kleinen Messers, das er nicht wechselte, um rasch vorwärts zu kommen, löste er die Haut ab und stülpte sie ringsum auf, wie die Haut einer Orange, die man schält. Aber als er daran ging, die Muskeln durchzuschneiden, näherte sich ein Lazaretgehilfe und sagte ihm ins Ohr:

„Nummer zwei ist soeben abgefahren.“

In dem furchtbaren Lärm verstand ihn der Stabsarzt nicht.

„Sprechen Sie doch lauter, Himmel, Herrgott! Mir dröhnen die Ohren von dem verdammten Schießen!“

„Nummer zwei ist soeben abgefahren.“

„Wer ist das, Nummer zwei?“

„Der Arm.“

„So? Gut! . . . Sie werden also Nummer drei bringen, den Kiefer.“

Und mit einer außerordentlichen Geschicklichkeit schnitt er, ohne abzusetzen, mit einem einzigen Einschnitt die Muskeln bis auf den Knochen durch. Er legte das Schienbein und das Wadenbein bloß, schob zwischen dieselben an drei Stellen Bäuschchen ein, um sie zu stützen. Darauf schnitt er sie mit einem einzigen Zug der Säge durch. Und der Fuß blieb in den Händen des Wärters, der ihn hielt.

Es floß wenig Blut, dank dem Drucke, den der Gehilfe weiter oben rings um den Schenkel ausübte.

Die Unterbindungen der drei Arterien waren rasch geschehen. Doch der Stabsarzt schüttelte den Kopf; und als der Gehilfe seine Finger wegthat, untersuchte er die Wunde und überzeugt, daß der Patient ihn noch nicht hören könne, murmelte er:

„Fatale Geschichte, die kleinen Arterien geben kein Blut.“

Dann stellte er mit einer Geberde seine Diagnose fest: „Wieder ein armer Kerl, der geliefert ist.“ Und

auf seinem schweißgebadeten Gesicht zeigten sich die unermeßliche Müdigkeit und Traurigkeit wieder, jenes hoffnungslose: „Was nützt das alles?“ da man ja doch nicht vier von zehn rettete. Er trocknete sich die Stirn und ging daran, die Haut zurückzuschlagen und die drei Vereinigungsnähte zu machen.

Gilberte wandte sich wieder zurück. Delaherche hatte ihr gesagt, daß es geschehen sei, daß sie nun hersehen könne. Gleichwohl erblickte sie den Fuß des Hauptmanns, den der Lazaretgehilfe hinter das Gaisblattgebüsch trug. Die Leichenkammer hatte immerfort Zuwachs bekommen; zwei neue Tote lagen dort ausgestreckt, der eine mit weitgeöffnetem schwarzem Munde, daß es aussah, als heule er noch, der andere in einem gräßlichen Todeskampfe zusammengeschrumpft, von der Gestalt eines schwächlichen, häßlichen Kindes. Das schlimmste war, daß die Haufen von Abfällen schließlich auf den nahen Weg herabkollerten. Und der Lazaretgehilfe, der nicht wußte, wohin er den Fuß des Hauptmanns anständigerweise legen sollte, entschloß sich endlich, ihn auf den Haufen zu werfen.

„Na, also! Es ist geschehen,“ sagte der Stabsarzt zu Beaudoin, der aufgeweckt wurde. „Sie sind außer Gefahr.“

Doch der Hauptmann hatte nicht das freudige Erwachen, das auf die glücklichen Operationen folgt. Er richtete sich ein wenig empor und fiel zurück, indem er mit schwacher Stimme stammelte:

„Danke, Stabsarzt. Mir wär's lieber, wenn es zu Ende wär'.“

Er fühlte indessen das Brennen des Alkoholverbandes. Und als man die Bahre brachte, um ihn wegzutragen, erschütterte ein furchtbarer Krach die ganze Fabrik: eine Granate war hinter dem Schuppen in dem kleinen Hofe geplatzt, wo die Pumpe stand. Glasscheiben flogen in Splittern umher und ein dichter Rauch drang in das Lazaret ein. Im Saal hatte eine Panik die Verwundeten von ihrem Strohlager aufgescheucht und alle schrieen vor Entsetzen und alle wollten fliehen.

Delaherche stürzte kopflos hinaus, um die Schäden zu besehen. Sollte man ihm denn jetzt sein Haus zertrümmern und anzünden? Was ging denn vor? Da der Kaiser wollte, daß man aufhöre, warum hatte man wieder angefangen?

„Himmel, Hergott! Rührt euch!“ schrie Bouroche den vor Schreck erstarrten Lazaretgehilfen zu. „Wascht mir den Tisch ab, holt mir Nummer drei!“

Man wusch den Tisch, goß nochmals die Eimer voll roten Wassers stromweise über den Rasen. Das Maßliebchenbeet war nur noch ein blutiger Brei, Blätter und Blumen im Blut zusammengetreten. Und der Stabsarzt, dem man Nummer drei brachte, suchte, um sich ein wenig zu erholen, eine Kugel, die, nachdem sie den Unterkiefer zerschmettert hatte, unter der Zunge stecken geblieben sein mochte. Es floß viel Blut, und seine Finger wurden ganz klebrig davon. Im Saale war Hauptmann Beaudoin neuerdings auf seine Matratze gelegt worden. Gilberte und Frau Delaherche waren der Tragbahre gefolgt. Sogar

Delaherche kam trotz seiner Aufregung, um einen Augenblick zu plaudern.

„Ruhen Sie sich aus, Hauptmann. Wir werden Ihnen ein Zimmer vorbereiten, wir nehmen Sie zu uns."

Der Verwundete aber erwachte aus seiner Erschöpfung, und sein Geist wurde eine Minute klar:

„Nein, ich glaube wohl, daß ich sterben werde." Und er blickte sie alle drei mit weitgeöffneten Augen an, aus denen das Entsetzen vor dem Tode deutlich zu lesen war.

„O Herr Hauptmann, was sagen Sie da?" murmelte Gilberte, indem sie sich, wiewohl es sie eiskalt überlief, zu einem Lächeln zwang. „Sie sind in einem Monat wieder hergestellt."

Er schüttelte den Kopf, betrachtete nur noch sie, und aus seinen Augen blickte eine unermeßliche Sehnsucht nach dem Leben, die Furcht, so von hinnen gehen zu müssen, allzu jung und ohne die Freuden des Daseins ausgekostet zu haben.

„Ich werde sterben, ja, ich werde sterben . . . Ach, es ist gräßlich."

Dann sah er plötzlich seine beschmutzte, zerrissene Uniform, seine schwarzen Hände, und sein Zustand schien ihm hier vor den Frauen Kummer zu verursachen. Die Scham, so vernachlässigt auszusehen, überkam ihn, und der Gedanke, daß er der Korrektheit ermangelte, machte ihn schließlich wieder völlig beherzt. Es gelang ihm, mit heiterer Stimme weiter zu sprechen:

„Nur, wenn ich sterbe, möchte ich mit reinen Händen sterben ... Meine Gnädige, es wäre sehr liebenswürdig von Ihnen, wenn Sie ein Handtuch anfeuchten und mir geben würden.“

Gilberte lief, kam mit dem Handtuch zurück und wollte ihm selbst die Hände abreiben. Von diesem Augenblicke an zeigte er einen sehr großen Mut, ängstlich darauf bedacht, als Mann der guten Gesellschaft zu enden. Delaherche sprach ihm Trost zu, half seiner Frau, ihn anständig herzurichten. Und die alte Frau Delaherche fühlte vor diesem Sterbenden, als sie das Ehepaar sich so um ihn bemühen sah, daß ihr Groll verschwand. Noch einmal wollte sie schweigen, sie, die wußte und es sich zugeschworen hatte, alles ihrem Sohne zu sagen. Wozu noch das Haus in Unfrieden stürzen, da der Tod die Schuld hinwegnahm?

Es war fast allsogleich zu Ende. Hauptmann Beaudoin wurde schwach, und er verfiel in seine frühere Erschöpfung. Ein eiskalter Schweiß benetzte ihm Stirn und Hals. Er öffnete eine Sekunde die Augen, tastete umher, als ob er eine eingebildete Decke suchte, die er mit gekrümmten Händen mit sachter und eigensinniger Geberde bis an sein Kinn emporzog.

„Mir ist kalt, mir ist recht kalt.“

Und er ging hinüber, erlosch ohne Schluchzen, und sein ruhiges, spitz gewordenes Gesicht bewahrte einen Ausdruck unendlicher Traurigkeit.

Delaherche wachte darüber, daß der Körper, an-

statt in die Leichenkammer, in einen nahen Wagenschuppen gebracht werde. Er wollte Gilberte, die fassungslos schluchzte, zwingen, sich in ihr Zimmer zurückzuziehen. Aber sie erklärte, daß sie sich allein jetzt zu sehr fürchten würde, und daß sie lieber mit ihrer Schwiegermutter in dem Gewühle des Lazarets, das sie betäube, bleiben wolle. Schon lief sie, um einem Chasseur d'Afrique zu trinken zu geben, der im Fieber delirirte; dann half sie einem Wärter die Hand eines kleinen Soldaten verbinden, der mit abgerissenem Daumen zu Fuß vom Schlachtfelde gekommen war; und da er nett und drollig war und über seine Wunde mit der sorglosen Miene eines Pariser Spaßmachers scherzte, heiterte sie sich schließlich mit ihm auf.

Während des Todeskampfes des Hauptmanns schien das Kanonenfeuer noch stärker geworden zu sein; eine zweite Granate war in den Garten gefallen und hatte einen der hundertjährigen Bäume zerschmettert. Leute schrieen halb toll vor Schreck, daß ganz Sedan brenne, weil ein großes Feuer in der Vorstadt Cassine ausgebrochen war. Es mußte alles zu Grunde gehen, wenn die Beschießung noch lange mit solcher Heftigkeit fortdauerte.

„Es ist nicht möglich, ich geh' noch einmal hin," sagte Delaherche außer sich.

„Wohin?" fragte Bouroche.

„Nach der Unterpräfektur, um zu hören, ob der Kaiser uns zum Narren hält, wenn er davon spricht, die weiße Fahne hissen zu lassen."

Der Stabsarzt blieb einige Sekunden ganz betäubt bei dem Gedanken an die weiße Fahne, an die Niederlage, an die Uebergabe, die ihn da traf, inmitten seiner Ohnmacht, all die armen zerfleischten Kerle zu retten, die man ihm zuführte. Er machte eine Geberde wütender Hoffnungslosigkeit.

„Gehen Sie zum Teufel! Wir sind darum doch alle nicht weniger futsch!“

Draußen fiel es Delaherche noch schwerer, sich einen Weg durch die angewachsenen Gruppen zu bahnen. Die Straßen füllten sich von Minute zu Minute immer mehr mit der Flut der in aufgelösten Haufen herbeiströmenden Soldaten. Er fragte mehrere Offiziere aus, denen er begegnete; keiner hatte die weiße Fahne auf der Citadelle bemerkt. Schließlich erzählte ein Oberst, sie einen Moment gesehen zu haben, gerade nur, wie sie gehißt und abgenommen wurde. Das hätte alles erklärt: sei es, daß die Deutschen sie nicht hatten sehen können, sei es, daß sie, nachdem sie dieselbe erscheinen und verschwinden gesehen hatten, ihr Feuer verdoppelten, weil sie merkten, daß der Todeskampf nahe sei. Es lief sogar schon eine Geschichte um von dem wahnsinnigen Zorn eines Generals, der beim Erscheinen der weißen Fahne sich auf sie gestürzt, sie mit seinen Händen abgerissen, den Schaft zerbrochen und die Leinwand zerstampft hatte. Und die preußischen Batterien schossen immerzu, die Geschosse regneten auf die Dächer und die Straßen; Häuser brannten; einer Frau war an der Ecke des Turenneplatzes der Kopf zerschmettert worden.

Auf der Unterpräfektur fand Delaherche Rose nicht mehr in der Pförtnerstube. Alle Thüren waren geöffnet, die Auflösung begann. Er stieg dann hinauf und stieß nur auf erschreckt eilende Leute, ohne daß jemand die geringste Frage an ihn richtete. Im ersten Stockwerke, wo er zauderte, traf er das junge Mädchen.

„Ach, Herr Delaherche, es geht schlimm ... Da, schauen Sie schnell, wenn Sie den Kaiser sehen wollen.“

In der That war links eine schlecht geschlossene Thüre ein wenig offen; und durch den Spalt bemerkte man den Kaiser, der seinen schwankenden Gang wieder aufgenommen hatte. Er trabte auf und ab und hielt trotz der unerträglichen Schmerzen nicht inne.

Ein Adjutant war eingetreten, der, welcher die Thüre so schlecht zugemacht hatte, und man hörte, wie der Kaiser ihn mit matter, trostloser Stimme fragte:

„Aber was heißt das, Herr, warum schießt man denn immerzu, da ich doch die weiße Fahne hissen ließ?“

Das war seine unerträglich gewordene Pein, dieser Kanonendonner, der nicht aufhörte, dessen Heftigkeit mit jeder Minute zunahm. Er konnte nicht ans Fenster treten, ohne davon bis ins innerste Herz getroffen zu werden. Noch mehr Blut, noch mehr durch seine Schuld hinweggeraffte Menschenleben! Jede Minute häufte unnütz neue Leichname auf. Und in der Empörung seines weichen Träumer-

gemüts hatte er bereits mehr als zehnmal diese verzweiflungsvolle Frage an die Personen gerichtet, die eintraten:

„Aber was heißt denn das, warum schießt man denn noch immer, da ich doch die weiße Fahne hissen ließ?“

Der Adjutant murmelte eine Antwort, die Delaherche nicht vernehmen konnte. Der Kaiser war übrigens nicht stehen geblieben, da er trotz alledem, seinem Drange nachgebend, an das Fenster zurückkehrte, wo er unter dem unaufhörlichen Donner der Kanonen halb ohnmächtig wurde. Seine Blässe hatte sich noch gesteigert, sein langes, düsteres, spitzes Gesicht, von dem die Schminke von früh schlecht abgewischt war, verriet seine Todesqual.

In diesem Augenblick schritt ein kleiner, lebhafter Mann in bestaubter Uniform, in dem Delaherche den General Lebrun erkannte, über den Gang und stieß die Thür auf, ohne sich anmelden zu lassen. Und gleich darauf hörte man wieder einmal die angstvolle Stimme des Kaisers:

„Aber, General, warum schießt man denn noch immer, da ich doch die weiße Fahne hissen ließ?“

Der Adjutant entfernte sich, die Thüre schloß sich, und Delaherche konnte nicht einmal die Antwort des Generals hören. Alles war verschwunden.

„Ach,“ wiederholte Rose, „es geht schlimm, ich sehe es gut an der Miene dieser Herren. Es ist wie mit meinem Tischtuch, das werde ich nie wiedersehen; einige sagen, daß man's zerrissen hat … Und bei

der ganzen Geschichte ist's der Kaiser, der mir leid thut, denn er ist kränker als der Marschall; er wäre besser in seinem Bette aufgehoben als in dieser Stube, wo er sich mit dem beständigen Herummarschiren aufreibt."

Sie war sehr gerührt, in ihrem hübschen blonden Gesicht drückte sich aufrichtiges Mitleid aus. Delaherche, dessen bonapartistischer Feuereifer seit zwei Tagen ganz seltsam erkaltet war, fand sie denn auch ein wenig dumm. Unten aber blieb er stehen, um den General Lebrun beim Weggehen abzupassen. Und als dieser sich zeigte, folgte er ihm.

Der General Lebrun hatte dem Kaiser auseinandergesetzt, daß, wenn man einen Waffenstillstand verlangen wolle, ein vom Oberbefehlshaber der französischen Armee unterzeichneter Brief dem Oberbefehlshaber der deutschen Armee übergeben werden müßte. Dann hatte er sich angeboten, diesen Brief zu schreiben und sich auf die Suche nach dem General von Wimpffen zu machen, der ihn unterzeichnen sollte. Er trug den Brief mit sich und fürchtete nur, General Wimpffen nicht zu finden, da er nicht wußte, an welchem Punkt des Schlachtfeldes derselbe sein könne. In Sedan war das Gewühl übrigens ein derartiges geworden, daß er im Schritt reiten mußte; das ermöglichte Delaherche, ihn bis ans Ménilthor zu begleiten.

Auf der Straße jedoch schlug General Lebrun einen Galopp an, und er hatte das Glück, wie er nach Balan kam, General von Wimpffen zu erblicken.

Dieser hatte wenige Minuten vorher dem Kaiser geschrieben: „Sire, stellen Sie sich an die Spitze Ihrer Truppen, es wird ihnen Ehrensache sein, Ihnen einen Weg durch die feindlichen Linien zu öffnen.“ Er geriet auch bei dem bloßen Worte „Waffenstillstand“ in einen grimmigen Zorn. Nein, nein! Er werde nichts unterzeichnen, er wolle sich schlagen! Es war halb vier Uhr. Und kurz darauf war es, daß jener heldenmütige, verzweifelte Versuch, jener letzte Vorstoß erfolgte, da man, um einen Durchschlag mitten durch die Bayern zu bahnen, noch einmal auf Bazeilles marschirte. Und um den Truppen Mut zu machen, log man und schrie man in den Straßen Sedans und in den umliegenden Feldern: „Bazaine kommt, Bazaine kommt!“ Seit dem Morgen war das der Traum vieler, man glaubte bei jeder Batterie, die die Deutschen demaskirten, die Kanonen der Armee von Metz zu hören. Zwölfhundert Mann ungefähr wurden vereinigt, lauter von ihren Corps getrennte Soldaten aus allen Waffengattungen. Und die kleine Kolonne stürzte sich rühmlich im Laufschritt auf die von Kartätschen gefegte Straße. Zuerst war es erhebend; die Leute, die fielen, hielten den Sturm der anderen nicht auf; an fünfhundert Meter wurden mit einer wahrhaft wütenden Beherztheit durchlaufen. Aber bald lichteten sich die Reihen und die Tapfersten wichen zurück. Was konnte man gegen die niederschmetternde Uebermacht der Zahl thun? Das Ganze war nur die tolle Verwegenheit eines Heerführers, der nicht geschlagen sein wollte. Und General von

Wimpffen fand sich schließlich allein mit General Lebrun auf dieser Straße von Balan nach Bazeilles, die sie endgiltig aufgeben mußten. Es blieb nichts übrig, als den Rückzug unter die Mauern von Sedan anzutreten.

Delaherche beeilte sich, sobald er den General aus den Augen verloren hatte, nach der Fabrik zurückzukehren, von einem einzigen Gedanken besessen, dem nämlich, abermals auf sein Observatorium zu steigen, um von weitem den Ereignissen zu folgen. Aber als er an seinem Hause anlangte, wurde er einen Augenblick aufgehalten, da er unter der Einfahrt auf den Oberst von Vineuil stieß, den man mit seinem blutigen Stiefel, halb ohnmächtig, auf Heu gebettet in dem Wägelchen eines Gemüsehändlers daherführte. Der Oberst hatte sich's bis zum Augenblick, da er vom Pferde fiel, in den Kopf gesetzt, die Trümmer seines Regiments zu sammeln.

Man brachte ihn sofort in ein Zimmer im ersten Stock, und Bouroche, der herbeigeeilt war und nur einen Riß am Knöchel gefunden hatte, begnügte sich, die Wunde zu verbinden, nachdem er Stücke Stiefelleder herausgezogen hatte. Die Arbeit war ihm über den Kopf gewachsen, er war verzweifelt, und als er hinunterstieg, rief er, er würde sich lieber selbst ein Bein abschneiden, als sein Handwerk in so miserabler Weise weiter betreiben, ohne anständiges Material und ohne die nötigen Gehilfen.

Unten wußte man in der That nicht mehr, wohin man die Verwundeten thun solle; man hatte sich ent-

schlossen, sie auf den nahen Rasenplatz zu legen. Schon lagen zwei Reihen da, die warteten und in der freien Luft unter den noch immer herniederregnenden Granatkugeln jammerten. Die Zahl der seit Mittag in das Lazaret gebrachten Leute überstieg vierhundert, und der Stabsarzt hatte um Chirurgen ersuchen lassen, aber man hatte ihm nur einen jungen Arzt aus der Stadt geschickt. Er konnte nicht genügen; er sondirte, schnitt, sägte und nähte, außer sich und unglücklich darüber, zu sehen, wie man ihm immer mehr Arbeit brachte, als er bewältigen konnte. Gilberte, ganz betäubt von dem Grauen und von so viel Blut und Thränen von Uebelkeit befallen, war bei ihrem Oheim, dem Obersten, geblieben, indes Frau Delaherche unten den Fiebernden zu trinken gab und den Sterbenden das feuchte Gesicht abtrocknete.

Auf der Terrasse bemühte sich Delaherche lebhaft, sich über die Lage Klarheit zu verschaffen. Die Stadt hatte weniger gelitten, als man glaubte, eine einzige Feuersbrunst in der Vorstadt Cassine schleuderte eine dicke schwarze Rauchwolke empor. Das Fort Palatinat schoß nicht mehr, zweifellos aus Mangel an Munition. Nur die Geschütze beim Pariser Thor gaben noch in langen Pausen Schüsse ab. Und was ihn sogleich fesselte, war die Wahrnehmung, daß man neuerdings die weiße Fahne auf dem Wartturm aufgehißt hatte; aber man mußte sie auf dem Schlachtfelde nicht bemerkt haben, denn das Feuer hielt mit derselben Heftigkeit an. Die Dächer der Nachbarhäuser

verlegten ihm die Aussicht auf die Straße von Balan, er konnte da der Bewegung der Truppen nicht folgen. Uebrigens war sein Blick, als er sein Auge an das aufgepflanzt gebliebene Fernrohr legte, wieder auf den deutschen Generalstab gefallen, den er schon seit Mittag dort gesehen hatte. Der Gebieter — der winzige Bleisoldat, kaum so groß wie die Hälfte des kleinen Fingers, in dem er den König zu erkennen geglaubt hatte, stand noch immer aufrecht, in seiner dunklen Uniform vor den anderen, zumeist im Grase liegenden Offizieren mit schimmernden Goldstickereien. Es waren fremde Offiziere, Adjutanten, Generale, Hofmarschälle und Fürstlichkeiten da, alle mit Feldstechern versehen, die seit dem Morgen dem Todeskampf der französischen Armee folgten wie im Theater. Und das furchtbare Drama ging seinem Ende zu.

Von dieser bewaldeten Höhe der Marfée aus hatte der König Wilhelm die Vereinigung seiner Truppen mit angesehen. Es war geschehen; die dritte Armee unter dem Befehl seines Sohnes, des Kronprinzen von Preußen, die über Saint-Menges und Fleigneux vorgerückt war, nahm die Hochfläche von Illy in Besitz, während die vierte, die der Kronprinz von Sachsen befehligte, ihrerseits an der bestimmten Stelle über Daigny und Givonne eintraf, indem sie den Garennewald umging. Das elfte Corps und das fünfte reichten so dem zwölften Corps und der Garde die Hand. Und die allerletzte Anstrengung, den Ring zu zerbrechen im Augenblick, da er sich schloß, die nutzlose, aber ruhmvolle Attake der Division

Marguerritte, hatte dem König einen Ausruf der Bewunderung entrissen: „Ah, die braven Leute!“ Jetzt vollendete sich die mathematische, unerbittliche Umzinglung; die Schnäbel des Schraubstockes hatten sich vereinigt; er konnte mit einem Blick diese unermeßliche Mauer von Menschen und Kanonen umfassen, die die besiegte Armee umschloß. Im Norden wurde die Umarmung immer enger und enger, sie drängte die Fliehenden nach Sedan unter dem verdoppelten Feuer der Batterien, deren ununterbrochene Linie den Horizont umsäumte. Im Süden brannte das eroberte Bazeilles leer und düster zu Ende, dicke Rauch- und Funkenwirbel emporschleudernd, während die Bayern, die Balan in ihrer Gewalt hatten, ihre Kanonen dreihundert Meter vor den Thoren der Stadt abprotzten. Und die anderen Batterien, die vom linken Ufer, die in Pont-Maugis, in Noyers, Frénois und Wadelincourt aufgefahren waren und ohne Unterlaß seit bald zwölf Stunden schossen, donnerten noch lauter und schlossen den unüberschreitbaren Flammengürtel zu Füßen des Königs.

König Wilhelm jedoch nahm ermüdet eine Minute seinen Feldstecher ab und hielt mit bloßem Auge Umschau. Die Sonne stieg schräge gegen den Wald hernieder und begann an einem Himmel von fleckenloser Reinheit unterzutauchen. Das ganze weite Gefilde war davon vergoldet und in einem so durchsichtigen Lichte gebadet, daß die geringsten Einzelheiten in merkwürdiger Deutlichkeit erschienen. Er sah die kleinsten Häuser Sedans genau mit ihren schwarzen

Fenstergittern, die Wälle, die Festungsmauern, die zu wachsen schienen, so scharf hoben sich die Kanten ab. Dann lagen ringsum inmitten des Geländes die Dörfer zerstreut, frisch und glitzernd, ähnlich den Gehöften in einer Spielzeugschachtel: Donchery links, am Rande seiner glatten Ebene, Douzy und Carignan rechts in den Wiesen. Es schien, als könnte man die Bäume des Ardennenwaldes zählen, dessen grüner Ozean sich bis an die Grenze verlor. Die Maas mit ihren langsamen Windungen glich in diesem über sie gleitenden Licht nur noch einem Strome von purem Golde. Und die grauenhafte, blutbesudelte Schlacht wurde, von solcher Höhe in der scheidenden Sonne gesehen, ein köstliches Gemälde: tote Reiter, Pferde mit aufgerissenen Leibern besäten die Hochfläche von Floing mit heiteren Fleckchen; rechts bei Givonne unterhielt das letzte Drängen und Stoßen des Rückzugs das Auge mit dem Durcheinanderwirbeln dieser laufenden und sich überschlagenden schwarzen Punkte; links aber, auf der Halbinsel von Iges sah eine bayrische Batterie mit ihren zündhölzchengroßen Kanonen wie ein gut eingerichteter Mechanismus aus, so folgten die Hantirungen mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerks auf einander. Das war der unverhoffte, zerschmetternde Sieg, und der König empfand keine Gewissensbisse angesichts dieser so kleinen Leichname, dieser Tausende von Menschen, die weniger Platz einnahmen als der Staub auf den Straßen, angesichts dieses unermeßlichen Thals, wo die Feuersbrünste von Bazeilles, das Blutbad von Illy, die

Beklommenheit Sedans die gefühllose Natur nicht hinderten, schön zu sein an diesem heiteren Ende eines schönen Tages.

Plötzlich aber nahm Delaherche einen französischen General wahr, der, mit einem blauen Waffenrock bekleidet, auf einem Rappen die Abhänge der Marfée hinanritt, und vor ihm einen Husaren mit einer weißen Fahne. Es war der General Reille, der vom Kaiser beauftragt war, dem König von Preußen folgenden Brief zu überbringen: „Mein Herr Bruder! Nachdem es mir nicht vergönnt war, in der Mitte meiner Truppen zu sterben, bleibt mir nichts übrig, als meinen Degen in die Hände Ew. Majestät zu legen. Ich bin Ew. Majestät guter Bruder Napoleon.“ In seiner Hast, dem Gemetzel ein Ende zu machen, lieferte sich der Kaiser, da er nicht mehr der Herr war, aus, in der Hoffnung, den Sieger zu rühren. Und Delaherche sah den General Reille, der ohne Waffe war und nur eine Reitpeitsche in der Hand hielt, zehn Schritte vom König anhalten, und vom Pferde steigen, dann vorschreiten, um den Brief zu übergeben. Die Sonne ging in einem mächtigen rosigen Schein unter; der König setzte sich auf einen Stuhl, stützte sich auf die Lehne eines andern Stuhls, den ein Sekretär einnahm, und antwortete, daß er den Degen annehme, indem er die Entsendung eines Offiziers abwarte, der über die Kapitulation verhandeln könne.

## Siebentes Kapitel.

---

Von all den verlorenen Stellungen rings um Sedan, von Floing, von der Hochfläche von Illy, vom Garennewalde, aus dem Givonnethal und von der Straße von Bazeilles her ergoß sich jetzt ein schreckerfüllter Strom von Menschen, Pferden und Kanonen und wälzte sich der Stadt zu. Dieser feste Platz, auf den sich zu stützen man den unheilvollen Gedanken gehabt hatte, wurde eine unglückselige Lockung, die Zufluchtsstätte, die sich den Fliehenden bot, das Heil, von dem sich in der allgemeinen Zerrüttung und Panik auch die Tapfersten anziehen ließen. Man bildete sich ein, da drüben, hinter den Wällen würde man endlich dieser fürchterlichen Artillerie entkommen, die seit bald zwölf Stunden dröhnte; es waltete keine Vernunft und keine Ueberlegung mehr, das Tier gewann die Oberhand über den Menschen, es war die Tollheit des Instinkts, der, dahinstürmend, das Loch suchte, um sich zu verkriechen und zu schlafen.

Als Maurice, der unterhalb der niedrigen Mauer

das Gesicht Jeans mit frischem Wasser benetzte, sah, daß dieser die Augen aufschlug, stieß er einen Freudenschrei aus:

„Ah, Du armer Kerl, ich glaubte schon, daß es mit Dir fertig sei! Ich will Dir keinen Vorwurf daraus machen, aber schwer bist Du!“

Jean, noch ganz betäubt, schien aus einem Traum zu erwachen. Dann mochte er wohl begreifen, sich erinnern, denn zwei dicke Thränen rollten über seine Wangen. Dieser schwächliche Maurice, den er liebte, den er wie ein Kind hegte, er hatte also in dem Ueberschwang seiner Freundschaft Kraft genug gefunden, um ihn bis hieher zu tragen.

„Wart einmal, ich will Deinen Dickschädel ansehen.“

Die Wunde bedeutete fast gar nichts, eine einfache Schramme in der behaarten Kopfhaut, die stark geblutet hatte. Die Haare, die das Blut jetzt zusammenpappte, hatten einen Pfropfen gebildet. Er hütete sich auch wohl, sie zu befeuchten, um die Wunde nicht wieder zu öffnen.

„Da, jetzt bist Du abgeputzt, Du hast wieder ein menschliches Gesicht. Wart ein bißchen, ich will noch Dein Haupt bedecken.“

Und er hob das Käppi eines toten Soldaten neben ihm auf und setzte es Jean vorsichtig auf das Haupt.

„Gerade Deine Nummer ... Jetzt, wenn Du marschiren kannst, sind wir zwei fesche Burschen.“

Jean erhob sich und schüttelte den Kopf, um sich

zu versichern, daß er fest sitze. Es war ihm nur der Schädel noch ein wenig schwer. Es würde sehr gut gehen. Und der schlichte Mensch wurde von einer tiefen Rührung ergriffen, er packte Maurice und drückte ihn zum Ersticken fest an sein Herz, ohne etwas anderes als diese Worte zu finden:

„Ach, mein lieber Junge, mein lieber Junge!"

Aber die Preußen kamen näher, und es galt, keine Zeit hinter der Mauer zu vertrödeln. Schon trat der Lieutenant Rochas mit seinen paar Mann den Rückzug an, die Fahne beschützend, die der Unterlieutenant noch immer um den Schaft zusammengerollt unter dem Arm trug. Lapoulle, der sehr groß war, konnte, indem er sich streckte, noch etliche Schüsse über die Mauerkappe hinweg abgeben, während Pache sein Chassepot über die Schultern gehängt hatte, offenbar überzeugt, daß es nun genug sei und man jetzt essen und schlafen gehen werde. Mit gekrümmten Rücken beeilten sich Jean und Maurice, ihre Kameraden einzuholen. Weder Gewehre noch Patronen mangelten: man brauchte sich nur zu bücken. Sie bewaffneten sich neuerdings, da sie da oben den Tornister und das übrige zurückgelassen hatten, als einer den andern auf seine Schultern laden mußte. Die Mauer erstreckte sich bis zum Garennewald und die kleine Schar, die sich für gerettet hielt, schlug sich rasch hinter ein Gehöfte und erreichte von dort die Bäume.

„Holla," sagte Rochas, der seine prächtige, unerschütterliche Zuversicht bewahrte, „wir wollen hier

einen Augenblick ausschnaufen, bevor wir wieder die Offensive ergreifen."

Bei den ersten Schritten fühlten alle, daß sie in eine Hölle eintraten; aber sie konnten nicht zurück, man mußte trotz alledem den Wald durchschreiten, der ihre einzige Rückzugslinie war. Um diese Stunde war es ein grauenvoller Wald, der Wald der Hoffnungslosigkeit und des Todes. Die Preußen, die einsahen, daß die Truppen sich hier zurückziehen würden, durchlöcherten ihn mit Kugeln und überschütteten ihn mit Granaten. Er war wie von einem Unwetter gepeitscht, und unter dem Geprassel seiner Aeste heulte er in wilder Bewegung. Die Granaten hieben die Bäume durch, unter den Kugeln rieselten die Blätter herab, klagende Stimmen schienen aus den gespaltenen Stämmen hervorzudringen, und mit dem saftstrotzenden Geäst fiel es wie Schluchzen hernieder. Man glaubte den Jammer einer gefesselten Menge, den Schreck und das Geschrei von tausenden an den Boden festgenagelten Wesen zu vernehmen, die unter diesem Kartätschenhagel nicht fliehen konnten. Niemals war eine Beklommenheit größer, als die jetzt durch den beschossenen Forst keuchte.

Sofort wurden Maurice und Jean, die ihre Gefährten erreicht hatten, von Entsetzen erfaßt. Sie marschirten da im Hochwald und konnten laufen. Aber die Kugeln pfiffen kreuz und quer, und es war unmöglich, deren Richtung zu erkennen und sich, von Baum zu Baum laufend, zu schützen. Zwei Mann, in den Rücken und ins Gesicht getroffen, wurden

getötet. Vor Maurice stürzte eine hundertjährige Eiche, deren Stamm von einer Granate zersplittert worden war, mit der tragischen Erhabenheit eines Helden nieder, alles ringsum zerschmetternd. Und im Augenblicke, da der junge Mann nach rückwärts sprang, knackte links von ihm eine riesenhafte Buche, der eine andere Granate die Krone abgeschlagen hatte, und brach zusammen wie das Gebälke einer Kathedrale. Wohin fliehen? Nach welcher Seite die Schritte wenden? Ueberall raschelten Aeste hernieder wie in einem ungeheuren Gebäude, das einzufallen droht und dessen Gemächer durch die einstürzende Decke nacheinander zerstört wurden. Dann, als sie in ein Buschholz gesprungen waren, um dieser Zerschmetterung der großen Bäume zu entkommen, fehlte wenig und Jean wäre von einem Geschoß entzweigerissen worden; glücklicherweise platzte es nicht. Jetzt konnten sie in der unentwirrbaren Menge von Sträuchern nicht mehr vorwärts kommen. Die dünnen Stiele wanden sich um ihre Schultern, das hohe Gras umschlang ihre Knöchel; jäh aufsteigende Mauern aus Gestrüpp bannten sie fest, indes rings um sie das Laubwerk unter der Riesensichel umherflog, die den Wald mähte. Neben ihnen blieb ein anderer Mann von einer Kugel wie vom Blitz in die Stirne getroffen, von zwei jungen Birken festgehalten, aufrecht stehen. In diesem Buschwald gefangen, fühlten sie zwanzigmal, wie der Tod an ihnen vorüberzog.

„Himmel, Herrgott!“ sagte Maurice, „wir kommen da nicht heraus.“

Er war leichenfahl, und ein Schauer erfaßte ihn von neuem; und auch Jean, der so tapfer war und ihn des Morgens aufgerichtet hatte, erblaßte, von einer eisigen Kälte ergriffen. Das war die Furcht, die schreckliche, ansteckende, unwiderstehliche Furcht. Abermals verzehrte sie ein lechzender Durst, eine unerträgliche Trockenheit des Mundes; die Kehle schnürte sich ihnen mit heftigem Schmerz zu, als würden sie erdrosselt. Das war von Uebelkeiten, von einem Gefühl des Ekels in der Magengrube begleitet, indes die Spitzen der Nadeln ihnen die Beine zerstachen. Und in dieser ganz und gar physischen Qual der Furcht sahen sie mit zusammengepreßtem Kopf Tausende von schwarzen Punkten einherschwirren, als hätten sie im Vorüberstreichen die fliegende Wolke von Kugeln unterscheiden können.

„Ah, verdammtes Pech,“ murmelte Jean, „das ist gleichwohl ärgerlich, sich hier den Schädel für die anderen einhauen zu lassen, indes die irgendwo ruhig ihre Pfeife rauchen.“

Maurice fügte verstört und erregt hinzu:

„Ja wohl, warum denn gerade ich und nicht ein anderer?“

Es war die Empörung des Ich, die selbstsüchtige Wut des Individuums, das sich nicht für die Gattung opfern, nicht sterben will.

„Und wenn man noch den Zweck wüßte,“ sagte Jean, „wenn es zu etwas taugen würde.“

Dann sah er, die Augen emporrichtend, den Himmel an:

„Und dazu diese vermaledeite Sonne, die sich nicht entschließen will, zu verduften! Wenn sie untergegangen sein und es finster werden wird, dann wird man sich vielleicht nicht mehr schlagen."

Seit langem schon spähte er so, da er nicht wissen konnte, was die Uhr sei, und er nicht einmal eine Vorstellung von der Zeit hatte, nach der sich langsam neigenden Sonne aus, die ihm nicht mehr vorwärts zu gehen, sondern dort drüben über den Wäldern des linken Ufers festgebannt schien. Und das war nicht einmal Feigheit, es war nur ein gebieterisches Bedürfnis, nicht mehr die Granaten und die Flintenkugeln zu vernehmen, anderswohin zu gehen, sich in die Erde einzugraben und ins Nichts zu versinken. Ohne das menschliche Ehrgefühl, ohne den Glorienschein, daß man seine Pflicht vor den Kameraden thue, würden sie den Kopf verloren haben und wider Willen im Galopp davongelaufen sein.

Indessen gewöhnten sich Maurice und Jean auch an diese neue Lage; und in das Uebermaß ihres Schreckens mischte sich eine Art Bewußtlosigkeit, eine Art Rausch, die Tapferkeit war. Sie beeilten sich schließlich nicht einmal mehr, wie sie so den fluchwürdigen Wald durchschritten. Das Grauen war noch gewachsen inmitten dieses Volkes bombardirter Bäume, die, auf ihren Posten getötet, von allen Seiten niederstürzten, gleich starren, riesenhaften Soldaten. Unter dem Laubwerk, in der köstlichen grünen Dämmerung, tief innen in diesen geheimnisvollen, mit Moos austapezierten Verstecken schnaubte der Tod. Die einsamen Quellen

wurden entweiht, Sterbende röchelten in verlorenen Winkeln, wohin bis jetzt sich bloß Liebende verirrt hatten. Ein Mann, dem die Brust von einer Kugel durchbohrt wurde, hatte, indem er mit dem Gesicht zur Erde fiel, gerade noch Zeit, zu rufen: „Getroffen!“ Ein anderer, dem beide Beine von einer Granate zerschmettert worden waren, lachte, da er nichts von seiner Verwundung wußte, sondern glaubte, über eine Wurzel gestolpert zu sein. Andere, tödlich getroffen, sprachen und liefen mit durchbohrten Gliedern noch mehrere Meter, bevor sie in jähem Krampfe sich überschlugen. Im ersten Augenblick spürte man die tiefste Wunde nicht, und erst später begannen die furchtbaren Schmerzen und machten sich in Schreien und Thränen Luft.

O, der verruchte Wald, der niedergemetzelte Forst, der sich unter dem Schluchzen der sterbenden Bäume allgemach mit dem heulenden Jammer der Verwundeten erfüllte. Zu Füßen einer Eiche sahen Maurice und Jean einen Zuaven, der mit offenen Eingeweiden den unaufhörlichen Schrei eines abgestochenen Tiers ausstieß. Nicht weit davon lag ein anderer in Flammen: sein blauer Gürtel brannte, das Feuer griff um sich und versengte seinen Bart, indes er, da ihm offenbar die Lenden zermalmt waren, sich nicht rühren konnte und heiße Thränen weinte. Dann sah man einen Hauptmann, dem der linke Arm weggerissen, die rechte Seite bis zum Schenkel zerfleischt war, auf dem Bauch ausgestreckt, sich auf den Ellenbogen dahinschleppen und mit schriller, grauenvoll flehender

Stimme bitten, man möge ihm den Rest geben. Andere noch, viele andere litten entsetzlich und besäten die grasbewachsenen Fußwege in so großer Zahl, daß man sich in acht nehmen mußte, um sie nicht auf dem Marsche zu zertreten. Aber die Verwundeten und die Toten zählten nicht mehr. Der Kamerad, der fiel, wurde im Stich gelassen, vergessen. Nicht einmal ein Blick wurde nach rückwärts geworfen. Das war die Bestimmung. Ein anderer kam dran, vielleicht man selbst.

Plötzlich, als man den Saum des Waldes erreichte, erscholl ein Schrei wie zum Appell:

„Zu mir her!“

Es war der Unterlieutenant, der Fahnenträger, der eine Kugel in die linke Lunge bekommen hatte. Er war gestürzt und spie aus vollem Munde Blut hervor. Und da er sah, daß niemand stehen blieb, hatte er die Kraft, sich aufzuraffen und zu rufen:

„Zur Fahne!“

Mit einem Satz kehrte Rochas um und ergriff die Fahne, deren Schaft zerbrochen war; indes der Unterlieutenant, durch den blutigen Schaum verschleimt, die Worte murmelte:

„Ich ... ich hab' mein Teil ... Hol's der Teufel ... Rettet die Fahne!“

Und er blieb allein da und wand sich in diesem köstlichen Winkel des Waldes und riß mit seinen zusammengekrampften Händen das Gras aus, indes sich ihm die Brust unter einem Röcheln hob, das stundenlang dauerte.

Endlich war man außerhalb dieses entsetzensvollen Waldes. Bei Maurice und Jean waren von der kleinen Schar nur Lieutenant Rochas, Pache und Lapoulle geblieben. Gaude, den man verloren hatte, kam gleichfalls aus dem Dickicht heraus und, das Signalhorn über die Schulter gehängt, lief er, um die Kameraden zu erreichen. Es war eine wahre Erleichterung, sich in dem flachen Gefilde wiederzufinden, und sie atmeten froh auf. Auf dieser Seite des Thals hatte das Pfeifen der Kugeln aufgehört und auch keine Granaten fielen mehr nieder.

Vor dem Einfahrtsthor eines Gehöftes hörten sie gleich darauf Flüche, und sie sahen einen General, der, auf einem schweißgebadeten, dampfenden Pferde sitzend, sich furchtbar erboste. Es war General Bourgain-Desfeuilles, ihr Brigadechef, der selbst, über und über mit Staub bedeckt, vor Müdigkeit ganz gebrochen aussah. Sein dickes rotes Lebemannsgesicht drückte die Wut aus, in die ihn die Niederlage versetzte, die er als ein persönliches Mißgeschick betrachtete. Seit dem Morgen hatten ihn die Soldaten nicht mehr wiedergesehen. Er hatte sich zweifellos auf dem Schlachtfelde verirrt, als er, die Trümmer seiner Brigade suchend, umhersprengte; in seinem Zorn gegen diese preußischen Batterien, die das Kaisertum und das Glück, von dem er bisher als ein in den Tuilerien beliebter Offizier begünstigt gewesen war, hinwegfegten, kam es ihm nicht darauf an, sich totschießen zu lassen.

„Himmel, Herrgott," schrie er, „es ist also kein

Mensch mehr hier, und es ist unmöglich, eine Auskunft in dieser vermaledeiten Gegend zu bekommen?"

Die Bewohner des Gehöfts mochten sich tief ins Innere der Wälder geflüchtet haben. Endlich erschien ein steinaltes Weib im Thor, irgend eine vergessene Magd, die ihre schlechten Beine hier festgenagelt hatten.

„Heda, Mutter! hieher ... Wo ist denn 's Belgische?"

Sie sah ihn stumpfsinnig an; ihre Miene verriet, daß sie ihn nicht verstanden habe. Da verlor er jede Mäßigung, vergaß, daß er es mit einer Bauernmagd zu thun habe, und brüllte, daß er keine Lust habe, nach Sedan zurückzugehen und sich da wie ein Gimpel fangen zu lassen, daß er ins Ausland verduften wolle und das rasch! Soldaten waren näher gekommen und hörten zu.

„Aber, Herr General," sagte ein Sergeant, „man kann nicht mehr durch, überall stehen Preußen ... Heute morgen hätte man noch gut ausreißen können."

In der That liefen schon Geschichten um von Compagnien, die, von ihren Regimentern getrennt, ohne es zu wollen, die Grenze überschritten hatten, und von anderen, denen es später sogar gelungen war, die feindlichen Linien zu durchbrechen, bevor deren Vereinigung vollständig geworden war.

Der General, außer sich, zuckte die Achseln.

„Seht, mit solchen wackeren Kerls wie ihr ... kommt man da nicht überall hin, wohin man will? Ich werde wohl noch fünfzig wackere Bursche finden, die sich den Schädel einschlagen lassen wollen."

Dann wandte er sich an die alte Bauernmagd:

„Heda! Himmel, Herrgott, Mutter, so antwortet doch ... Wo liegt Belgien?“

Diesmal hatte sie ihn verstanden. Sie streckte ihre fleischlose Hand nach den großen Wäldern aus: „Da drüben, da drüben!“

„Wie? Was sagt Ihr da ... diese Häuser, die man am Rande der Felder sieht?“

„O, weiter, viel weiter ... da drüben, ganz da drüben.“

Da erstickte der General beinahe vor Wut:

„Aber das ist ja ekelhaft, eine solche verdammte Gegend! Man weiß niemals, wie man hier daran ist ... Belgien war da, man hatte Angst, hineinzugeraten, ohne es zu wollen; und jetzt, wo man hingehen will, ist's nicht mehr da ... Nein, nein! Das ist schließlich doch zu viel. Sie mögen mich fassen und aus mir machen, was sie wollen, ich geh' schlafen!“

Und er trieb sein Pferd an, und im Sattel wie ein von einem Zornessturm aufgeblähter Schlauch hüpfend, sprengte er Sedan zu.

Der Weg wandte sich hier, und man stieg nach Fond de Givonne, einer zwischen Hügeln eingebetteten Vorstadt, hinab, wo die zu den Wäldern emporführende Straße von kleinen Häusern und Gärten umsäumt war. In diesem Augenblicke war sie von einem derartigen Strom von Fliehenden angefüllt, daß Lieutenant Rochas mit Pache, Lapoulle und Gaude an der Ecke einer Straßenkreuzung, vor einem Wirtshause, wie eingeschlossen waren. Jean und Mau-

rice hatten Mühe, sie zu erreichen. Und alle waren überrascht, die fette Stimme eines Trunkenbolds zu vernehmen, die sie rief:

„Ei Welch eine Begegnung! Holla, Kameraden. He! Ein nettes Zusammentreffen das, nicht wahr!"

Sie erkannten Chouteau, der im Wirtshause an einem Fenster des Erdgeschoßes sich mit dem Ellenbogen aufstützte.

Ganz betrunken fuhr er zwischen zwei Schluchzern fort:

„Hört 'mal, genirt euch nicht, wenn ihr Durst habt. Für Kameraden ist noch 'was da ..."

Mit einer unsicheren Handbewegung über seine Schultern hinweg rief er jemand im Hintergrund der Stube.

„Komm her, Lump ... Gib diesen Herren zu trinken."

Es war Loubet, der sich nun zeigte, in jeder Hand eine volle Flasche, die er lustig schwang. Er war weniger betrunken als der andere und schrie in seiner ulkigen Pariser Art, indem er den näselnden Ton der Lakritzensaftverkäufer auf einem Volksfest nachahmte:

„Frisch, ganz frisch! Wer mag?"

Man hatte sie nicht wiedergesehen, seit sie unter dem Vorwande, den Sergeanten Sapin zur Ambulanz zu tragen, von dannen gezogen waren. Sie waren zweifellos dann herumgeirrt und geschlendert, den Stellen ausweichend, wo die Granaten fielen. Und sie waren dann in dieses der Plünderung preisgegebene Gasthaus verschlagen worden.

Lieutenant Rochas war entrüstet.

„Wartet, Räubergesindel, ich werde euch lehren, zu schlemmen, während wir alle vor Elend draufgehen!“

Aber Chouteau nahm den Rüffel nicht hin:

„Oho, alter Narr, verstehst Du, es gibt keinen Lieutenant mehr, es gibt nur freie Männer... Haben Dir denn die Preußen noch nicht genug Haue 'rübergelangt, daß Du Dir noch welche aufmessen lassen willst?“

Man mußte Rochas, der ihm den Schädel einschlagen wollte, zurückhalten. Uebrigens bemühte sich Loubet selbst, mit seinen Flaschen in den Armen, Frieden zu stiften:

„Laßt das doch! Müßt euch nicht herumbeißen, wir sind ja alle Brüder!“

Und Lapoulle und Pache, den beiden Zugskameraden, zublinzelnd, rief er:

„Seid keine Dummköpfe, kommt herein, ihr zwei, wir wollen euch den Schlund ausspülen.“

Lapoulle zögerte einen Augenblick, im dunklen Bewußtsein, daß es schlecht wäre, sich gütlich zu thun, während so vielen armen Kerlen die Zunge zum Halse heraushing. Aber er war so abgehetzt, so erschöpft vor Hunger und Durst! Plötzlich entschloß er sich und trat mit einem Satz, ohne ein Wort zu sprechen, ins Wirtshaus, indem er Pache vor sich her schob, der gleichfalls schweigend und der Versuchung erliegend, willenlos nachgab. Und sie zeigten sich nicht mehr.

„Räuberbande!“ wiederholte Rochas. „Man sollte euch alle erschießen.“

Jetzt hatte er nur Jean, Maurice und Gaude bei sich und alle vier waren allmälich trotz ihres Widerstandes von diesem Sturzbach von Fliehenden, der sich über die ganze Breite des Weges ergoß, mit fortgeschwemmt worden. Schon befanden sie sich weit von dem Wirtshaus entfernt. Es war eine kopflose Flucht, die sich in schlammiger Flut den Festungsgräben von Sedan zuwälzte, gleich einem Haufen von Lehm und Steinen, den ein von den Höhen niederprasselndes Unwetter in die Thalgründe mitreißt. Von allen umliegenden Hochflächen, von allen Abhängen, von allen Einschnitten des Geländes, über die Straße von Floing, über Pierremont, über den Friedhof, über das Champ-de-Mars wie über Fond de Givonne stürmte das Gewühl in immer wachsendem Schreckenslauf hernieder. Und konnte man diesen armen Menschen einen Vorwurf daraus machen, nachdem sie seit zwölf Stunden unbeweglich unter dem vernichtenden Artilleriefeuer eines unsichtbaren Feindes ausgeharrt hatten, eines Feindes, gegen den sie nichts vermochten? Jetzt beschossen Batterien sie von vorn, von der Seite, im Rücken; die Feuer wandten sich immer mehr und mehr nach demselben Punkte, und zwar in dem Maße, als die Armee sich auf die Stadt zurückzog; es war eine Zermalmung im Großen, ein menschlicher Brei auf dem Boden dieses verruchten Lochs, in das sie hineingefegt worden waren. Einige Regimenter des

siebenten Corps zogen sich besonders bei Floing in ziemlich guter Ordnung zurück. Aber in Fond de Givonne gab es weder einen Rang mehr, noch Führer; die Truppen drängten einander, kopflos und aus Trümmern der verschiedensten Truppenteile zusammengewürfelt, Zuaven, Turcos, Chasseurs, Infanteristen; die meisten waren ohne Waffen, die Uniformen zerfetzt und besudelt, die Hände und Gesichter geschwärzt, die Augen waren blutunterlaufen und traten aus den Höhlen heraus, der Mund wie aufgequollen und geschwollen von den unflätigen Worten, die sie gebrüllt hatten. Zeitweise raste ein reiterloses Pferd dahin und rannte galoppirend Soldaten um, durch die Menge einen langen, grauenvollen Strudel reißend. Dann fuhren die Kanonen in toller Jagd vorüber, Batterien in voller Auflösung, deren Mannschaft wie von Trunkenheit gepeitscht, ohne Achtung zu rufen, alles niederschmetterte. Und das Pferdegestampfe hörte nicht auf; es war ein dichter Zug, Schulter an Schulter, eine Massenflucht, in der die Lücken sich sofort wieder füllten in der instinktmäßigen Hast, da unten in den Schutz einer Mauer zu gelangen.

Jean hob neuerdings den Kopf und wandte sich der untergehenden Sonne zu. Durch den dicken Staub hindurch brannten die Strahlen des Tagesgestirns noch immer auf die schweißbedeckten Gesichter hernieder. Es war sehr schön und der Himmel von einem wunderbaren Blau.

„Es ist zum Draufgehen,“ wiederholte Jean, „diese Hundesonne, die sich nicht entschließt, zu verduften.“

Da plötzlich bemerkte Maurice eine junge Frau, die, an ein Haus angedrückt, daran war, von dem Strom zerquetscht zu werden, und er erkannte zu seiner Verblüffung seine Schwester Henriette. Seit fast einer Minute sah er sie, und er blieb starr mit offenem Munde stehen. Sie war's, die zuerst sprach, ohne überrascht zu scheinen:

„Sie haben ihn in Bazeilles erschossen ... Ja, ich war dort... Und weil ich gerne möchte, daß man mir den Körper herausgibt, kam mir der Gedanke..."

Sie nannte weder die Preußen noch Weiß. Jederman mußte das verstehen. In der That verstand sie Maurice. Er sah sie mit anbetend liebevollem Blick an und schluchzte:

„Mein armes Herzchen!"

Gegen zwei Uhr, als sie wieder zu sich gekommen war, hatte sich Henriette in Balan in einer Küche bei Leuten gefunden, die sie nicht kannte, ihr Haupt war auf einen Tisch niedergesunken, und sie weinte. Aber diese Thränen hörten auf. In diesem stillen, schwachen Wesen war bereits die Heldin wieder erwacht. Sie fürchtete nichts, sie hatte eine stolze, unbesiegbare Seele. In ihrem Schmerze dachte sie nur noch daran, den Leichnam ihres Gatten wieder zu haben, um ihn zu begraben. Ihr erster Plan war, einfach nach Bazeilles zurückzukehren. Jederman bemühte sich, sie davon abzubringen, und stellte ihr die völlige Unmöglichkeit vor, dies auszuführen. Sie suchte auch schließlich jemand, der sie begleiten oder die nötigen Schritte unternehmen könnte. Ihre Wahl

fiel auf einen Vetter von ihr, der früher Unterdirektor der großen Raffinerie in Chêne gewesen, zur Zeit, als Weiß dort angestellt war. Er hatte ihren Gatten sehr gerne gehabt und würde ihr seinen Beistand nicht verweigern. Seit zwei Jahren hatte er sich infolge einer Erbschaft seiner Frau auf eine schöne Besitzung, die „Eremitage“, zurückgezogen, deren Terrassenanlagen bei Sedan auf der andern Seite von Fond de Givonne emporstiegen. Und sie begab sich nach der Eremitage inmitten der Hindernisse, bei jedem Schritt aufgehalten, beständig in der Gefahr, zerstampft und getötet zu werden.

Maurice, dem sie ihr Vorhaben kurz auseinandersetzte, stimmte demselben bei:

„Vetter Dubreuil ist immer gut gegen uns gewesen. Er wird Dir nützlich sein.“

Dann kam ihm selbst ein Gedanke. Lieutenant Rochas wollte die Fahne retten. Schon hatte man vorgeschlagen, sie zu zerschneiden, ein jeder sollte ein Stück unter seinem Hemd mitnehmen, oder man wollte sie auch unter einem Baum verbergen und Merkzeichen machen, die es ermöglicht hätten, sie später auszugraben. Aber der Gedanke an die zerrissene Fahne, an die gleich einer Toten bestattete Fahne schnürte ihnen zu sehr das Herz zusammen. Sie hätten gerne einen andern Ausweg gefunden.

Als Maurice ihnen vorschlug, die Fahne einem verläßlichen Manne zu übergeben, der sie verbergen und im Notfalle verteidigen würde bis zu dem Tage, da er sie unversehrt zurückgäbe, stimmten denn auch alle bei.

„Gut denn," fuhr der junge Mann fort, sich an seine Schwester wendend; „wir gehen mit Dir, um zu sehen, ob Dubreuil in der Eremitage ist... Ich will Dich auch sonst nicht verlassen."

Es war nicht leicht, sich aus dem Gewühle frei zu machen. Doch es gelang ihnen endlich, und sie schlugen sich in einen Hohlweg, der links emporstieg. Sie gerieten da in ein wahres Labyrinth von Fußpfaden und Gäßchen, eine ganze aus Gemüsefeldern, Gärten und Lusthäusern bestehende Ortschaft, ein Gewirr von kleinen Gütchen. Und diese Fußpfade, diese Gäßchen zogen sich zwischen Mauern dahin, bogen in jähen Krümmungen ab und endeten in einer Sackgasse: ein wunderbares, verschanztes Lager für den Krieg aus dem Hinterhalt, Winkel, die zehn Mann stundenlang gegen ein Regiment verteidigen konnten. Es knatterten hier auch schon Gewehrschüsse, denn die Vorstadt beherrschte Sedan, und die preußische Garde rückte von der andern Seite des Thaleinschnitts an.

Als Maurice und Henriette, die den anderen folgten, sich nach links und dann zwischen zwei endlosen Mauern nach rechts wandten, kamen sie plötzlich vor die weitgeöffnete Thüre der Eremitage. Die Besitzung stieg in drei breiten Terrassenanlagen stufenweise empor, und auf einer dieser Terrassen erhob sich das Hauptgebäude, ein großes viereckiges Haus, zu dem eine Allee von hundertjährigen Ulmen führte. Gegenüber, durch den engen Thaleinschnitt abgetrennt, befanden sich, tief eingebettet, andere Besitzungen am Saume des Waldes.

Diese gewaltsam geöffnete Thüre beunruhigte Henriette:

„Sie sind nicht mehr da, sie müssen fort sein.“

In der That hatte sich Dubreuil tags zuvor drein ergeben, sein Weib und seine Kinder nach Bouillon zu bringen, in der Gewißheit des Unheils, das er voraussah. Gleichwohl war das Haus nicht leer, von weitem, durch die Bäume hindurch machte sich eine Bewegung bemerkbar. Als die junge Frau sich in die große Allee vorwagte, wich sie vor dem Leichnam eines preußischen Soldaten zurück.

„Was der Teufel!“ rief Rochas, „man hat sich also hier bereits geklopft!“

Alle wollten nun wissen, was vorgegangen war, und drangen bis zum Wohngebäude vor; und was sie sahen, unterrichtete sie hinlänglich: die Thüren und Fenster des Erdgeschoßes mußten mit Kolbenstößen eingeschlagen worden sein, durch die klaffenden Oeffnungen erblickte man die geplünderten Zimmer, während auf dem Kiesboden der Terrasse, unterhalb der Freitreppe die herausgeworfenen Möbel lagen. Besonders eine vollständige himmelblaue Saloneinrichtung war da, das Sofa mit zwölf Lehnstühlen, aufs Geratewohl durcheinander rings um einen großen Nipptisch aufgestellt, dessen weiße Marmorplatte gesprungen war. Und Zuaven, Chasseurs, Soldaten der Linie und der Marine-Infanterie liefen hinter den Baulichkeiten und in der Allee umher und gaben auf ein Wäldchen gegenüber, oberhalb des Thaleinschnitts, Schüsse ab.

„Herr Lieutenant,“ setzte ein Zuave Rochas aus-

einander, „wir haben diese Schmutzkerle von Preußen hier gefunden, gerade wie sie alles hier brandschatzten. Sie sehen, wir haben es ihnen heimgezahlt... Nur kommen die Schufte immer zehn gegen einen zurück, und das wird nicht gerade bequem werden.“

Drei andere Leichname preußischer Soldaten lagen ausgestreckt auf der Terrasse. Als Henriette die Leichen diesmal starr betrachtete, offenbar an ihren Gatten denkend, der auch da unten entstellt in Blut und Staub schlief, schlug eine Kugel neben ihrem Kopf in einen Baum hinter ihr ein.

Jean stürzte vor:

„Bleiben Sie nicht da ... Schnell, schnell verstecken Sie sich im Haus!“

Seit er sie so verändert, so verstört vor Jammer wiedergesehen hatte, blickte er sie mit von Mitleid gebrochenem Herzen an, indem er sich erinnerte, wie sie ihm tags zuvor mit dem Lächeln einer braven Hausfrau erschienen war. Zuerst hatte er nichts gefunden, was er ihr hätte sagen können, er wußte nicht einmal, ob sie ihn wiedererkannte. Er hätte sich für sie opfern, ihr wieder Ruhe und Freudigkeit bringen mögen.

„Warten Sie im Haus auf uns ... Sobald es Gefahr gibt, werden wir wohl einen Weg finden, damit Sie sich da hinauf retten können.“

Sie aber entgegnete mit gleichgiltiger Geberde:

„Wozu?“

Doch auch ihr Bruder drängte sie, und sie mußte die Stufen emporsteigen; einen Augenblick blieb sie

in dem Hausflur und überschaute von dort die Allee. Sie sah nun den Kampf mit an.

Hinter einer der ersten Ulmen standen Maurice und Jean. Die jahrhundertealten Stämme konnten mit ihrem riesenhaften Umfang leicht zwei Leute decken. Etwas weiter hatte sich Gaude zu Lieutenant Rochas gesellt, der darauf beharrte, die Fahne zu behalten, da er sie niemand anvertrauen konnte; er hatte sie neben sich an den Baum gelegt und schoß. Jeder Stamm hatte übrigens seinen Mann hinter sich. Die Zuaven, die Chasseurs, die Soldaten der Marine-Infanterie versteckten sich da, von einem Ende der Allee zum andern, und streckten den Kopf nur vor, um zu schießen.

In dem Wäldchen gegenüber mußte sich die Zahl der Preußen unaufhörlich vermehren, denn das Gewehrfeuer wurde immer lebhafter. Man sah niemand, kaum daß man hie und da das flüchtige Profil eines Menschen erblickte, der von einem Baum zu einem andern sprang. Ein Landhaus mit grünen Jalousien war gleichfalls von Schützen besetzt, deren Schüsse aus den halbgeöffneten Fenstern im Erdgeschoß hervorknatterten. Es war ungefähr vier Uhr; der Lärm der Kanonen war schwächer geworden und verstummte allmälich; in diesem abseits gelegenen Loch aber, von dem aus man die auf dem Wartturm gehißte weiße Fahne nicht wahrnehmen konnte, fuhr man noch immer fort, einander totzuschießen, wie wegen eines persönlichen Streits. Bis in die finstre Nacht hinein gab es so trotz des Waffenstillstandes kleine

Winkel, in denen der Kampf verbissen fortgesetzt wurde, und man hörte, wie in der Vorstadt Fond de Givonne und in den Gärten von Petit-Pont das Gewehrfeuer anhielt.

Lange setzte man in dieser Weise es fort, sich von einem Thalrande zum andern mit Kugeln zu überschütten. Von Zeit zu Zeit fiel mit durchbohrter Brust ein Mann, sobald er sich unvorsichtig eine Blöße gab. In der Allee zählte man drei neue Tote. Ein Verwundeter, der auf dem Gesicht ausgestreckt lag, röchelte furchtbar, ohne daß jemand daran dachte, ihn umzukehren und ihm den Todeskampf zu lindern.

Plötzlich sah Jean, als er die Augen emporwandte, wie Henriette, die ruhig zurückgekommen war, einen Tornister als Kissen unter den Kopf des Armen schob, nachdem sie ihn auf den Rücken gelegt hatte. Er lief hinzu und führte sie ungestüm hinter den Baum, der ihm und Maurice Deckung bot.

„Wollen Sie sich denn totschießen lassen?"

Sie schien keine Vorstellung von der Tollkühnheit zu haben, die sie eben begangen hatte.

„Gewiß nicht . . . Ich habe nur Angst so ganz allein in dem Hausflur . . . Ich möchte lieber hier draußen bleiben."

Und sie blieb bei ihnen. Sie ließen sie zu ihren Füßen, an den Baumstamm gelehnt, sich niedersetzen; indes sie fortfuhren, ihre letzten Patronen nach links und nach rechts zu verschießen; es erfüllte sie eine solche wutvolle Erbitterung, daß die Müdigkeit und die Furcht verschwunden waren. Ein Zustand der

Unbewußtheit überkam sie, sie handelten nur maschinenmäßig, und den Kopf wie verödet, hatten sie jeden Trieb der Selbsterhaltung verloren.

„Sieh doch, Maurice," sagte Henriette plötzlich, „ist das nicht ein Soldat der preußischen Garde, dieser Tote da vor uns?"

Seit einem Augenblick musterte sie eine der Leichen, die der Feind da gelassen hatte, einen untersetzten Burschen mit starkem Schnurrbart, der auf der Seite im Kies der Terrasse lag. Die Pickelhaube war mit gesprengtem Sturmband ein paar Schritte weiter gerollt. Und der Leichnam trug in der That die Uniform der Garde: dunkelgraue Hose, blauen Waffenrock mit den weißen Borten und den gerollten Mantel quer über die Brust.

„Ich versichere Dich, er ist von der Garde ... Ich habe ein Bild bei uns zu Hause ... Und dann die Photographie, die uns Vetter Günther geschickt hat ..."

Sie unterbrach sich, ging mit ihrer ruhigen Miene bis zu dem Toten, ehe man sie noch daran hätte hindern können. Sie hatte sich gebückt, um die Nummer seines Regiments zu lesen.

„Viertes!" rief sie aus. „Ah, ich hätte darauf gewettet."

Und sie kam zurück, während ein Hagel von Kugeln an ihren Ohren vorbeipfiff.

Nunmehr setzte weder Maurice noch Jean bei ihr durch, daß sie unbeweglich hinter der Deckung aushielt. Sie rückte hin und her, streckte den Kopf

vor und wollte trotz allem nach dem Wäldchen hin blicken, beständig von einem Gedanken beherrscht. Die beiden schossen immerzu und stießen sie mit dem Knie zurück, wenn sie sich zu sehr aussetzte. Die Preußen begannen offenbar sich zahlreich genug und zum Angriff bereit zu fühlen, denn sie zeigten sich nun, gleich einer gestauten Flut und brachen zwischen den Bäumen hervor; sie erlitten furchtbare Verluste, alle französischen Kugeln trafen und streckten Leute nieder.

„Seht," sagte Jean, „das ist vielleicht Euer Vetter, dieser Offizier, der eben aus dem Haus mit den grünen Jalousien, da gegenüber, heraustritt."

In der That zeigte sich dort ein Hauptmann, an dem Goldkragen seines Waffenrocks und an dem goldenen Adler erkennbar, der auf seinem Helme in den schrägen Sonnenstrahlen wie Feuer glänzte. Ohne Epauletten, den Säbel in der Hand, rief er mit kurzer, scharfer Stimme einen Befehl; und die Entfernung war so gering, kaum zweihundert Meter, daß man ihn ganz deutlich unterschied: seine dünne Taille, sein rosiges, zartes Gesicht mit dem kleinen blonden Schnurrbart.

Henriette musterte ihn mit ihren durchdringenden Augen von oben bis unten.

„Ganz richtig, das ist er," antwortete sie, ohne sich zu verwundern. „Ich erkenne ihn sehr gut."

Mit wütend toller Geberde legte Maurice bereits an:

„Der Vetter . . . Ah, Himmel, Herrgott, er soll für Weiß bezahlen."

Schaudernd hatte sich jedoch Henriette erhoben und das Gewehr abgelenkt, der Schuß ging in die Luft.

„Nein, nein! Nicht unter Verwandten, nicht unter Leuten, die einander kennen ... das ist gräßlich!"

Und, wieder Weib geworden, sank sie hinter dem Baum nieder, indem sie heftig schluchzte. Das Grauen hatte sie überwältigt, sie war ganz Entsetzen und Schmerz.

Indessen triumphirte Rochas. Rings um ihn war das Feuer der paar Soldaten, die er mit seiner donnernden Stimme anstachelte, beim Anblick der Preußen so lebhaft geworden, daß diese zurückwichen und in das Wäldchen zurücktraten.

„Ausgehalten, Kinder, nicht locker gelassen ... Ah, diese Memmen, da schaut, wie sie abfahren! Wir werden sie Mores lehren!"

Und er war lustig und schien wieder von ungeheurer Zuversicht beherrscht. Es hatte überhaupt keine Niederlagen gegeben. Diese Handvoll Menschen ihm gegenüber, das waren die deutschen Armeen, die er mit einem Stoß sehr bequem über den Haufen werfen würde. Sein großer, magerer Leib, sein langes, knochiges Gesicht mit der gekrümmten Nase, die über einen scharfgeschnittenen, aber gutmütigen Mund niederhing, bewegten sich in prahlerischer Ausgelassenheit, es war die Freude des Kriegsmanns, der zwischen seinem Schätzchen und einer Flasche guten Weins die Welt erobert hat.

„Und ob, Kinder! Wir sind ja nur dazu da, um ihnen ordentliche Hiebe aufzumessen! Das muß auch

das Ende vom Lied sein! Was? Das sähe uns ja gar nicht gleich, wenn wir geschlagen würden ... Geschlagen! Ist das denn möglich? Noch ein Ruck, Kinder, und sie werden davonlaufen wie die Hasen!"

Er brüllte und gestikulirte; er that in seiner Unwissenheit so gewaltig tapfer, daß die Soldaten durch ihn ganz heiter gestimmt wurden.

Plötzlich schrie er:

„Mit Fußtritten in den Hintern! Mit Fußtritten in den Hintern! Bis zur Grenze ... Sieg! Sieg!"

In diesem Augenblick aber, als der Feind auf der andern Seite des Thaleinschnitts sich wirklich zurückzuziehen schien, knatterte links ein furchtbares Gewehrfeuer. Das war wieder einer der ewigen Umgehungsmärsche, eine ganze Abteilung der Garde, die über Fond de Givonne die Schwenkung gemacht hatte. Nunmehr wurde die Verteidigung der Eremitage unmöglich, das Dutzend Soldaten, das noch die Terrassen zu halten suchte, befand sich zwischen zwei Feuern, in der Gefahr, von Sedan abgeschnitten zu werden. Einige Mann fielen, es war ein Augenblick höchster Verwirrung. Schon überstiegen die Preußen die Parkmauern und eilten durch die Alleen in so großer Zahl herbei, daß sich ein Bajonettkampf entspann. Ein Zuave, ein schöner schwarzbärtiger Mensch, der barhaupt, mit heruntergerissener Jacke eine furchtbare Arbeit verrichtete, durchbohrte Brustkasten, die krachten, Bäuche, die schlaff zusammenfielen, und wischte sein Bajonett, das von dem Blute des einen rot war, in der Weiche des

andern ab. Und als das Bajonett zerbrach, fuhr er fort, indem er die Schädel mit Kolbenschlägen zertrümmerte; und als ihn ein Fehltritt völlig entwaffnete, sprang er einem dicken Preußen mit einem solchen Satz an die Gurgel, daß alle beide auf dem Kiesboden sich bis zur eingestoßenen Küchenthüre in tödlicher Umarmung wälzten. Unter den Bäumen des Parks, an jeder Ecke der Rasenplätze schichteten sich in blutigem Gemetzel die Toten auf. Besonders erbittert aber tobte der Kampf vor der Freitreppe, rings um das Sofa und die himmelblauen Lehnstühle, ein wütendes Stoßen und Drängen von Menschen, die einander auf Flintenlänge das Gesicht zerschossen und in Ermanglung eines Messers, mit dem sie sich hätten die Leiber aufschlitzen können, einander mit Zähnen und Nägeln zerfleischten.

Und Gaude mit seinem schmerzlichen Gesicht, wie einer, der einen Kummer hat, von dem er nicht spricht, wurde da von einem heldenhaften Wahnsinn gepackt. In dieser letzten Niederlage, wohl wissend, daß die Compagnie vernichtet war, daß nicht ein Mann auf sein Signal mehr kommen könne, umfaßte er seine Trompete, setzte sie an den Mund und blies mit einem solchen Sturmesodem, daß es schien, als wollte er die Toten aufstehen heißen. Und die Preußen kamen heran, er rührte sich nicht und blies immer stärker in schmetternder Fanfare. Eine Kugelsalve warf ihn nieder, und sein letzter Atemzug flog in einem Trompetenton davon und erfüllte die Luft mit einem Schauer.

Aufrecht stehend, ohne begreifen zu können, wie das kam, hatte Rochas keine Bewegung gemacht, um zu fliehen.

Er wartete und stammelte:

„Na! Was heißt das? Was heißt das?“

Es ging ihm nicht in den Schädel, daß das die Niederlage sei. Man änderte alles, auch die Art, sich zu schlagen. Diese Leute, hätten sie nicht auf der andern Seite des Thals warten müssen, bis man hinging und sie besiegte? Man hatte gut totschießen, es kamen ihrer immer wieder andere daher. Was war das für ein verhexter Krieg, wo zehn sich zusammenthaten, um einen umzubringen, wo der Feind sich erst abends zeigte, nachdem er einen durch eine zwölf Stunden lange vorsichtige Kanonade aus dem Felde geschlagen hatte? Bestürzt und außer sich und ohne bisher etwas von dem Feldzug begriffen zu haben, fühlte er sich wie umringt und fortgerissen von einem höhern Etwas, dem er nicht mehr widerstehen konnte, wenngleich er in seinem Eigensinn maschinenmäßig wiederholte:

„Mut, Kinder, der Sieg ist da drüben!“

Mit rascher Bewegung indessen hatte er die Fahne wieder erfaßt. Das war sein letzter Gedanke, sie zu verbergen, damit sie die Preußen nicht hätten. Aber der Schaft, wiewohl zerbrochen, geriet ihm zwischen die Beine und er wäre beinahe gefallen. Kugeln pfiffen, und er fühlte den Tod um sich; er riß die Seide der Fahne ab, zerriß sie und suchte sie zu vernichten. Und in diesem Augenblick stürzte er, in den

Hals, in die Brust, in die Beine getroffen, nieder mitten unter die dreifarbigen Fetzen und wie bekleidet mit ihnen. Er lebte noch eine Minute; mit weit-geöffneten Augen sah er vielleicht am Horizont die wirkliche Gestalt des Krieges emporsteigen, den grausamen Kampf ums Leben, den man nur mit ergebungsvollem und ernstem Herzen wie ein Gesetz hinnehmen muß. Dann stieß er einen leichten Seufzer aus und ging in seiner kindlichen Bestürzung von hinnen wie ein armes, beschränktes Geschöpf, ein fröhliches Insekt, das unter der Notwendigkeit der ungeheuren und gefühllosen Natur zerschmettert wird. Mit ihm endete eine Legende.

Sofort nach der Ankunft der Preußen hatten sich Jean und Maurice von Baum zu Baum zurückgezogen, indem sie dabei so gut als möglich Henriette hinter sich beschützten. Sie hörten nicht auf, zu schießen; sie gaben einen Schuß ab und suchten dann Deckung. Auf der Höhe des Parks kannte Maurice eine kleine Thüre, die sie das Glück hatten, offen zu finden. Rasch schlüpften sie alle drei hinaus. Sie waren in einen schmalen Quergang geraten, der sich zwischen zwei hohen Mauern schlängelte. Als sie jedoch ans Ende kamen, zwangen sie Gewehrschüsse, sich links in ein anderes Gäßchen zu schlagen; das Unglück wollte, daß es eine Sackgasse war. Sie mußten im Sturmlauf zurück und sich unter einem Hagel von Kugeln nach rechts wenden. Sie erinnerten sich später niemals des Weges, den sie eingeschlagen hatten. In diesem unentwirrbaren Labyrinth schoß man noch

an jeder Mauerecke. Ganze Schlachten wurden unter den Einfahrtsthoren geliefert, die geringsten Hindernisse mit schrecklicher Erbitterung verteidigt und im Sturm genommen. Dann kamen sie plötzlich auf die Straße von Fond de Givonne bei Sedan. Ein letztesmal hob Jean den Kopf und blickte gegen Westen, wo ein mächtiger rosiger Schein emporstieg; und jetzt endlich stieß er einen Seufzer unermeßlicher Erleichterung aus:

„Ah, diese Hundesonne, da geht sie doch 'mal unter!"

Alle drei liefen und liefen, ohne Atem zu holen. Rings um sie ergoß sich noch immer der letzte Nachtrab der Fliehenden über die ganze Breite der Straße mit der unaufhörlich wachsenden Hast eines angeschwollenen Sturzbachs. Als sie beim Balaner Thor ankamen, mußten sie inmitten eines wilden Gedränges warten. Die Ketten der Zugbrücke waren gebrochen; nur der Weg für die Fußgänger war benutzbar, so daß die Kanonen und die Pferde nicht hinüber konnten. Bei der Ausfallpforte des Schlosses, beim Thor von Cassine, hieß es, war die Stauung noch schrecklicher. Es war ein toller Sturz in den Abgrund, all die Trümmer der Armee, die sich von den Hängen niederwälzten, warfen sich in die Stadt und fielen hier mit dem Lärm einer geöffneten Schleuse wie in eine Kloake hinein: die unheilvolle Anziehungskraft dieser Mauer hatte die Wackersten völlig verblendet.

Maurice hielt Henriette mit seinen Armen umfaßt, und vor Ungeduld bebend sagte er:

„Sie werden doch wenigstens das Thor nicht schließen, bevor alle drinnen sind."

Das war die Befürchtung der Menge. Links und rechts jedoch kampirten bereits Soldaten auf den Böschungen, während in den Festungsgräben Batterien, ein Durcheinander von Geschützen, Protzkasten und Pferden, gestrandet waren.

Jetzt aber bliesen die Hörner wiederholt zum Appell, dem bald das laute Signal zum Rückzug folgte. Man rief die verspäteten Soldaten herbei. Mehrere kamen noch in Laufschritt herbei, Gewehrschüsse knatterten in den Vorstädten, vereinzelt, immer seltener und seltener. Auf der inneren Wallbank der Brustwehr ließ man Abteilungen, um die Zugänge zu verteidigen. Dann wurde das Thor endlich geschlossen. Die Preußen waren nicht mehr als hundert Meter weit. Man sah sie bereits auf der Straße von Balan hin und her gehen, im Begriffe, sich ruhig in den Häusern und Gärten niederzulassen.

Maurice und Jean, die Henriette vor sich her drängten, um sie vor Stößen zu beschützen, waren unter den letzten in Sedan eingezogen. Es schlug sechs. Seit einer Stunde schon hatte das Kanonenfeuer aufgehört. Allmälich verstummten auch die vereinzelten Gewehrschüsse. Von dem betäubenden Lärm, von dem greulichen Donner, der seit Sonnenaufgang gegrollt hatte, blieb nur das Nichts des Todes. Die Nacht kam und sank auf eine trauervolle, schreckliche Stille hernieder.

## Achtes Kapitel.

Gegen halb sechs Uhr, bevor die Thore geschlossen wurden, war Delaherche in seiner Angst vor den Folgen der Schlacht, die er nunmehr verloren wußte, abermals nach der Unterpräfektur zurückgekehrt. Er blieb an drei Stunden dort, indem er auf dem Hofpflaster hin und her trabte, allen vorübergehenden Offizieren auflauerte und sie ausfragte; und so erfuhr er die in rascher Folge eingetretenen Ereignisse: Die Entlassung, die General von Wimpffen eingereicht, dann wieder zurückgezogen, die Vollmacht, die er vom Kaiser erhalten hatte, um vom preußischen Hauptquartier für die besiegte Armee die mindest harten Bedingungen zu erlangen, und schließlich den Zusammentritt eines Kriegsrats, der entscheiden sollte, ob man die Fortsetzung des Kampfes durch Verteidigung der Festung versuchen könnte. Während dieser Beratung, zu der sich an zwanzig hohe Offiziere eingefunden hatten, und die ihm ein Jahrhundert zu dauern schien, stieg der Tuchfabrikant mehr als zwanzigmal die Stufen der Freitreppe empor. Und

plötzlich, ein viertel auf neun, sah er den General von Wimpffen mit starkgerötetem Gesicht und geschwollenen Augen herunterkommen, von einem Obersten und zwei anderen Generalen begleitet. Sie schwangen sich in den Sattel und ritten über die Maasbrücke davon. Das bedeutete die angenommene, unvermeidliche Kapitulation.

Delaherche, der nun beruhigt war, dachte daran, daß er zum Sterben hungrig sei, und er beschloß, heimzukehren. Aber kaum war er draußen, hielt er angesichts der furchtbaren Stauung, die sich vollzogen hatte, zögernd inne. Die Straßen und Plätze waren dermaßen mit Menschen, Pferden und Kanonen angepfropft, überhäuft, erfüllt, daß es schien, als sei diese dichtgeschlossene Masse mittelst eines ungeheuren Kolbens gewaltsam hineingestoßen worden. Indes die Regimenter, die sich in guter Ordnung zurückgezogen hatten, auf den Wällen lagerten, hatten die zerstreuten Trümmer aller Corps, die Flüchtlinge aller Waffengattungen, eine wimmelnde Menge, die Stadt überschwemmt: es war eine gestockte, dicke, unbewegliche Flut, in der man weder Arme noch Beine mehr rühren konnte. Die Räder der Kanonen, der Munitionskasten, der unzähligen Wagen gerieten in einander, und die Pferde, die gepeitscht und nach allen Richtungen gejagt wurden, hatten keinen Platz mehr, vorwärts oder rückwärts zu gehen. Und die Leute drangen, gegen Drohungen taub, in die Häuser ein, verschlangen, was sie fanden, und legten sich nieder, wo sie konnten: in den Zimmern wie in den Kellern. Viele waren

unter den Thüren niedergesunken und versperrten die Hausfluren.

Andere, die nicht mehr die Kraft gehabt hatten, weiter zu gehen, lagen auf dem Gehweg und schliefen da in todähnlichem Schlaf, ohne selbst unter den über sie hinwegschreitenden Füßen aufzustehen, die ihnen ein Glied zerquetschten; sie wollten sich lieber zertreten lassen, als sich die Mühe geben, den Platz zu wechseln.

Da begriff Delaherche die gebieterische Notwendigkeit der Uebergabe. An manchen Straßenkreuzungen standen die Munitionswagen dicht bei einander, eine einzige preußische Granate, die auf einen derselben gefallen wäre, hätte die anderen zum Explodiren gebracht, und ganz Sedan hätte sich wie eine Fackel entzündet. Und dann, was war mit dieser Masse jammervoller, von Hunger und Müdigkeit niedergeworfener Menschen, ohne Patronen, ohne Nahrung, zu machen? Nur um die Straßen zu säubern, hätte man einen ganzen Tag gebraucht. Die Festung selbst war nicht ausgerüstet, die Stadt hatte keine Lebensmittel. Das waren auch die Gründe gewesen, die die Besonnenen, die in ihrem großen patriotischen Schmerze sich die klare Anschauung der Lage bewahrten, im Kriegsrate geltend gemacht hatten. Und die verwegensten Offiziere, die bebend ausgerufen hatten, daß eine Armee sich nicht so ergeben könne, hatten den Kopf gesenkt, ohne durchführbare Mittel zu finden, um den Kampf am nächsten Morgen zu beginnen.

Auf dem Turenneplatze und auf dem Rivageplatz

gelang es Delaherche mit unsäglicher Mühe, sich einen Weg durch das Gewühl zu bahnen.

Als er an dem Gasthof zum „Goldenen Kreuz" vorbeikam, bot sich ihm der düstere Anblick des Speisesaals, in dem die Generale stumm an dem leeren Tisch saßen. Es gab nichts mehr, nicht einmal Brot. General Bourgain-Desfeuilles jedoch, der in der Küche wetterte, mußte etwas gefunden haben, denn er verstummte und stieg rasch die Treppe hinauf, die Hände mit einem fettigen Papier beladen. Es war eine solche Menschenmenge da, die von dem Platze aus durch die Fensterscheibe diese traurige, von der Not kahl gefegte Wirtstafel betrachtete, daß der Tuchfabrikant von den Ellenbogen Gebrauch machen mußte, als ob er in eine Falle geraten wäre; bisweilen wurde er zurückgeschoben und büßte so eine Wegstrecke ein, die er schon zurückgelegt hatte. In der Hauptstraße aber wurde die Mauer unübersteigbar, und er verzweifelte einen Augenblick. Sämtliche Geschütze einer Batterie schienen hier über einander geworfen worden zu sein. Er entschloß sich, auf die Lafette zu klimmen, über die Geschütze hinweg zu klettern, von Rad zu Rad zu springen auf die Gefahr hin, sich die Beine zu brechen. Dann waren es Pferde, die ihm den Weg versperrten; er bückte sich und ergab sich drein, zwischen den Füßen und unter den Bäuchen dieser beklagenswerten, vor Hunger halbtoten Tiere vorwärts zu kriechen.

Dann, als er nach einer Viertelstunde unausgesetzter Anstrengung auf der Höhe der Saint-Michelstraße anlangte, erschreckten ihn die wachsenden Hinder-

nisse, und er faßte den Plan, sich in diese Straße hineinzuwagen, um eine Schwenkung durch die Labourergasse zu machen in der Hoffnung, daß diese abgelegenen Wege weniger überfüllt wären. Das Mißgeschick wollte es, daß sich dort ein anrüchiges Haus befand, das von einem Haufen betrunkener Soldaten belagert wurde, und aus Furcht, in der Rauferei ein paar schlimme Hiebe zu erwischen, kehrte er um. Er setzte sich's nun in den Kopf, bis ans Ende der Hauptstraße vorzudringen, indem er bald auf den Wagendeichseln balancirend marschirte, bald über die Karren kletterte. Auf dem Gymnasialplatze wurde er an dreißig Schritte auf Schultern weiter getragen. Dann fiel er wieder hin, es wären ihm beinahe die Rippen eingetreten worden, und er rettete sich nur dadurch, daß er sich an den Eisenstäben eines Gitters emporzog. Und als er endlich schweißgebadet und zerfetzt die Maquastraße erreichte, hatte er seit seiner Entfernung aus der Unterpräfektur über eine Stunde zu einem Wege gebraucht, der sonst keine fünf Minuten erforderte.

Stabsarzt Bouroche hatte, um ein Eindringen in den Garten und das Lazaret zu vermeiden, die Vorsicht gehabt, bei dem Thor zwei Schildwachen aufzustellen. Das war eine Erleichterung für Delaherche, dem soeben plötzlich der Gedanke gekommen war, daß sein Haus vielleicht der Plünderung preisgegeben war.

Im Garten wurde es ihm beim Anblick des von wenigen Laternen schlecht beleuchteten Lazarets, aus

dem ein böser Fieberhauch wehte, abermals eiskalt ums Herz. Er stieß an einen auf dem Pflaster eingeschlafenen Soldaten und erinnerte sich an die Kriegskasse des siebenten Corps, die dieser Mann seit dem Morgen bewachte, der offenbar, von den Vorgesetzten vergessen, vor Müdigkeit so gebrochen war, daß er sich niedergelegt hatte.

Im übrigen schien das Haus leer, das Erdgeschoß war ganz finster und die Thüren offen. Die Dienstboten mußten in dem Lazaret geblieben sein, denn in der Küche, wo nur eine kleine, trübe Lampe rauchte, war niemand. Er zündete ein Licht an und stieg sacht die Haupttreppe empor, um seine Mutter und seine Frau nicht zu wecken, die er gebeten hatte, sich nach diesem an Arbeit und schrecklichen Aufregungen so reichen Tage zu Bette zu begeben.

Als er aber in sein Zimmer eintrat, fuhr er zusammen. Ein Soldat lag auf dem Sofa ausgestreckt, wo Hauptmann Beaudoin tags zuvor durch mehrere Stunden geschlafen hatte; und er begriff erst, als er Maurice, den Bruder Henriettes, erkannte und, sich umwendend, auf einem Teppich, in eine Decke eingewickelt, noch einen andern Soldaten erblickte: Jean, den er vor der Schlacht gesehen hatte. Alle beide schienen wie niedergeschmettert und tot. Er hielt sich nicht weiter auf und ging ins benachbarte Zimmer seiner Frau. Auf der Tischecke stand eine brennende Lampe inmitten einer fröstelnden Stille. Gilberte hatte sich, völlig angekleidet, quer über das Bett geworfen, offenbar in der Furcht vor einer Katastrophe. Sie

schlief sehr ruhig, während neben ihr auf einem Stuhl Henriette saß, deren Kopf auf den Matratzenrand gesunken war und die gleichfalls schlummerte; aber es war ein von bösen Träumen gequälter Schlummer, und dicke Thränen standen ihr unter den Augenlidern. Einen Augenblick sah er sie an, er war versucht, die junge Frau zu wecken, um Genaues zu erfahren. War sie nach Bazeilles gegangen? Vielleicht könnte sie ihm, wenn er sie fragte, über seine Färberei Nachricht geben. Aber Mitleid überkam ihn, und er zog sich zurück, als seine Mutter schweigend auf der Thürschwelle erschien und ihm ein Zeichen machte, ihr zu folgen.

Als sie durch das Speisezimmer gingen, gab er seinem Erstaunen Ausdruck:

„Wie, Sie haben sich nicht niedergelegt?“

Sie schüttelte erst den Kopf, dann sagte sie mit gedämpfter Stimme:

„Ich kann nicht schlafen; ich habe mich in einem Lehnstuhl neben dem Obersten niedergelassen . . . Gerade hat ihn ein sehr starkes Fieber gepackt, und er wacht jeden Augenblick auf und fragt mich aus... Ich weiß ihm keine Antwort zu geben . . . Sieh Du doch nach ihm.“

Herr von Vineuil war bereits wieder eingeschlafen. Auf dem Kopfpolster konnte man kaum sein langes rotes Antlitz erkennen, von dem sein Schnurrbart gleich einer schneeigen Flut herniederfloß. Frau Delaherche hatte eine Zeitung vor die Lampe gestellt, und diese ganze Ecke des Zimmers war in ein Halbdunkel gehüllt, indes das helle Licht auf sie fiel, wie sie tief

im Lehnstuhl mit strenger Miene, kraftlos herabgesunkenen Händen, in die Ferne starrenden Augen in tragischer Träumerei dasaß.

„Warte," murmelte sie, „ich glaube, daß er Dich gehört hat; er erwacht abermals."

In der That öffnete der Oberst die Augen wieder, und ohne den Kopf zu bewegen, richtete er sie auf Delaherche. Er erkannte ihn und fragte ihn sofort mit vor Fieber bebender Stimme:

„Es ist zu Ende, nicht wahr? Man kapitulirt?"

Der Fabrikant, der einem Blicke seiner Mutter begegnete, war nahe daran, zu lügen. Aber wozu? Mit mutloser Geberde sagte er:

„Was sollte man auch thun? Wenn Sie die Straßen der Stadt sehen könnten! ... General von Wimpffen hat sich soeben ins preußische Hauptquartier begeben, um über die Bedingungen zu unterhandeln."

Die Augen des Obersten hatten sich wieder geschlossen, und ein langer Schauer schüttelte ihn, indes ihm die dumpfe Klage entschlüpfte:

„O mein Gott, mein Gott!"

Und ohne die Lider zu öffnen, fuhr er stoßweise fort:

„Ach, gestern hätte man thun müssen, was ich gewollt habe ... Ja, ich kannte die Gegend, ich äußerte dem General meine Befürchtungen; aber man hörte ja auch nicht auf ihn ... Da oben, oberhalb Saint-Menges bis nach Fleigneux ... alle Höhen besetzt, die Armee beherrscht Sedan, und ist Herrin der Thalschlucht von Saint-Albert ... Da warten wir, unsere

Stellungen sind unüberwindlich, die Straße nach Mézières bleibt offen ..."

Seine Rede verwirrte sich, er stammelte noch einige unverständliche Worte, indes das Gesicht der Schlacht, das sein Fieber heraufbeschworen hatte, allmälich verschwamm und sich im Schlummer verflüchtigte. Er schlief; vielleicht fuhr er fort, vom Siege zu träumen.

„Bürgt der Stabsarzt für ihn?" fragte Delaherche mit leiser Stimme.

Frau Delaherche nickte bejahend mit dem Kopf.

„Gleichviel, diese Fußwunden sind schrecklich," fuhr er fort. „Da ist er nun auf lange Zeit ans Bett gefesselt, nicht wahr?"

Diesmal schwieg sie, wie selbst in dem großen Schmerz über die Niederlage verloren. Sie war bereits aus einer andern Zeit, aus jenem alten, tüchtigen Bürgertum der Grenzgebiete, das einstmals so glutvoll in der Verteidigung seiner Städte gewesen war. Im hellen Lampenschein verriet ihr strenges Gesicht mit der scharfen Nase und den dünnen Lippen ihren Zorn und ihren Schmerz, den ganzen innern Aufruhr, der sie nicht schlafen ließ.

Da fühlte sich Delaherche verlassen und von schrecklicher Beklommenheit erfaßt. Der Hunger packte ihn unerträglich von neuem, und er glaubte, daß die Schwäche allein ihm so jeden Mut nehme. Auf den Fußspitzen verließ er das Zimmer, stieg wieder mit dem Leuchter in die Küche hinab. Aber er fand nur noch mehr Traurigkeit da, der Herd verlöscht, der Speiseschrank leer, die Scheuerlappen unordentlich

umhergeworfen, als ob auch hier der Sturm des Unheils geblasen und die ganze lebendige Fröhlichkeit von Speise und Trank verscheucht hätte. Zuerst glaubte er, er würde nicht einmal eine Brotrinde entdecken, da alle Brotreste für die Suppe in das Lazaret gekommen waren; dann stieß er ganz hinten in einem Schrank auf Bohnen von gestern, die da vergessen worden waren. Und er aß sie ohne Butter, ohne Brot, stehend, da er nicht wagte, hinaufzugehen, um ein solches Mahl zu halten, und hastig schlingend in dieser düstern Küche, die von der kleinen flackernden Lampe durch ihren Petroleumgeruch vergiftet wurde.

Zehn Uhr war noch nicht vorbei, und Delaherche blieb müßig; er wartete, um zu erfahren, ob die Kapitulation endlich unterzeichnet werden sollte. Doch eine Unruhe wich nicht von ihm: die Furcht, daß der Kampf wieder aufgenommen würde; es war die schreckliche Angst vor dem, was sich dann ereignen würde; er sprach nicht davon, aber es lag ihm mit dumpfem Druck auf der Brust. Als er wieder in sein Zimmer emporgestiegen war, wo Maurice und Jean sich nicht gerührt hatten, versuchte er vergeblich, sich in einem Lehnstuhl auszustrecken; der Schlaf kam nicht, der Lärm von Granaten scheuchte ihn jäh auf, sobald er daran war, einzuschlummern. Es war der furchtbare Kanonendonner des Tages, der ihm noch in den Ohren klang; und einen Augenblick horchte er entsetzt auf und verharrte zitternd in der lautlosen Stille, die ihn jetzt umgab. Da er nicht schlafen konnte, zog er es vor, aufzustehen; er irrte durch die

finsteren Gemächer, indem er es vermied, in das Zimmer einzutreten, wo seine Mutter bei dem Obersten wachte, denn der starre Blick, mit dem sie ihn verfolgte, war ihm schließlich peinlich geworden. Zweimal kehrte er zurück, um zu sehen, ob Henriette nicht aufgewacht sei, aber vor dem so ruhigen Antlitz seiner Frau hemmte er seine Schritte. Bis zwei Uhr morgens stieg er so treppauf treppab, ohne zu wissen, was er anfangen sollte, und ohne es auf einem Fleck aushalten zu können.

Das konnte nicht so fortgehen. Delaherche entschloß sich, nochmal nach der Unterpräfektur zurückzugehen, da er wohl fühlte, daß ihm jede Ruhe unmöglich sein würde, so lange er nichts Bestimmtes wußte. Unten jedoch, angesichts der überfüllten Straße wurde er von Verzweiflung erfaßt: Niemals würde er die Kraft haben, hinzugehen und zurückzukommen inmitten dieser Hindernisse, die ihm schon in der Erinnerung förmlich die Glieder zerbrachen. Und er zauderte, als er den Stabsarzt Bouroche schnaubend und fluchend daherkommen sah.

„Donnerwetter, es ist zum Hinwerden!“

Er hatte sich ins Rathaus begeben müssen, um den Bürgermeister zu bitten, Chloroform zu requiriren und ihm gleich bei Tagesanbruch welches zu schicken; sein Vorrat war erschöpft, dringende Operationen harrten seiner, und er fürchtete, in die armen Kerle hineinhacken zu müssen, wie er sagte, ohne sie einzuschläfern.

„Nun?“ fragte Delaherche.

„Nun, sie wissen nicht einmal, ob die Apotheker noch welches haben.“

Aber der Fabrikant scherte sich wenig um das Chloroform. Er fragte abermals:

„Nicht das ... Ich meine, ist's zu Ende? Hat man mit den Preußen unterzeichnet?“

Der Stabsarzt machte eine heftige Geberde.

„Nichts ist geschehen,“ rief er. „Wimpffen ist soeben zurückgekommen. Es scheint, diese Räuber stellen Forderungen, daß man ihnen Maulschellen verabreichen möchte ... Da soll man doch von neuem anfangen, und wenn wir auch alle draufgehen, es wäre wahrlich besser!“

Delaherche horchte erbleichend auf.

„Ist's wirklich sicher, was Sie mir da erzählen?“

„Ich hab's von den Zivilisten, vom Gemeinderat, die dort in Permanenz tagen ... Ein Offizier war von der Unterpräfektur gekommen, um ihnen alles zu sagen.“

Und er fügte Einzelheiten hinzu: Die Zusammenkunft zwischen General von Wimpffen, General von Moltke und Bismarck hatte im Schloß Bellevue bei Donchery stattgefunden. Ein furchtbarer Mensch, dieser General von Moltke, dürr und hart, mit dem glatten Gesicht eines Chemikers oder Mathematikers, der die Schlachten von seinem Arbeitszimmer aus mit algebraischen Formeln gewann! Gleich hatte er sich's angelegen sein lassen, zu zeigen, daß er die verzweifelte Lage der französischen Armee kenne: keine Lebensmittel, keine Munition, Demoralisirung und Ver-

wirrung, die völlige Unmöglichkeit, den eisernen Ring zu zerbrechen, von dem sie eingeschlossen war, während die deutschen Armeen die stärksten Stellungen inne hatten und die Stadt in zwei Stunden in Brand stecken konnten. Kalt diktirte er seine Forderung: Die gesamte französische Armee mit Waffen und Zubehör sollte sich gefangen geben. Bismarck mit seinem gutmütigen Doggengesicht unterstützte ihn nur. Da hatte sich General von Wimpffen in der Bekämpfung dieser Bedingungen erschöpft, der härtesten, die man jemals einer geschlagenen Armee auferlegt habe. Er sprach von ihrem Mißgeschick, von dem Heldenmut der Soldaten, von der Gefahr, ein stolzes Volk bis zum Aeußersten zu treiben; er hatte durch drei Stunden gedroht, gefleht, mit einer verzweifelten und herrlichen Beredsamkeit gesprochen, indem er verlangte, daß man sich begnüge, die Besiegten im Innern Frankreichs, sogar in Algier zu interniren; und das einzige Zugeständnis war schließlich, daß jene Offiziere, die schriftlich und auf Ehrenwort sich verpflichten würden, nicht mehr zu dienen, heimkehren könnten. Schließlich mußte der Waffenstillstand bis nächsten Vormittag um zehn Uhr verlängert werden. Wenn zu dieser Stunde, die Bedingungen nicht angenommen wären, würden die preußischen Batterien neuerdings ihr Feuer eröffnen und die Stadt würde in Brand gesteckt.

„Das ist unsinnig!“ rief Delaherche, „man zündet eine Stadt, die nichts gethan hat, nicht an.“

Er kam vollends außer sich, als der Stabsarzt weiter erzählte, daß die Offiziere, die er eben im

„Europäischen Hof“ gesehen hatte, von einem Massenausfall vor Tagesanbruch gesprochen hätten. Seit die deutschen Forderungen bekannt waren, gab sich eine ungeheure Aufregung kund, und man wagte die tollsten Vorschläge. Selbst der Gedanke, daß es nicht loyal wäre, das Dunkel zu benützen, um die Waffenruhe zu brechen, schreckte niemand ab. Und es waren in der That verrückte Pläne: der Marsch auf Carignan sollte wieder aufgenommen werden, dank der stockfinstern Nacht, mitten durch die Bayern hindurch, die Hochfläche von Illy durch eine Ueberrumpelung wieder erobert, die Straße von Mézières freigemacht werden; oder auch, es sollte noch ein unwiderstehlicher Anlauf genommen werden, um sich mit einem Sprunge nach Belgien zu werfen.

Andere wieder, um die Wahrheit zu gestehen, sagten nichts, sie fühlten das unausweichliche Verhängnis der Niederlage; sie hätten alles angenommen, alles unterschrieben, um in einem glücklichen Aufschrei der Erleichterung ein Ende zu machen.

„Gute Nacht,“ schloß Bouroche. „Ich will sehen, daß ich noch ein paar Stunden schlafen kann, ich hab's recht notwendig.“

Als Delaherche allein war, bekam er einen förmlichen Erstickungsanfall. Was? War es richtig, daß man anfangen wollte, sich wieder zu schlagen, Sedan anzuzünden und dem Erdboden gleich zu machen! Das würde unvermeidlich, das Entsetzliche würde sich gewiß vollziehen, sobald die Sonne hoch genug über den Hügeln stände, um den Graus des Blutbads zu beleuchten.

Und mechanisch klomm er wieder einmal die steile Bodentreppe empor, und er befand sich wieder zwischen den Rauchfängen am Rande der engen Terrasse, welche die Stadt beherrschte.

Aber zur Stunde lag da oben alles in tiefer Finsternis, in einem unendlichen Meere, das große, düstere Wogen einherwälzte, in dem man anfangs nicht das Geringste unterscheiden konnte. Dann hoben sich zuerst die Baulichkeiten der Fabrik in wirren Massen ab, die er erkannte; das Maschinenhaus, die Spindelsäle, die Trockenkammern, die Magazine, und der Anblick dieser gewaltigen Masse von Gebäuden, die sein Stolz und sein Reichtum war, wühlte sein Innerstes vor Mitleid über sich selbst auf, wenn er daran dachte, daß in wenigen Stunden nichts als die Asche davon übrig sein werde. Seine Blicke stiegen gegen den Horizont empor, ringsum in diesem ungeheuren schwarzen Raume, in dem die Drohung des morgigen Tages schlief. Im Süden, in der Gegend von Bazeilles flogen kleine Flämmchen über den in ihrer Glut zusammengestürzten Häusern, während gegen Norden der Pachthof beim Garennewalde, wo abends eine Feuersbrunst ausgebrochen war, noch immer brannte und die Bäume mit einem mächtigen roten Scheine wie blutig färbte. Keine anderen Feuer waren zu sehen; nichts als diese beiden Flammen, ein unermeßlicher Abgrund, durch den nur das Grausen vereinzelter Geräusche strich. Da unten, vielleicht meilenweit, vielleicht auf den Wällen weinte jemand. Vergeblich bemühte er sich, den Schleier zu durch-

bringen, den Liry, die Marfée, die Batterien von Frénois und Wadelincourt zu sehen, diesen Ring von ehernen Bestien, die er im Geiste mit ausgestrecktem Hals und weit aufgesperrtem Rachen daliegen sah. Und als er die Blicke wieder auf die Stadt ringsum lenkte, da hörte er ihren beklommenen Atem. Das war nicht bloß der böse Schlaf der in den Straßen niedergesunkenen Soldaten, das dumpfe Krachen dieses Haufens von Menschen, Tieren und Kanonen. Was er zu vernehmen glaubte, war die angstvolle Schlaflosigkeit der Bürger, seiner Nachbarn, die, vom Fieber geschüttelt, in der bangen Erwartung des Tages ebenso wenig wie er schlafen konnten.

Alle mochten wissen, daß die Uebergabe nicht unterzeichnet war, alle zählten die Stunden und zitterten bei dem Gedanken, daß, wenn sie nicht unterzeichnet wurde, ihnen nichts übrig blieb, als in die Keller hinunterzusteigen, um dort unter den Trümmern zerschmetterf und eingemauert zu sterben. Ihn däuchte, daß eine verzweifelte Stimme aus der Voyardsgasse emporbringe, die inmitten jähen Waffengeklirrs „Mörder, Mörder!“ rief. Er beugte sich vor; er blieb in der dichten Nacht, verloren in dem nebelbedeckten, sternenlosen Himmel, von einem solchen Schauder umhüllt, daß jedes Haar an seinem Leibe sich sträubte.

Unten, auf dem Sofa, erwachte Maurice im Morgengrauen. Er war wie zerschlagen und rührte sich nicht, die Augen auf die Fensterscheiben gerichtet, die von einer fahlen Dämmerung mit weißlichem Lichte erhellt waren. Die abscheulichen Erinnerungen

an die gestrige Schlacht, an die Flucht und das ganze Unheil überkamen ihn in der durch das Erwachen geschärften Geistesklarheit. Er sah alles bis auf die geringste Einzelheit wieder, er litt furchtbar unter der Niederlage, deren Echo bis zu den Wurzeln seines Wesens drang, als ob er sie verschuldet hätte. Und er erwog das Uebel, er zergliederte sich selbst und fand seine Fähigkeit, sich selbst zu quälen, in verschärftem Maße wieder. War er nicht der erste beste, ein Kind der Zeit, gewiß von glänzender Bildung, aber von völliger Unwissenheit in allem, was man hätte wissen sollen, dabei eitel bis zur Verblendung, verderbt durch die ungeduldige Begier nach Genuß und durch das lügnerische Glück der Herrschaft des Kaisers? Dann traten ihm andere Erscheinungen vor Augen: sein Großvater, im Jahre 1780 geboren, einer der Helden der großen Armee, einer der Sieger von Austerlitz, Wagram und Friedland; sein Vater, im Jahre 1811 geboren, der in die Bureaukratie geraten war, ein kleiner mittelmäßiger Beamter, Steuereinnehmer in Chêne-Populeux, wo er sich abgenutzt hatte; er selbst, der im Jahre 1841 geboren, zu einem Herrn erzogen und Advokat geworden war, der schlimmsten Dummheiten und der größten Begeisterung fähig, bei Sedan besiegt, in einer Katastrophe, von der er ahnte, daß sie ungeheuer sei und das Ende einer Welt bedeute. Und diese Entartung des Stammes, die erklärte, wie das mit den Großvätern siegreiche Frankreich mit den Enkeln geschlagen werden konnte, brach ihm das Herz, wie eine Familienkrankheit, die sich langsam verschlim-

mert hat, zu der unausbleiblichen, verhängnisvollen Katastrophe führt, wenn die Stunde gekommen ist. Im Siege hätte er sich so tapfer und freudig erregt gefühlt, in der Niederlage gab er sich in seiner frauenhaften nervösen Schwäche dieser maßlosen Verzweiflung hin, in der für ihn die ganze Welt zusammenstürzte. Es blieb nichts mehr übrig, Frankreich war tot. Schluchzen erstickte ihn, er faltete die Hände und fand seine stammelnden Kindergebete wieder:

„Mein Gott, nimm mich doch zu dir ... Mein Gott erlöse doch all diese Elenden, die leiden ..."

Jean, der in die Decke eingewickelt auf dem Boden lag, bewegte sich; ganz erstaunt richtete er sich schließlich auf.

„Was gibt's denn, mein Junge? Bist Du krank?"

Dann begriff er, daß das noch jene Ideen waren, bei denen, wie er sich ausdrückte, man sich in die Nase beißen könnte, und er sagte in väterlichem Tone:

„Schau 'mal, was hast Du denn? Brauchst Dir für nichts und wieder nichts keinen solchen Kummer zu machen."

„Ach," rief Maurice aus, „jetzt ist alles futsch. Wir können uns darauf gefaßt machen, Preußen zu werden."

Und als der Kamerad mit seinem harten Bauernschädel sich verwunderte, bemühte er sich, ihm klar zu machen, wie die Rasse entkräftet sei und unter einem notwendigen Strom frischen Blutes verschwinden müsse. Aber der Bauer wies diese Erklärung mit einem hartnäckigen Kopfschütteln zurück.

„Wie! Mein Feld sollte nicht mehr mir gehören?

Ich sollte zugeben, daß die Preußen mir es nehmen, so lange ich noch nicht mausetot bin und noch meine beiden Arme habe? ... Geh doch, geh!"

Dann sagte er so seine Idee, mühselig und wie's ihm gerade einfiel. Man habe verdammte Hiebe gekriegt, das sei ja richtig. Aber es seien doch vielleicht nicht alle tot, es blieben noch welche, und die würden ausreichen, um das Haus wieder aufzubauen, wenn sie brave Burschen wären, hart arbeiteten, und nicht vertränken, was sie verdienen. In einer Familie, wenn man sich anstrengt und etwas auf die Seite legt, gelingt's einem immer, sich auch im schlimmsten Mißgeschick wieder auf die Beine zu bringen. Es ist sogar manchmal nicht schlecht, eine ordentliche Maulschelle zu bekommen; das bringt einen zum Nachdenken. Und, du lieber Gott, wenn's wahr ist, daß man irgendwo angefault war und brandige Glieder hatte, gut, dann war es besser, sie mit einer Hacke abgeschlagen auf der Erde liegen zu sehen, als daran wie an der Cholera draufzugehen.

„Futsch, oho, das nicht," wiederholte er mehrmals. „Ich bin nicht futsch, ich spür' nichts davon."

Und so kreuzlahm, wie er war, mit seinem durch das Blut seiner Schramme zusammengeklebten Haar, richtete er sich auf in einem starken Bedürfnis zu leben, sein Gerät oder den Pflug wieder in die Hand zu nehmen, um, seinem Worte gemäß, das Haus von neuem aufzubauen. Er stammte aus einem alten, dauerhaften und braven Boden, aus dem Lande der Vernunft, der Arbeit und der Sparsamkeit.

„Aber gleichwohl,“ fuhr er fort, „es thut mir um des Kaisers willen leid ... Die Geschäfte schienen zu gehen, das Getreide ließ sich gut verkaufen ... Gewiß, er war zu dumm, man läßt sich nicht in solche Geschichten ein!“

Maurice, der wie vernichtet blieb, machte abermals eine trostlose Geberde:

„Ach, der Kaiser, ich liebte ihn im Grunde genommen, trotz meiner Gedanken von Freiheit und Republik ... Ja, ich hatte das im Blut, zweifellos von meinem Großvater her ... Und so ist's nun auch da faul ... Wohin werden wir geraten!“

Seine Augen blickten irre, er stieß einen so schmerzlichen Klageruf aus, daß Jean, von Unruhe ergriffen, beschloß, aufzustehen, als er Henriette eintreten sah. Sie war soeben aufgewacht, als sie die Stimmen im Nachbarzimmer hörte. Ein blasses Licht erhellte jetzt das Gemach.

„Sie kommen gerade recht, um mit ihm zu zanken,“ sagte Jean, indem er sich zu einem Lachen zwang. „Er ist gar nicht artig.“

Der Anblick seiner Schwester aber, die so bleich, so niedergebeugt aussah, hatte bei Maurice eine heilsame Krise weichherziger Stimmung vollzogen. Er öffnete die Arme und rief sie an seine Brust; und als sie an seinen Hals gesunken war, erfüllte ihn große Sanftmut und Milde. Auch sie weinte, und ihre Thränen vermischten sich.

„Ach, mein armes, armes Herzchen! Wie ist das häßlich von mir, daß ich nicht einmal mehr den Mut

habe, Dich zu trösten ... Dieser gute Weiß, Dein braver Mann, der Dich so geliebt hat ... Was soll aus Dir werden! Immer bist Du das Opfer gewesen, ohne daß Du Dich jemals beklagt hättest ... Ich selbst, ich hab' Dir schon so viel Herzeleid verursacht, und wer weiß, ob ich Dir nicht noch neues bereiten werde!"

Sie hieß ihn schweigen, indem sie ihm die Hand auf den Mund legte, als Delaherche ganz verstört und außer sich eintrat. Er war schließlich von der Terrasse hinabgestiegen, von einem Gelüste gepackt, einem nervösen Heißhunger, der durch die Müdigkeit noch unerträglicher wurde; und als er in die Küche zurückgekehrt war, um etwas Warmes zu trinken, fand er mit der Köchin einen Verwandten von ihr da, einen Schreiner aus Bazeilles, dem sie gerade einen Glühwein kredenzte. Da hatte ihm dieser Mann, einer von den Einwohnern, die bis zuletzt inmitten der Feuersbrünste dort geblieben waren, erzählt, daß seine Färberei vollständig zerstört, und nur noch ein Schutthaufen sei.

„Was! Diese Räuber! Ist das zu glauben!" stammelte er, indem er sich an Jean und Maurice wendete.

„Alles ist verloren; sie werden heute früh Sedan anzünden, wie sie gestern Bazeilles angezündet haben... Ich bin ruinirt, ich bin ruinirt!"

Da fiel ihm die Schramme auf, die Henriette an der Stirne hatte, und er erinnerte sich, daß er mit ihr noch nicht hatte sprechen können.

„Ist's also wahr? Sie sind hingegangen und haben das wegbekommen? ... Ach, der arme Weiß!“

Und plötzlich, da er an den roten Augen der jungen Frau sah, daß sie vom Tode ihres Mannes wußte, ließ er sich eine grauenhafte Einzelheit entschlüpfen, die ihm soeben vom Schreiner erzählt worden war.

„Der arme Weiß! Es scheint, daß sie ihn verbrannt haben ... Ja, sie haben die Leichen der Einwohner, die erschossen worden waren, in die Glut eines Hauses geworfen, das, mit Petroleum begossen, hell aufflammte.“

Vor Schauder starr hörte Henriette zu: Mein Gott, also nicht einmal der Trost blieb ihr, ihren teuren Toten zu holen und zu bestatten, dessen Asche nun der Wind zerstreute. Maurice hatte sie wieder in seine Arme gepreßt und nannte sie mit zärtlicher Stimme sein armes Aschenbrödel und bat sie, sich nicht so zu grämen, sie, die doch so tapfer sei.

Nach einem Stillschweigen wandte sich Delaherche, der an dem Fenster sah, wie es heller Tag wurde, rasch um und sagte zu den beiden Soldaten:

„Da fällt mir ein — ich hätte es beinahe vergessen ... Ich war heraufgekommen, um Sie zu benachrichtigen, daß unten im Schuppen, wo man die Kriegskasse untergebracht hat, ein Offizier im Begriffe ist, Geld unter die Leute zu verteilen, damit es die Preußen nicht bekommen. Sie sollten hinuntergehen, das Geld kann Ihnen noch nützlich sein, wenn wir nicht alle heute abend tot sind.“

Der Rat war gut; Maurice und Jean stiegen hinab, nachdem Henriette eingewilligt, den Platz ihres Bruders auf dem Sofa einzunehmen.

Delaherche durchschritt das Zimmer nebenan, wo er Gilberte wieder fand, die mit ihrem ruhigen Gesicht immerzu ihren Kinderschlaf schlief, ohne daß sie das Geräusch des Gesprächs und das Schluchzen veranlaßt hätte, auch nur ihre Lage zu ändern. Und von hier aus streckte er den Kopf in das Zimmer vor, wo seine Mutter bei Herrn von Vineuil wachte; doch sie war in ihrem Lehnstuhl eingeschlummert, während der Oberst mit geschlossenen Augen vom Fieber wie vernichtet, sich nicht gerührt hatte.

Doch jetzt öffnete er die Augen weit und fragte:

„Nun, es ist zu Ende, nicht wahr?“

Delaherche, ärgerlich über die Frage, die ihn im Augenblicke zurückhielt, als er gehofft hatte, zu entschlüpfen, machte eine Geberde des Zornes und erwiderte mit gedämpfter Stimme:

„Ach freilich, zu Ende! So lange, bis man wieder anfängt! Nichts ist unterzeichnet!“

Mit ganz leiser Stimme fuhr der Oberst im beginnenden Fieberdelirium fort:

„Mein Gott, könnte ich nur vor dem Ende sterben! Ich höre die Kanonen nicht. Warum schießt man nicht mehr? ... Da oben bei Saint-Menges bei Fleigneux beherrschen wir alle Straßen, wir werden die Preußen in die Maas werfen, wenn sie es wagen, Sedan zu umgehen, um uns anzugreifen. Die Stadt ist zu unseren Füßen, zwischen uns und ihnen, gleich

einem Hindernis, das unsere Stellung verstärkt ... Vorwärts! Das siebente Corps nimmt die Tête, das zwölfte deckt den Rückzug ..."

Und seine Hände fuhren über die Decke hin und her, wie beim Trab des Pferdes, das ihn in seinem Traum trug. Allmälich verlangsamten sich die Bewegungen im selben Maße, als seine Worte schwerfälliger wurden und er wieder einschlief. Endlich hörten sie ganz auf, und er blieb ohne Atemzug wie tot liegen.

„Ruhen Sie sich aus," hatte Delaherche geflüstert, „ich komme wieder, sobald ich Nachrichten habe."

Dann, nachdem er sich vergewissert, daß er seine Mutter nicht geweckt hatte, schlüpfte er hinaus und verschwand.

Im Schuppen unten fanden Jean und Maurice in der That einen Zahlmeister, der, auf einem Küchenstuhl sitzend, und nur von einem Tischchen aus weichem Holz gedeckt, ohne Feder, ohne Empfangsschein, überhaupt ohne irgendwelches Papier ganze Vermögen austeilte. Er schöpfte einfach aus den von Goldstücken strotzenden Säcken und, ohne sich erst der Mühe des Zählens zu unterziehen, füllte er mit raschen Griffen die Feldmützen aller Sergeanten des siebenten Corps an, die vor ihm vorbeizogen. Es war vereinbart, daß die Sergeanten die Beträge unter die Leute ihres halben Zugs verteilen sollten. Jeder nahm das Geld mit einer linkischen Miene wie eine Kaffee- oder Fleischration entgegen, ging dann verlegen davon und leerte das Käppi in die Tasche aus, um sich nicht auf

der Straße bei helllichtem Tage mit diesem vielen Gold zu zeigen.

Es wurde nicht ein Wort gesprochen; man hörte nur das kristallene Rieseln der Goldstücke, und ringsum sah man nur die verdutzten Gesichter der armen Teufel, die sich mit solchem Reichtum belastet sahen, jetzt, da es in der Stadt weder ein Brot noch ein Liter Wein mehr zu kaufen gab.

Als Jean und Maurice vorgingen, zog der Offizier die Handvoll Louisd'or, die er hielt, zurück.

„Weder der eine noch der andere von euch ist Sergeant ... Bloß die Sergeanten haben das Recht, zu erheben ..."

Dann sagte er, bereits müde und in der Hast, fertig zu werden:

„Da, nehmen Sie, Korporal, nehmen Sie immerhin ... Rasch, ein anderer!"

Und er hatte die Goldstücke in das Käppi fallen lassen, das Jean ihm hinstreckte. Dieser von der Höhe des Betrages — an sechshundert Franken — ganz aufgeregt, wollte sofort, daß Maurice die Hälfte nehme. Man konnte nicht wissen, sie konnten jählings von einander getrennt werden.

Sie nahmen die Teilung im Garten vor dem Lazaret vor; und sie gingen sofort hinein, da sie auf der Streu gleich beim Eingange den Tambour ihrer Compagnie, Bastian, sahen, einen dicken, lustigen Burschen, der das Pech gehabt hatte, gegen fünf Uhr, als die Schlacht zu Ende war, eine verlorene Kugel

in die Leisten zu bekommen. Seit dem gestrigen Abend lag er im Todeskampf.

Im weißlichen Lichte der Morgendämmerung, in diesem Augenblick des Erwachens bot das Lazaret ein Bild, das sie zu Eis erstarren machte. Drei Verwundete waren noch in der Nacht gestorben, ohne daß man es bemerkt hatte; und die Lazaretgehilfen beeilten sich, anderen Platz zu machen und die Leichen wegzutragen. Die Operirten von gestern öffneten in ihrem schlafsüchtigen Zustand weit die Augen und betrachteten mit stumpfsinniger Miene diesen großen, schmerzensvollen Schlafsaal, wo auf dem Lager eine halb abgeschlachtete Herde lag. Man hatte abends umsonst die Diele gefegt und nach der blutigen Chirurgenwirtschaft ein bißchen Ordnung machen wollen. Auf dem schlecht getrockneten Fußboden waren Blutstreifen zurückgeblieben, ein großer Schwamm, mit seinen blutigen Flecken einem Gehirn gleich, schwamm in einem Eimer, eine Hand mit zerschmetterten Fingern lag vergessen bei der Thüre unter dem Schuppen. Das waren die Ueberbleibsel der Schlächterei, die gräßlichen Abfälle am Tage nach dem Gemetzel in der düstern Morgendämmerung. Und die Unruhe der ersten Stunden, der ungestüme Drang zu leben hatten unter dem drückend schwülen Fieber einer Art Niederschmetterung Platz gemacht. Kaum erhob sich, die dunstige Stille störend, eine stammelnde, vom Schlaf gedämpfte Klage. Die glasigen Augen erschraken darüber, den Tag wiederzusehen, aus dem klebrigen Mund der Armen drang ein übler Atem

hervor, der ganze Saal verfiel in die Stimmung jener endlosen, bleigrauen, widerlichen, vom Todeskampf unterbrochenen Tage, die diese armen Verstümmelten nun verleben sollten, um vielleicht nach zwei oder drei Monaten mit einem Gliede weniger davonzukommen.

Bouroche, der nach ein paar Stunden der Ruhe wieder seine Runde begann, blieb vor dem Tambour Bastian stehen und ging dann mit einem unmerklichen Achselzucken weiter. Nichts zu machen!

Der Tambour hatte jedoch die Augen geöffnet, und wie wiedererstanden folgte er mit lebhaftem Blicke einem Sergeanten, der den guten Einfall gehabt hatte, mit seinem golbgefüllten Käppi in der Hand da einzutreten, um zu sehen, ob unter diesen armen Teufeln nicht einige seiner Leute wären. Eben hatte er zwei gefunden und gab einem jeden zwanzig Franken. Andere Sergeanten kamen herbei, und das Gold regnete nur so auf das Stroh nieder. Und Bastian, dem es gelungen war, sich aufzurichten, streckte seine beiden Hände aus, die der Todeskampf schüttelte:

„Mir! Mir!"

Der Sergeant wollte weiter gehen, wie Bouroche weiter gegangen war. Wozu auch? Dann gab er einer braven Regung nach und warf die Goldstücke, ohne sie zu zählen, in die beiden schon kalten Hände.

„Mir! Mir!"

Bastian war wieder zurückgesunken. Er bemühte sich, das Gold, das ihm entschlüpfte, zu erhaschen, und tastete lange mit steifen Fingern umher. Und er starb.

„Gute Nacht! Dem ist das Lebenslicht ausgegangen,“ sagte sein Nachbar, ein kleiner schwarzer Zuave. „Das ist ärgerlich, wenn man was hat, um sich ein Gläschen zu bezahlen.“

Er hatte den linken Fuß mit einer Schiene festgeschnürt. Trotzdem glückte es ihm, sich zu erheben und auf den Ellenbogen und den Knieen zu kriechen; und als er bei dem Toten war, hob er alles auf, durchsuchte er dessen Hände und die Falten des Mantels. Als er an seinen Platz zurückkam und sah, daß man ihn beobachtete, sagte er nur:

„'s ist nicht nötig, daß das verloren geht, nicht wahr?“

Maurice, dem es in dieser von menschlichem Elend erfüllten Luft zum Ersticken war, hatte sich beeilt, Jean mit hinauszuziehen. Als sie durch den Operationsschuppen schritten, sahen sie Bouroche, der außer sich darüber, daß er kein Chloroform hatte beschaffen können, sich trotzdem entschloß, einem armen Burschen von zwanzig Jahren das Bein abzuschneiden. Und sie flohen, um nichts zu hören.

In derselben Minute kam Delaherche von der Straße zurück. Er winkte ihnen und rief ihnen zu:

„Geht schnell hinauf! Wir wollen frühstücken, der Köchin ist es gelungen, Milch zu bekommen. Wahrhaftig, das kann nichts schaden, wir haben es ordentlich nötig, etwas Warmes zu nehmen!“

Und trotz aller Mühe konnte er nicht die ganze Freude unterdrücken, die ihn beseligte. Er senkte die Stimme und fügte strahlend hinzu:

„Diesmal wird's! Der General Wimpffen ist wieder weggeritten, um die Kapitulation zu unterzeichnen."

Ach, welch eine ungeheure Erlösung! Seine Fabrik gerettet, der furchtbare Alpdruck zerstoben; das Leben, das er wieder beginnen sollte, zwar ein leidvolles, aber doch schließlich das Leben! Es hatte neun Uhr geschlagen, die kleine Rose, die durch die ein wenig geräumten Straßen in dieses Viertel zu ihrer Tante, einer Bäckerin gelaufen war, um Brot zu holen, hatte ihm eben erzählt, was am Morgen auf der Unterpräfektur vorgefallen war. Um acht Uhr hatte General von Wimpffen einen neuen Kriegsrat zusammenberufen, mehr als dreißig Generale, denen er die Ergebnisse seines Schrittes, seine vergeblichen Bemühungen, die harten Forderungen des siegreichen Feindes auseinandergesetzt hatte. Seine Hände zitterten, eine heftige Erregung füllte ihm die Augen mit Thränen. Und er sprach noch, als ein Oberst vom preußischen Generalstabe als Parlamentär sich im Namen des Generals von Moltke vorstellte, um daran zu erinnern, daß, falls um zehn Uhr kein Beschluß gefaßt wäre, das Feuer auf die Stadt Sedan wieder eröffnet würde. Der Kriegsrat konnte dann angesichts der furchtbaren Notwendigkeit den General nur bevollmächtigen, sich neuerdings nach Schloß Bellevue zu begeben, um alles anzunehmen. Schon mußte der General dort sein; die ganze französische Armee mit Waffen und allem Kriegsbedarf war gefangen.

Dann ließ sich Rose eingehend über die außerordentliche Bewegung aus, welche die Nachricht in der Stadt hervorgerufen hatte. Auf der Unterpräfektur hatte sie Offiziere gesehen, die sich ihre Epauletten abrissen und dabei gleich Kindern weinten. Auf der Brücke warfen Kürassiere ihre Säbel in die Maas; und ein ganzes Regiment war vorbeigezogen, jeder Mann schleuderte seinen Säbel hinein, sah das Wasser aufspritzen und wieder darüber zusammenschlagen. In den Straßen packten die Soldaten ihre Gewehre bei dem Lauf und zerbrachen den Kolben an einer Mauer, während die Artilleristen den Mechanismus von den Mitrailleusen abnahmen und in die Kloaken warfen. Andere wieder vergruben ihre Fahnen oder verbrannten sie. Auf dem Turenneplatze war ein alter Sergeant auf einen Prellstein gestiegen und beschimpfte, wie von einem plötzlichen Wahnsinn erfaßt, die Führer und nannte sie Feiglinge. Andere sahen stumpfsinnig drein, mit dicken, stillen Thränen in den Augen. Und man mußte es wohl auch gestehen, andere, und zwar die Mehrheit, hatten Augen, die vor Befriedigung lachten, deren ganzes Wesen vor Behagen strahlte.

Das war doch endlich das Ende ihres Elends, sie waren gefangen und brauchten sich nicht mehr zu schlagen! So viele, viele Tage hatten sie gelitten unter den übermäßigen Märschen und unter dem Mangel an Essen. Uebrigens — wozu sich noch schlagen, da man nicht der Stärkere war? Desto besser, wenn die Generale sie verkauft hätten, damit die Sache sofort ein Ende habe. Es war so köstlich, sich sagen

zu können, daß man wieder weißes Brot haben und in Betten liegen werde.

Oben, als Delaherche mit Maurice und Jean ins Speisezimmer eintrat, rief ihn seine Mutter.

„Komm doch, der Oberst macht mir Sorge."

Herr von Vineuil, der mit offenen Augen dalag, war wieder von seinen keuchenden Fieberträumen gepackt worden.

„Gleichviel! Wenn auch die Preußen uns von Mézières abschneiden . . . Da, die einen umgehen zuletzt den Falizettewald, während die anderen längs des Givonnethals emporsteigen . . . Die Grenze ist hinter uns, und wir überschreiten sie mit einem Satz, nachdem wir möglichst viele von ihnen umgebracht haben . . . Das war's . . . was ich gestern wollte . . ."

Doch seine glühenden Blicke trafen Delaherche. Er erkannte ihn, er schien ernüchtert aus seinen schlaftrunkenen Wahngebilden emporzutauchen; und zur furchtbaren Wirklichkeit zurückgekehrt, fragte er ein drittesmal:

„Nicht wahr? Es ist zu Ende?"

Der Tuchfabrikant konnte den Ausbruch seiner Befriedigung nicht unterdrücken:

„Ja wohl! Gott sei Dank! Vollständig zu Ende... Zu dieser Stunde muß die Kapitulation schon unterzeichnet sein!"

Heftig hatte sich der Oberst trotz seines verbundenen Fußes aufgerichtet; und er faßte seinen Degen, der auf einem Stuhl geblieben war, er wollte ihn mit

einem Griff zerbrechen. Aber seine Hände zitterten zu sehr und der Stahl entglitt ihm.

„Geben Sie acht! Er wird sich schneiden!“ rief Delaherche. „Das ist gefährlich, nimm ihm das doch aus den Händen!“

Und es war Frau Delaherche, die sich des Degens bemächtigte. Dann, angesichts der Verzweiflung des Herrn von Vineuil, — anstatt ihn zu verbergen, wie ihr Sohn sie zu thun geheißen hatte, — zerbrach sie ihn mit einem kurzen Ruck über ihrem Knie mit einer außerordentlichen Kraft, deren sie selbst ihre armen Hände nie für fähig gehalten hätte. Der Oberst hatte sich wieder niedergelegt und weinend blickte er seine alte Freundin mit unendlicher Milde an.

Im Speisezimmer hatte die Köchin indessen für jedermann Kaffee mit Milch eingeschenkt. Henriette und Gilberte waren aufgewacht; die letztere, durch einen guten Schlaf ausgeruht, mit hellem Gesicht und heiteren Augen, umarmte zärtlich ihre Freundin, die sie, wie sie sagte, aus tiefster Seele beklagte. Maurice ließ sich neben seiner Schwester nieder, während Jean, der, ein wenig linkisch, gleichfalls hatte annehmen müssen, Delaherche gegenüber saß. Frau Delaherche war durchaus nicht zu bewegen, zu Tisch zu kommen; man brachte ihr eine Schale Kaffee, die sie sich zu trinken begnügte. Aber daneben, bei dem Frühstück der anderen fünf, wo es anfangs still zuging, wurde es bald lebhaft. Man war ganz schwach, sehr hungrig; warum sollte man sich nicht freuen, sich unversehrt und wohlauf beisammen zu finden, indes Tausende

von armen Teufeln noch die umliegenden Gefilde bedeckten! In dem großen, kühlen Speisezimmer bot das schneeweiße Tischtuch eine wahre Augenweide, und der heiße Kaffee schien ausgezeichnet.

Man plauderte. Delaherche, der bereits sein Selbstbewußtsein als reicher Industrieller, seine Gutmütigkeit als Fabrikherr, der sich gerne populär macht und nur gegen den Mißerfolg strenge ist, wiedergefunden hatte, kam abermals auf Napoleon III. zu sprechen, dessen Gestalt seit vorgestern seine Gafferneugierde beschäftigte. Und er wandte sich an Jean, da er nur diesen schlichten Burschen vor sich hatte.

„Ja wohl, Herr, ich kann es sagen, der Kaiser hat mich ordentlich getäuscht ... Denn schließlich, mögen auch seine Lobhudler mildernde Umstände geltend machen, ist er doch unleugbar die erste, die einzige Ursache unseres Unheils.“

Er vergaß bereits, daß er ein paar Monate vorher als glühender Bonapartist für den Triumph des Plebiszits gearbeitet hatte. Und er beklagte nicht einmal mehr denjenigen, der der Mann von Sedan werden sollte, er halste ihm alle Sünden auf.

„Ein unfähiger Mensch, wie man jetzt zuzugeben gezwungen ist; aber das wäre noch nichts ... Ein Trugbildern nachjagender Mensch, ein schlecht organisirtes Gehirn, dem die Dinge zu gelingen schienen, solange das Glück für ihn war ... Verstehen Sie, man soll nicht versuchen, uns gegen sein Geschick mitleidig zu stimmen, indem man uns sagt, daß man ihn getäuscht, daß ihm die Opposition die notwen-

digen Soldaten und Geldmittel verweigert hat. Er ist's, der uns betrogen hat, dessen Laster und Fehler uns in dieses schreckliche Unglück hineingestoßen haben, in dem wir stecken."

Maurice, der nicht reden wollte, konnte ein Lächeln nicht unterdrücken, während Jean, den diese politische Unterhaltung verlegen machte, aus Furcht Dummheiten zu sprechen, sich begnügte, zu erwidern:

„Man erzählt aber doch, daß er ein braver Mann sei."

Aber diese paar bescheiden geäußerten Worte brachten Delaherche aus dem Häuschen. Die ganze Furcht, die er gehabt, all seine beklommenen Besorgnisse machten sich, in Haß umgewandelt, in einem Aufschrei erbitterter Leidenschaft Luft.

„Ein braver Mann! In der That, das ist bald gesagt ... Wissen Sie, Herr, daß meine Fabrik drei Granaten abgekriegt hat, und daß es nicht die Schuld des Kaisers ist, wenn sie nicht abgebrannt ist ... Wissen Sie, daß ich, der ich hier zu Ihnen rede, über hunderttausend Franken in dieser ganzen dummen Geschichte verliere ... Nein, nein, Frankreich vom Feind überschwemmt, in Brand gesteckt, zu Grunde gerichtet, die Industrie gezwungen, zu feiern, der Handel vernichtet, nein, das ist zu stark! Ein braver Mann, der? — wir haben genug davon, Gott beschütze uns davor ... Er steckt jetzt im Dreck und im Blut, mag er drin bleiben!"

Er machte mit der Faust eine energische Geberde, als ob er einen Elenden, der sich sträubte, in's Wasser

stoßen und darunter halten wollte. Dann trank er seinen Kaffee mit schmatzenden Lippen aus. Gilberte entlockte die schmerzerfüllte Zerstreutheit Henriettes, die wie ein Kind von ihr wurde bedient, ein unwillkürliches leises Lachen. Als die Tassen leer waren, verweilte man noch längere Zeit in dem glücklichen Frieden des großen, kühlen Speisezimmers.

Und zur selben Stunde befand sich Napoleon III. in dem armseligen Weberhäuschen an der Straße von Doncherv. Schon um fünf Uhr morgens hatte er die Unterpräfektur verlassen; es war ihm unbehaglich, Sedan rings um sich zu spüren gleich Gewissensbissen und Drohungen; und im übrigen quälte ihn noch immerzu das Bedürfnis, sein empfindsames Herz dadurch ein wenig zu beruhigen, daß er für seine unglückliche Armee bessere Bedingungen erlange. Er wünschte, den König von Preußen zu sehen. Er war in eine Mietskalesche gestiegen und hatte die große, breite, mit hohen Pappeln umsäumte Straße eingeschlagen, diese erste Wegstrecke der Verbannung, die er in der Morgenkühle zurücklegte mit der Empfindung von der ganzen gefallenen Größe, die er, fliehend, zurückließ; und auf dieser Straße begegnete er Bismarck, der in aller Hast mit seinem alten Helm, in plumpen, beschmutzten Stiefeln, herbeigeeilt war, von der einzigen Sorge beherrscht, ihn hinzuhalten und zu verhindern, daß er den König sehe, solange die Kapitulation nicht unterzeichnet war. Der König weilte noch in Vendresse, vierzehn Kilometer weit entfernt. Wohin gehen? Unter welchem Dache

sollte er warten? Da unten war der Tuilerienpalast in einer Gewitterwolke versunken und verschwunden. Sedan schien bereits meilenweit zurückgeblieben zu sein, wie von einem Strom von Blut abgesperrt.

Es gab keine kaiserlichen Schlösser, keine amtlichen Wohnungen, nicht einmal mehr einen Winkel bei dem geringsten Beamten, wo er es wagen würde, sich niederzusetzen. Und in diesem Weberhäuschen wollte er seinem Untergang entgegensehen, in diesem elenden Häuschen, das er am Straßenrande bemerkte, mit seinem schmalen, von einer Hecke umschlossenen Gemüsegarten, seiner einstöckigen Front mit den kleinen trüben Fenstern. Oben das Zimmer, einfach mit Kalk getüncht und mit Steinfliesen belegt, hatte keine anderen Möbel als einen Tisch aus weichem Holz und zwei Strohsessel. Da wartete er stundenlang geduldig, zuerst in Gesellschaft Bismarcks, der lächelte, als er ihn von Großmut sprechen hörte; dann schleppte er allein sein Elend umher und drückte sein erdfahles Gesicht an die Fensterscheiben, noch einmal diesen Boden Frankreichs, diese Maas betrachtend, die so schön durch weite fruchtbare Gefilde dahinfloß.

Dann kamen am nächsten Morgen und an den folgenden Tagen die anderen schrecklichen Stationen: das Schloß Bellevue, dieser lachende, bürgerliche, den Fluß beherrschende Herrensitz, wo er übernachtete, wo er nach seiner Zusammenkunft mit König Wilhelm weinte; die grausame Abreise, wobei Sedan aus Furcht vor dem Zorn der Besiegten und Ausge-

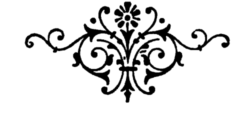
hungerten vermieden wurde; die Schiffbrücke, welche die Preußen bei Iges geschlagen hatten; der lange Umweg im Norden der Stadt, die Querstraßen und die entlegenen Wege von Floing, Fleigneux und Illy — diese ganze klägliche Flucht in offener Kalesche; und da, auf der tragischen, mit Leichnamen überfüllten Hochfläche von Illy die legendenhaft gewordene Begegnung: der jammervolle Kaiser, der nicht einmal mehr den Trab der Pferde ertragen konnte und, unter einem heftigen Anfall ganz zusammengebrochen, vielleicht noch mechanisch seine ewige Cigarrette rauchte, indes eine Herde von Gefangenen, die abgezehrt, mit Blut und Staub bedeckt von Fleigneux nach Sedan gebracht wurde, sich am Straßenrande aufstellte, um den Wagen vorbei zu lassen, die ersten schweigend, die zweiten grollend, die dritten allmälich außer sich geratend und mit geballten Fäusten mit einer Geberde der Beschimpfung und des Fluches in Hohnrufe ausbrechend. Dann die endlose Fahrt über das Schlachtfeld, eine Meile lang aufgewühlte Wege, zwischen den Trümmern, zwischen den Toten mit weit geöffneten drohenden Augen, dann das kahle Gelände, die großen, stummen Wälder, und oben auf der Höhe die Grenze, dann das Ende von allem, das drüben mit der von Fichten umsäumten Straße im engen Thalgrund versank.

Und welche erste Nacht der Verbannung in Bouillon in einem Wirtshause, in dem Gasthof zur Post, das von einer solchen Menge geflüchteter Franzosen und bloß Neugierigen umlagert war, daß der Kaiser ge-

glaubt hatte, sich zeigen zu müssen — inmitten von Murren und Pfeifen! Die Stube, deren drei Fenster auf den Hauptplatz und die Semoy gingen, war die alltägliche Stube mit den mit rotem Damast überzogenen Stühlen, mit dem Spiegelschrank aus Mahagoni, dem Kamin mit der Stockuhr aus Zink, und zu beiden Seiten derselben Muscheln und Vasen mit Kunstblumen unter einem Glassturz. Rechts und links von der Thüre zwei gleiche schmale Betten. In dem einen lag ein Adjutant, der vor Müdigkeit von neun Uhr an wie ein Stein schlief. In dem andern mußte sich der Kaiser lange umherwälzen, ohne den Schlummer zu finden; und er erhob sich, um mit seinem Leiden auf und ab zu gehen; es bot sich ihm nur die Zerstreuung, an der Mauer neben dem Kamin die Holzschnitte anzusehen, die sich da befanden; der eine Rouget de Lisle darstellend, wie er die Marseillaise singt; der andere das letzte Gericht: ein grimmiger Trompeten-Weckruf der Erzengel, die alle Toten zwingen, aus der Erde herauszukommen, die Auferstehung der Leichen auf den Schlachtfeldern, die emporsteigen, um vor Gott Zeugnis abzulegen.

In Sedan waren der Troß des kaiserlichen Hausstaats, die lästigen und verwünschten Gepäckstücke, verlassen hinter den Fliederbäumen des Unterpräfekten zurückgeblieben. Man wußte nicht mehr, wie man ihn verschwinden lassen, ihn den Augen der armen Leute, die vor Hunger draufgingen, entziehen sollte, so unerträglich wurde der herausfordernde Uebermut,

der ihnen aufgeprägt war, die scheußliche Ironie, die ihnen die Niederlage verlieh. Man mußte eine stockfinstere Nacht abwarten, die Pferde, die Kutscher, die Packwagen mit ihren silbernen Kasserolen, ihren Bratspießen, ihren Körben voll feiner Weine, verließen in aller Heimlichkeit Sedan und zogen gleichfalls nach Belgien davon, auf düstern Straßen, unter sachtem Geräusch und in einem scheuen Schauder, als wäre es ein Diebstahl.



45,

